This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Gespräche
Friedrichs des Großen
mit
Henri de Catt

HARVARD COLLEGE LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

7259

Gespräche

Friedrichs des Großen

mit

Henri de Catt

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1885

Ger 4295.14.5
~~Ger 4295.14~~

HARVARD COLLEGE LIBRARY
SEP 18 1906
HOHENZOLLERN COLLECTION

Vorrede

Die Aufzeichnungen, welche sich Friedrichs des Großen Vorleser, Henri de Catt, über seine Unterhaltungen mit dem Könige während mehrerer Jahre des siebenjährigen Krieges gemacht hat, gehören unstreitig zu dem Interessantesten, was über den größten Mann des achtzehnten Jahrhunderts bekannt geworden ist. Sie sind als zweiundzwanzigster Band der Publikationen aus den königlich-preußischen Staatsarchiven von R. Koser herausgegeben worden und werden nicht nur den Freunden der Geschichte, sondern allen denjenigen, welche geistreiche Lektüre lieben, hiermit in einer Auswahl dargeboten, welche für ein größeres Publikum bestimmt ist als das, welches die Originalpublikation finden dürfte.

Einmal sind nämlich die Tagebücher weggelassen, das heißt die Notizen, welche Catt gewöhnlich am Abend, nachdem er vom Könige entlassen worden war, für sich gemacht und aus welchen er dann später durch sorgfältige Überarbeitung seine Denkwürdigkeiten zusammengestellt hat, die allein unsrer Auswahl zu Grunde liegen. Denn jene Tagebücher sind mehr eine Fundgrube für den Geschichtschreiber als Gegenstand einer wirklichen Lektüre.

Aber auch aus den Memoiren wurde vieles weggelassen, was teils anderweitig zu bekannt, teils aus bessern Quellen in richtigerer Fassung zu lernen ist. Das letztere gilt vor allem von den Berichten über kriegerische Vorgänge, die

Catt von andern Offizieren erhielt, und dann, wie der Herausgeber ausführt, dem Könige in den Mund legt. Im letzten Teile war diese Scheidung jedoch nicht mehr ganz durchführbar, weil dort die Erwähnung der militärischen Operationen mit den Aeußerungen des Königs zu eng verbunden ist und diese ohne jene unverständlich geblieben wären.

Große Sorgfalt ist auf die Verbesserung der Interpunktion und der Schreibfehler Catts verwendet worden, eine Verbesserung, ohne welche manche gerade der interessantesten Stellen unverständlich geblieben wären.

Wer Friedrich den Großen kennt, wird sich gewiß bei der Lektüre des Buches darüber wundern, daß er einen Mann gegen verhältnismäßig gute Bezahlung in seinen Dienst nahm, der meist nicht ihm, sondern dem er vorlas, und der, soweit man aus seinen Memoiren urteilen kann, keine andern Pflichten hatte, als zuzuhören und zur Gesellschaft zu dienen.

Mit vollem Rechte setzt der Herausgeber auseinander, daß Catt Friedrichs Sekretär gewesen ist und alle Dienste eines solchen Beamten versehen hat. Aber Andeutungen darüber entschlüpfen Catt, wenn wir recht gesehen haben, zwar in den Tagebüchern mehrfach, dagegen in den Memoiren nur einmal (S. 297). Dies erklärt sich daraus, daß das Tagebuch nur für ihn selbst, die Denkwürdigkeiten dagegen für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, was daraus zu schließen ist, daß Catt mehrfach „seine Leser" anredet. An jener Stelle konnte er aber die Andeutung nicht weglassen, ohne den ganzen Zusammenhang zu stören.

Wer also Catts Erinnerungen gutgläubig durchliest, der muß zu dem Glauben, man könnte sagen verführt

werden, er sei lediglich ein geistreicher, unterhaltender Freund des Königs, ein Mann in einer Stellung wie Argens, Alembert und Voltaire gewesen.

Dieser eine Umstand ist bezeichnend für den Charakter des Mannes und giebt den richtigen Standpunkt für die Beurteilung seiner Auffassung des Charakters Friedrichs des Großen. Er war ein ziemlich eitler Mann von kräftigem Egoismus, der keine geringe Sorge darauf verwandte, der Nachwelt im besten Lichte, ja im Lichte einer Vollkommenheit zu erscheinen, welche künstlich zurecht gemacht ist und die der hingebenden, unbekümmerten Offenheit des Königs gegenüber häufig einen unwiderstehlich komischen Eindruck macht.

Ein starrer, ungesalzener Calvinist, hat er in seiner geistigen Zusammensetzung keine Spur von Witz und versteht absolut keinen Spaß an andern. Friedrich mit seinem unaufhörlich hervortretenden Bedürfnisse nach geistiger Erholung und der Gabe, allen Dingen und Personen leicht eine lächerliche Seite abzugewinnen, blieb dem frommen Schweizer eigentlich stets ein fremdartiges, unverständliches Wesen, das er mit einer Art von pathologischem Interesse betrachtet.

Freilich hat er dabei viele außerordentlich gute Seiten. Er ist zurückhaltend, unparteiisch, ehrlich, korrekt und zuverlässig — aber was für ein Gegensatz zu Friedrichs Offenheit, manchmal geradezu kindlicher Gutmütigkeit, seiner Frische in der Empfänglichkeit für neue Eindrücke, seiner Höflichkeit, die aus dem innersten Herzen kommt, seinem Witze, dem nichts entgeht, was ihm entgegentritt!

Für das leichte Spiel eines überlegenen Geistes, der auch dem unbedeutenden Vorleser gegenüber niemals ängst-

lich bedacht ist, seine Stellung zu bewahren, sondern sich in freier Laune gehen läßt, fehlt Catt nicht selten das rechte Verständnis. Aengstlich notirt er jeden Widerspruch, in welchen sich der König verwickelt, wenn er heute etwas behauptet, was mit seinen Aussprüchen vor acht Tagen, die er längst bei seinen schweren Sorgen vergessen hat, in Kontrast steht.

Da kommt freilich Catt besser weg. Er hat keine Launen, da ihn nichts bedrückt; er vergißt nie, was er einmal behauptet hat, und bleibt daher stets bei seiner Ansicht stehen. So macht er denn auf sich selbst den Eindruck überlegener Weisheit, während der König schwankend und inkonsequent erscheint.

Seine Schwächen entgingen dem Könige keineswegs. Zwar ist von Catt sorgfältig alles weggelassen worden, wodurch man Friedrichs Ansicht über ihn kennen lernen könnte. Aber einmal konnte er doch eine Aeußerung nicht ausmerzen, ohne den ganzen Gedankengang zu stören. In einer Unterhaltung über die Unsterblichkeit der Seele (S. 96, 98) sagt ihm der König geradezu, sein (Catts) Hauptbeweggrund zu diesem Glauben sei seine Eitelkeit.

In Catt wohnten zwei Seelen. Einmal kann er dem unbeugsamen Mute, der ihm wie so vielen andern gegenüber bewiesenen Gutherzigkeit, der unermüdlichen Thätigkeit, der rührenden Familien- und Vaterlandsliebe, die so oft einen ergreifenden Ausdruck findet — all diesen und so vielen andern großen Eigenschaften des geplagten Königs, der dem Sekretär immer noch ein kleines Stück seiner großen Seele offen hält, seine Bewunderung nicht versagen. Er hätte kein menschliches Herz haben müssen, wenn ihn das stets wiederholte Schauspiel großartigster Selbstverleugnung und kindlicher Offenheit des Gemütes nicht ge-

rührt hätte. Oft bricht er in Thränen aus und spricht mit begeisterter Liebe von dem gequälten königlichen Feldherrn; dann aber zeigt er wiederum häufig genug eine Abneigung gegen Friedrich, die sich in allerlei kleinen Zügen und besonders in der Beurteilung von Friedrichs religiösen und politischen Ansichten äußert.

Diese Stimmung erklärt sich, wie der Herausgeber in der Einleitung auseinandersetzt, daraus, daß Catt bei der Abfassung der Memoiren in Ungnade gefallen war. Aber gerade diese dem Könige, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, abgeneigte Gesinnung Catts macht das Gesamtbild, welches die Lektüre ergiebt, nur umso wertvoller. Friedrich ist seinem Sekretär gegenüber so offen wie Cicero in seinen Briefen, aber die unaussprechliche Liebenswürdigkeit eines durch und durch edeln Charakters erscheint dabei im hellsten Lichte.

Für uns ist gerade die Gesinnung Catts gegen den König unschätzbar. Nur so ist er dazu gekommen, nicht eine langweilige Lobhudelei zu schreiben, wie etwa der Feldprediger Küster, sondern ein lebensvolles und für die Charakterschilderung des Königs unendlich wichtiges und dabei überaus interessantes Buch, dessen völliger Zuverlässigkeit im großen und ganzen es keinen Abbruch thut, daß manche kleine Irrtümer in Einzelheiten mit unterlaufen, wie sie von R. Koser in der Einleitung nachgewiesen sind. Keine Schwäche Friedrichs fehlt: seine Neigung zu Maccaroni und Pasteten, die ihm Verdauungsbeschwerden zuzieht, deren Ursprung ihm nachher völlig rätselhaft erscheint — seine schreckliche Heftigkeit, die oft auf Augenblicke weichster Gefühlsäußerungen folgt — seine Sucht, handgreifliche Neckereien (besonders mit dem armen

Guichard) vorzunehmen — seine soldatisch derben Ausdrücke — seine armen lateinischen Phrasen, die regelmäßig fehlerhaft sind — kurz so vieles andre, welches uns den größten Mann seiner Zeit in menschliche Nähe rückt.

Unwiderstehlich komisch wirken die Gespräche durch die in ihnen enthaltenen Gegensätze. Ist schon manchmal die bloße Gegenüberstellung des Königs und de Catts außerordentlich erheiternd, weil beide gänzlich verschiedenen geistigen Sphären angehören, so trägt besonders ein Mann, dessen Name fortwährend vorkommt, wenn auch unfreiwillig, dazu bei.

Catt führt getreulich jedes Wort des Königs über Voltaire an. Wenn dieser nun von Friedrich abwechselnd als bigre, bougre, coquin, vieux singe, drôle, polisson, faquin, drille — und dann wieder als Patriarch der Literatur bezeichnet wird, so ist dies kaum weniger komisch als der Gegensatz zwischen der gänzlichen Verurteilung von Voltaires Charakter und den zahlreichen Redewendungen, welche aus Candide, den Voltaire in dieser Zeit dem Könige überschickt, hergenommen sind. Ja, mit Candide geht es nicht anders. Einmal behauptet Friedrich, Candide, ein Buch, in Vergleich mit welchem Zolas Nana ein frommes Erbauungsbuch genannt werden muß, sei der beste Roman, den er kenne (obgleich Voltaire darin die Preußen unter dem Namen der Bulgaren verspottet), und ein andres mal erklärt er ihn für indecent.

Doch wir brechen hier ab, da es nicht möglich ist, auf die Fülle der Betrachtungen, zu welchen die Memoiren Veranlassung geben, ausführlich einzugehen, und verweisen unsre Leser auf das Buch selbst.

1

Im Juni 1755 hatte ich einen Besuch auf einem Landgute zwischen Amsterdam und Utrecht gemacht. Ich rief, um nach Utrecht zurückzukehren, die Barke an, welche zwischen beiden Städten verkehrte. Die Kajüte war für einen Passagier reservirt. Ich mußte also im Vorderteile des Schiffes bleiben.

Nach einiger Zeit kam aus der Kajüte ein Mann in zimmetbraunem, goldverbrämtem Anzug heraus. Er trug eine schwarze Perrücke, Gesicht und Anzug waren voll von spanischem Schnupftabak. Er betrachtete mich aufmerksam, und fragte mich ohne weiteres:

— Mein Herr, wer sind Sie?

Der ungenirte Ton seiner Frage gefiel mir nicht, besonders da der Fragesteller seinem Aeußern nach kein besonders hochstehender Mann war. Ich verweigerte ihm daher jede Auskunft über meine Person. Er erwiederte im ersten Augenblick nichts, sagte aber dann in höflicherem Tone:

— Mein Herr, kommen Sie in meine Kajüte hinein. Sie werden dort weniger von dem Rauche leiden.

Die Höflichkeit, mit welcher er diese Worte aussprach, stimmte mich milder. Außerdem hatte sein ganzes Aeußere großen Eindruck auf mich gemacht. Ich trat also in die Kajüte. Wir fingen eine Unterhaltung an.

— Sehen Sie, sagte er, der Mann, der da in seinem Garten raucht, kann unmöglich glücklich sein.

— Das weiß ich wirklich nicht, aber ich glaube nicht, daß man, ohne die Lebenslage und Sinnesart eines Mannes zu kennen, darüber urteilen kann, ob er glücklich oder unglücklich ist.

Der Reisende gab mir Recht und fing an von der Regierung der Niederlande zu sprechen. Er beurteilte sie scharf, offenbar, um meine Meinung zu hören. Ich hielt auch nicht damit hinter dem Berge und gab ihm zu verstehen, daß er nichts davon verstehe.

— Sie haben ganz Recht, sagte er, man soll nicht über Dinge urteilen, die man nicht versteht.

Darauf fing er an über Religion zu sprechen, verbreitete sich mit großer Beredsamkeit über alles Unheil, welches die scholastische Philosophie angerichtet habe, und wollte beweisen, daß es keine Schöpfung der Welt geben könne. Den letzten Punkt gab ich ihm nicht zu.

— Aber, sagte er, wie ist es denn möglich, daß etwas aus nichts entsteht?

— Davon ist keine Rede, erwiederte ich. Es kommt lediglich darauf an, ob ein solches Wesen, wie wir uns Gott vorstellen, dem Nichts Leben verleihen kann.

Er schien mir verlegen und antwortete:

— Aber die Welt ist ja ewig.

— Da bewegen Sie sich in einem Kreise, aus dem Sie nicht herauskommen können.

Er fing an zu lachen und sprach von etwas anderm.

— Welche Regierungsform halten Sie für die beste? fragte er.

— Die Monarchie, wenn der König gerecht und aufgeklärt ist.

— Ganz richtig, aber wo giebt es solche Könige?

Und nun fing er an so gegen die europäischen Fürsten zu deklamiren, daß kein Mensch auf die Idee gekommen wäre, daß er selbst zu ihnen gehörte. Zuletzt sagte er, er bemitleide sie, besonders deswegen, weil sie den Genuß der Freundschaft nicht kennten.

— Ich habe nicht die Ehre, die Könige zu kennen, aber nach dem, was ich aus der Geschichte gelernt habe, glaube ich, daß Sie recht haben.

— Gewiß habe ich recht. Ich sage Ihnen, ich kenne die Herren, von denen ich spreche.

Darauf sprachen wir von der Literatur. Der Fremde äußerte sich über Racine mit großer Bewunderung und Begeisterung. Während er sprach, versuchte er eins der Kajütenfenster herunter zu lassen, kam aber nicht damit zu stande.

— Sie verstehen nichts davon, sagte ich. Ich werde das Fenster herunterlassen.

Aber ich wurde auch nicht damit fertig. Darauf sagte der Fremde:

— Nun erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß Sie ebensowenig davon verstehen wie ich.

— Sie haben recht. Verzeihen Sie mir, es war voreilig von mir, Ihnen Ungeschicklichkeit vorzuwerfen.

— Sind Sie in Deutschland gewesen?

— Nein, aber ich möchte gern eine Reise nach Deutschland machen. Besonders gern würde ich Preußen und den König von Preußen sehen, von dem so viel gesprochen wird.

Darauf sprach ich von den Thaten des Königs, aber der Fremde ließ mich nicht ausreden, sondern sagte:

— Ach, was! Lassen wir die Könige, wo sie sind. Was gehen uns die an! Wir wollen lieber von etwas Angenehmerem sprechen und uns dadurch die Langeweile der Reise vertreiben. — Wie können Sie es in diesem wässerigen Lande aushalten? Wollen Sie noch lange in Holland bleiben?

— Nein, meine Studien auf der Universität Utrecht bei dem berühmten Professor Wesseling sind bald beendet.

— Wesseling habe ich als einen gescheiten Mann rühmen hören. Aber Sie werden mir zugeben, daß diese ganze Art Leute Pedanten sind, Wesseling ist vielleicht nicht so schlimm wie die andern; wenigstens nennt er sich nicht Wesselenius.

Nun sprach er ausführlich über verschiedene Punkte der Wolffischen Philosophie.

— Ich habe mich viel mit diesen Fragen beschäftigt, sagte er endlich, meine Eltern wünschten nicht, daß ich studirte, aber ich habe es heimlich gethan und bereue es nicht. Was ich am wenigsten studirt habe, ist die Politik, sie besteht aus Lug und Trug und paßt nicht für meinen Charakter. —

Am nächsten Morgen erfuhr ich, daß der Fremde, der sich für den Kapellmeister des Königs von Polen ausgab, der König von Preußen war. Nach sechs Wochen erhielt ich einen Brief von ihm mit dem Anerbieten, (als Vorleser) in seine Dienste zu treten. Krankheit verzögerte die Sache, und ich trat erst im Jahre 1758 die Reise nach Breslau an, wo ich am 13 März anlangte.

2

Hauptquartier Grüssau, 22 März 1758

— Sagen Sie mir aufrichtig, fing der König an, für wen hielten Sie mich, als wir uns kennen lernten?

— Für einen sehr unterrichteten, sehr lebhaften und sehr absprechenden vornehmen Franzosen.

— Unterrichtet bin ich, lebhaft auch, vielleicht zu sehr, aber absprechend — das ist nicht mein Fehler, ich nahm diesen Ton nur künstlich an.

— Gerade dieser Ton hätte mich aber aufmerksam machen sollen.

— Er war also recht auffallend?

— Sehr auffallend.

— Aber worin denn besonders?

— In dem, was Ew. Majestät von hochgestellten Männern, Fürsten und Königen sagten. Majestät behaupteten

zwar, die Regierungen nicht genau zu kennen, aber als Sie die Fürsten tadelten, welche die Wissenschaften nicht beschützen, entschlüpfte Ihnen der Ausdruck: Was mich anlangt ...

— So, das haben Sie also bemerkt?

— Gewiß, denn Majestät machten eine Pause und fuhren dann fort: Was mich anlangt, so gebe ich derartige Fürsten auf und will nichts von ihnen wissen. — Aber, warf ich ein, es giebt doch manche Fürsten, welche die Wissenschaften und ihre Vertreter begünstigen. — O ja, man behauptet, daß der König von Preußen zu dieser Kategorie gehört, und daß er viel Papier voll schreibt oder vielmehr voll schmiert, in Versen und in Prosa. Aber ich mag nichts von ihm wissen. — Warum nicht? — Ein königlicher Schriftsteller ist ein schlimmes Ding. Seiner Schriftstellerei wegen wird er häufig die Staatsverwaltung vernachlässigen, die doch in erster Linie seinen ganzen Eifer verdient. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß ein derartiger Schriftsteller der ärgste aller Pedanten ist. Wenn ich meine Reise durch Holland beendigt habe, gehe ich vielleicht nach Preußen. Dann werde ich ja sehen, was der König für ein Mann ist. Man spricht ja außerordentlich viel von ihm, und ich glaube, man wird, nach dem was ich höre, auch künftig noch von ihm sprechen. Wenn ich dann aus Preußen zurückkomme und noch einmal das Vergnügen habe, Sie zu treffen, so will ich Ihnen mitteilen, was an dem Könige von Preußen ist.

Der König kam oft auf dieses Gespräch zurück, welches ihn, wie er sagte, sehr erheitert hatte.

— Ich habe, fuhr er fort, eine Reise nach Straßburg gemacht. Ich hatte den Namen eines reichen Böhmen angenommen und hieß Graf du Four. Mein einziger Begleiter war Algarotti. Die Reise war tragikomisch. Ich habe sie in einem Gedichte beschrieben, dem Voltaire seinen Beifall nicht versagt hat. Sie sehen also, daß ich gar kein so schlechter Dichter bin, wie Sie vielleicht glauben möchten.

Gleich am ersten Tage fragte ein Offizier, der an der Table d'hôte neben mir saß, wer Algarotti sei. Ich antwortete: Der Herr ist ein Italiener aus Italien.*) — Der Offizier nahm meine Antwort übel und sagte: „Sie wollen mich zum besten haben. Was ist das für eine eine Antwort?" Als Algarotti sah, daß die Sache eine unangenehme Wendung nehmen konnte, redete er den Offizier an, beschwichtigte den Unmut desselben durch seine Höflichkeit, und das Diner endete mit vielen Flaschen Champagner, die wir zusammen tranken.

Da ich manche Verbindungen in der Stadt angeknüpft hatte, so lud ich meine Bekannten zu Tisch ein. Der Herzog von Broglie hatte davon gehört und sagte zu mehreren meiner Gäste: „Meine Herren, nehmen Sie sich nur in Acht, der Fremde hat Sie bloß eingeladen, um Ihnen Ihr Geld im Spiel abzugewinnen." — Als ich selbst eingeladen war, und man ein Spielchen vorschlug, sagte ich: „Meine Herren, ich spiele nicht. Mein Vater hat mir die Erlaubnis zu reisen nur unter der strengen Bedingung gegeben, daß ich keine Karte anrühre, und ich bin ein zu guter Sohn, um nicht den Befehlen meines lieben Vaters Folge zu leisten." — Als der Herzog von Broglie dies hörte, sagte er: „Das ist nichts als eine Finte. Ich sage es Ihnen noch einmal: Nehmen Sie sich in Acht."

Ein Satan von Tambour, der in Potsdam gestanden hatte, erkannte mich und sagte zu dem Herzoge: „Gnädiger Herr, der Fremde ist der König von Preußen." — „Du lügst, es ist nicht wahr." — „Es ist die reine Wahrheit, gnädiger Herr."

Der Herzog ließ mich ersuchen, den Abend in einem gewählten Kreise bei ihm zuzubringen. Als ich ankam, sah ich den Herzog mit dem Tambour in einer Ecke stehen. Er hielt ihn beim Arme und sagte so laut, daß ich es

*) Wahrscheinlich hatte Algarotti in seinem Verkehr mit dem Könige den bekannten Ausdruck Romano di Roma gebraucht, der einen echten Römer bezeichnet und hier von diesem scherzhaft nachgeahmt wird.

hören konnte: „Schuft, ist das wirklich der König von Preußen?“ — „Gewiß, gnädiger Herr, er ist es ganz sicher.“

Mit ernster Miene kam der Herzog auf mich zu und sagte: „Mein Herr, ich bin Feldmarschall, habe, wie Sie sehen, einen Orden und das Gouvernement der besten Provinz von Frankreich. Es wird behauptet, daß Sie der König von Preußen sind. Ist es wahr?“

„Ich König? Mein Herr, Sie erlauben sich einen Spaß mit mir. Ich bin ein harmloser Edelmann, dem sein Vater erlaubt hat, sich große Städte und große Männer, wie der Herr Marschall einer ist, anzusehen.“

„Gut, dann sind Sie sein Bruder.“

„Ich versichere Sie, es ist nicht wahr.“

„Sie kennen ihn also wenigstens?“

„Nicht mehr als Sie.“

„Frau Herzogin, da sehen Sie, wie man belogen wird,“ rief der Herzog aus, indem er den armen Tambour, der in seiner Ecke bleiben mußte, mit wütenden Blicken ansah.

Bald nachher ging ich fort und reiste sogleich ab. —

Der König erzählte diesen Vorgang sehr gern, und jedesmal, wenn er davon sprach, setzte er mir auseinander, wie gefährlich es, besonders auf Reisen, sei, fremde Leute mit Neckereien zu verfolgen, die man sich nicht einmal gegen seine besten Freunde erlauben sollte.

3

Kurz nachdem mir der König die Geschichte seines Aufenthaltes in Straßburg erzählt hatte, wurde der Kapitän Guichard gemeldet. Er trat ein und stellte sich mit den Worten vor, er sei glücklich, einem so großen Fürsten dienen zu können, einem Manne, von dem man so viel spreche ...

— Mein Herr, für einen Mann, der von der Universität kommt, sprechen Sie ja wunderschön. Selbst der Sohn von Molières Diafoirus könnte nicht besser reden.

— Sire, ich spreche die Wahrheit ...

— Infolge der Nachrichten, welche Hellen mir über Sie zukommen ließ, habe ich Sie in meinen Dienst genommen. Vorläufig stelle ich Sie à la suite der Armee. Sie werden beim Hauptquartier bleiben, bis ich Ihnen eine andre Stellung anweise. Ich habe Ihr Werk über die Kriegskunst der Alten durchblättert. Warum ist die Vorrede so gut und das Buch selbst so schlecht geschrieben?

— Die Vorrede hat ein andrer geschrieben, das Werk ist von mir selbst.

— Wer hat die Vorrede geschrieben?

— Maubert.

— Maubert, der ehemalige Mönch? Wo zum Teufel haben Sie die Bekanntschaft dieses Schuftes gemacht? Der Kerl schreibt für bestimmte Bezahlung gegen die Fürsten.

— In London.

— Wahrscheinlich in einem B.....?

— Gewiß nicht, Sire. Es war ein merkwürdiger Zufall, aber die Sache langweilt Ew. Majestät vielleicht?

— Nein. Die Geschichte ist gewiß amüsant, und wir werden zu lachen haben.

— Ich kam von einem Souper und war dicht bei meiner Wohnung. Da höre ich ein entsetzliches Geschrei, sehe zu was es ist und komme gerade in dem Augenblicke herbei, als ein Mensch der Kammerjungfer einer Lady Gewalt anthun wollte.

— Der Mensch war natürlich Maubert.

— Nein, Sire, dazu ist er doch zu anständig.

— Der anständig, Gott bewahre!

— Ich laufe dem Mädchen zu Hilfe, da kommt noch jemand an, der mir dabei hilft, das arme Ding zu retten. Der Helfer war Maubert. Wir begleiten das Mädchen zu ihrer Lady und ich sagte ihr meinen Namen und meine Wohnung. Maubert bat ich, mit in meine Wohnung zu kommen. Zuerst scherzten wir über unser gemeinschaftliches Abenteuer. Dann sprach ich mit ihm über das Buch, an dem ich arbeitete. Auf diese Weise wurden wir bekannt.

— Das ist ja eine höchst wunderbare Geschichte! Haben Sie nachher nichts mehr von dem Mädchen gehört?

— O ja, Sire. Am nächsten Morgen kam sie zu mir. Ihre Lady ließ mir sagen, sie würde sich glücklich schätzen, die Bekanntschaft eines so entschlossenen und galanten Mannes zu machen.

— Bravo! Sie gingen also hin und die Lady verliebte sich sterblich in Sie?

— Gewiß, sie wollte mich heiraten, aber während der Vorbereitung zur Hochzeit bekam sie die Pocken und starb.

— Herr Guichard, war da nicht vielleicht eine jüngere Schwester im Spiel, und die ältere starb vor Eifersucht?

— Nein, Sire, ich schwöre ...

Während der ganzen Erzählung hatte der König nicht aufgehört zu lachen.

— Sie haben mich köstlich amüsirt. Nie hätte ich gedacht, daß man in Leiden so gut erzählen lernt. Ich mache mir nur Vorwürfe darüber, Ihren Schmerz erneuert zu haben. Die Erinnerung muß zu traurig für Sie sein. So wollen wir denn lieber von Ihrem Buche sprechen. Sie glauben also, daß nur die römischen Soldaten tapfer und imstande waren, große Märsche und Anstrengungen auszuhalten und schweres Gepäck zu tragen, und daß meine Soldaten nicht mit ihnen zu vergleichen sind?

— Majestät, ich glaube, Ihre Soldaten sind eben so tapfer wie die der Römer, nur bin ich fest überzeugt, daß die Römer ihnen im Tragen von schwerem Gepäck und in der Länge der Märsche überlegen waren.

— Meinen Sie? ... Urteilen Sie nicht zu schnell, Herr unglücklicher Liebhaber einer Lady. Sie werden ja unsere Märsche sehen und beurteilen können, was der preußische Soldat auf dem Marsche zu tragen hat. — Leben Sie wohl, meine Herren. Sie, unglücklicher Liebhaber und ehemaliger Sekretär des großen Cäsar, setzen Sie Ihr Gepäck in Bereitschaft, und Sie, Catt, kommen Sie morgen zu derselben Stunde wieder. —

4

Grüssau, 16 April

Jedes mal, wenn mir der König ein Trauerspiel vorlas, stellte er die Bedingung, daß er einmal während jedes Aktes eine Prise nehmen dürfte.

— Ich kann das Schnupfen nicht aufgeben, sagte er, ich habe es mir zu sehr angewöhnt. Und dabei mache ich mir das Gesicht und den Anzug schmutzig. Es ist etwas Abscheuliches, ich bin schon fast so salopp wie unser guter Marquis d'Argens.

Als die Nachricht von der Kapitulation von Schweidnitz ankam, sagte er: Die Nachricht ist wirklich soviel wert wie eine Tragödie. Und doch ist es schrecklich, so viel tapfere Leute in die andre Welt zu befördern. Und für was? Für einige elende Morgen Land und ein paar Hütten!

— Ich will die Geschichte dieses Krieges schreiben. Sehen Sie, hier liegen meine Notizen. Die Kriege von 1740 und von 1744 habe ich schon beschrieben. Ich werde Ihnen beide Bücher vorlesen, wenn wir das Glück haben, unsre Penaten wiederzusehen. Ich schreibe für meine Familie und für die Nachwelt: sie sollen mir mein unwiderrufliches Urteil sprechen. Freilich beurteile ich mich selber alle Tage mit der größten Strenge, denn, glauben Sie, mein Lieber, wir Don Quixotes machen manchmal schreckliche Fehler. Diese Fehler gestehe ich offen ein, und dieses Geständnis wird die Folge haben, daß man der Erzählung meiner tadellosen Handlungen Glauben schenkt; wenigstens sind meine Absichten immer rein gewesen, und ich habe mich stets davor in Acht genommen, meinen Verstand von meinem Herzen und mein Herz von meinem Verstande regieren zu lassen. —

Schwenkfeld, 19 April

Der König ließ mich um 3 Uhr nachmittags zu sich rufen.

— Nun fängt der Sommerfeldzug an, sagte er, Gott weiß, wie er endet und was aus mir wird. Es giebt nichts Schrecklicheres als fortwährend Krieg führen zu müssen. Das dumme Volk hält mich für einen glücklichen Menschen. Aber ich bin nicht glücklich, selbst in Potsdam

nicht, welches ich übrigens vielleicht nie wiedersehen werde. Sehen Sie, was ich für ein herrliches Leben führe: jeden Morgen vierzig Briefe lesen, von denen zwei Viertel gar nichts besagen, ein Viertel sehr gleichgiltig oder sehr schwer zu beantworten, und das letzte Viertel außerordentlich unangenehm ist. Sie kennen mich vielleicht noch nicht ordentlich, aber ich versichere Sie, ich möchte als Privatmann leben können. Ich würde ein einfaches und eingezogenes Leben meinem Throne vorziehen. Ich bin mit 1200 Thalern ausgekommen und ich würde mich mit noch weniger begnügen, um nur ruhig leben zu können. Ein Privatmann kann für acht Groschen täglich leben, aber das sind alles Luftschlösser. Ich habe eine Stellung die ich ausfüllen muß, und ein Volk, welches ich — Gott ist mein Zeuge — liebe und glücklich machen möchte. Ich muß auf meinem Posten bleiben, es mag kosten was es will, und mich für mein Volk opfern. —

Nimptsch, 21 April

Wir sprachen von der Erziehung.

— Die Hauptsache, wenn man die Menschen leiten will, sagte der König, besteht darin, ihren Geschmack, ihre Ansichten und ihre Schwächen zu kennen. Schwächen haben wir alle. Meine Großmutter von Hannover fragte den französischen Gesandten einmal, wie es möglich sei, daß so viele Französinnen sich verführen ließen.

„Majestät, erwiederte er, Diamanten!"

„Aber wer wird sich für Diamanten verkaufen?"

„Nun, für hunderttausend Thaler!"

„Abscheulich, für Geld!"

„Ein schönes Perlenhalsband!"

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, Marquis, hören Sie auf!" —

Meine Großmutter hatte eine große Vorliebe für Perlen, das war ihre Leidenschaft. Sehen Sie, so sind alle Menschen.

Neisse, 25 April

Als der König ankam und vom Pferde stieg, fand er den Adel und die Geistlichkeit versammelt, um ihn zu em-

pfangen. Seine Majestät war nicht sehr guter Laune, weil er bei dem Ritte sehr gefroren hatte.

— Meine Herren, sagte er zu den Geistlichen, ich weiß, daß die meisten von Ihnen das infame Gewerbe von Spionen treiben. Nehmen Sie sich in Acht, bemerke ich die geringste Unredlichkeit, so lasse ich Sie wie die gemeinste Canaille an einem Stadtthor aufhängen.

Die Herren gingen mit tiefen Verbeugungen ab.

— Sie haben keine Idee, mein Lieber, was die Priester für Schufte sind. Ich habe alles mögliche für sie gethan, und nichts als Verrat zum Dank bekommen. Unaufhörlich lassen sie dem Feinde Nachrichten zukommen und fügen mir damit den empfindlichsten Schaden zu. Kriege ich aber einen Prälaten, Domherr oder Priester, so soll seine Strafe allen andern zur Warnung dienen.

— Ich glaube gern, daß es unter ihnen wie in jedem andern Stande viele giebt, die nichts taugen, aber es sind doch auch viele Priester darunter, die niemals die geringste Niederträchtigkeit begehen würden.

— Viele, mein Lieber? Seien Sie nicht allzu sicher. Was sagen Sie zu dem Schurken Schaffgotsch, der mich auf die schändlichste Weise verraten hat, nachdem ich ihn mit Güte und Gnadenbeweisen überhäuft hatte? Er ist in Potsdam mein täglicher Gast gewesen, ich habe ihm jede Art von Gefälligkeit und Gnade bewiesen, und trotzdem hätte er mich, Breslau und meine Armee den Oesterreichern, die ihn verachten, ausgeliefert, wenn er es nur gekonnt hätte. Er erfuhr, daß ich von seinen Plänen wußte, und machte sich aus dem Staube. Nichts empört mich mehr als der Verrat und die Verräter. Wissen Sie, was ich thue, wenn ich dergleichen entdecke? Ich lese Marc Aurel. —

5

— In Münsterberg habe ich einen merkwürdigen Traum gehabt. Es ist wunderbar, daß ich so oft dasselbe träume. Mein Vater kam mit sechs Soldaten in meine Stube und befahl ihnen, mich zu binden und nach Magdeburg zu bringen.

„Aber warum?“ fragte ich meine Schwester, die Markgräfin von Baireuth. — „Weil du deinen Vater nicht lieb genug hast.“ — Als ich aufwachte, war mein Angstschweiß so stark, als käme ich aus einem Flusse heraus: was für sonderbare Gedanken, was für verrückte Vorstellungen bilden sich im Schlafe!

Welch ein schrecklicher Mann war mein Vater, aber zugleich wie gerecht, wie klug und wie geschäftskundig! Sie haben keine Vorstellung von der vortrefflichen Ordnung, welche er in allen Zweigen der Verwaltung eingeführt hat. Es hat nie einen Fürsten gegeben, der so fähig war wie er, in die geringsten Einzelheiten einzudringen, und das that er, wie er selbst sagte, um alle Teile der Verwaltung möglichst vollkommen zu machen. Durch seine Sorgfalt, seine unermüdliche Arbeit, seine stets von der strengsten Gerechtigkeit geleitete Politik, seine bewundernswürdige Sparsamkeit und die strenge Mannszucht, welche er in der von ihm geschaffenen Armee einführte — durch alles dies bin ich erst in den Stand gesetzt worden, zu thun, was ich bis jetzt ausgeführt habe.

Er war von außerordentlicher Mäßigkeit, aber er verlangte sie auch mit fast unerhörter Härte von andern. Spaßen konnte man mit ihm nicht. Stockschläge und Fußtritte waren denjenigen nur allzugewiß, die ihm in den Weg traten, wenn er übler Laune war.

Nie werde ich einen Vorgang vergessen, der mir damals fast ebenso entsetzlich war wie die schreckliche Szene in Küstrin, die ich Ihnen gleich erzählen werde.

Ich war noch ein Kind und deklinirte mit meinem Lehrer mensa mensae, dominus domini, ardor ardoris. Plötzlich tritt der König in das Zimmer. „Was machst du da?“ — „Papa, ich deklinire mensa mensae,“ sagte ich mit meiner Kinderstimme, die ihn hätte rühren sollen. — „Hund, du willst meinem Sohne Latein beibringen? Fort mit dir!“ und damit schlug er mit dem Stocke auf meinen Lehrer los und verfolgte ihn mit Fußtritten bis an die Thür des nächsten Zimmers. Von den Schlägen und dem Anblick

meines Vaters erschreckt, und halb tot vor Angst, kriecht ich unter den Tisch. Mein Vater kommt auf mich los (noch heute zittere ich, wenn ich daran denke), faßt mich bei den Haaren und zieht mich bis in die Mitte des Zimmers Indem er mir ein paar Ohrfeigen gab, rief er mir zu: „Komme mir noch einmal mit mensa und du sollst sehen, wie ich dich zurichte!“

In der ganzen Folgezeit sah mein Vater nur mit einem, mir noch heute unerklärlichen Widerwillen jede Beschäftigung meinerseits an, die darauf ausging, meinen Geist zu bilden. Meine Bücher, meine Flöte, meine Hefte flogen, wenn er ihrer ansichtig wurde, in den Ofen, und jedesmal bekam ich einige Schläge oder sehr energische Ermahnungen noch dazu. Die einzige Lektüre, die er gestattete, war die des neuen Testaments. Er predigte mir die Lektüre der Bibel und frommer Bücher so unablässig, daß man hätte glauben sollen, er wolle einen Theologen aus mir machen.

Die Härte meines Vaters gegen mich, meine Brüder und Schwestern (mit Ausnahme des Prinzen Heinrich, den er immer lieb hatte), die schreckliche, manchmal völlig unerträgliche Behandlung, das Verbot aller, auch der unschuldigsten und harmlosesten Vergnügungen, der fortwährende Zwang, dem ich unterworfen war, die stets erneute Furcht vor etwas schrecklichem — das alles ließ mich den allerdings sehr leichtsinnigen Entschluß fassen, das väterliche Haus zu verlassen. Zum Teufel, wenn ich auch nur wußte, wo ich hin fliehen wollte! Dies beweist Ihnen nur, mein Lieber, daß ich als höchst erbitterter, sehr junger und außerordentlich übel beratener Mensch handelte.

Ich borgte mir ein paar hundert Dukaten, denn bei der Sparsamkeit meines Vaters hatte ich oft keinen Heller in der Tasche, und teilte meinen Plan Keith und Katte mit, beides liebenswürdige, aber ebenso leichtsinnige Menschen wie ich. Der Tag der Flucht war festgesetzt, aber als wir im Begriff waren auszureißen, erfuhr mein Vater meinen schönen Plan durch einen Brief aus dem Auslande. Ich wurde arretirt und mit Schlägen und Ohrfeigen bis

aufs äußerste mißhandelt. Wäre mir nicht meine gute vortreffliche Mutter mit meiner Schwester, der jetzigen Markgräfin von Baireuth (die übrigens ebenso mißhandelt wurde), zu Hilfe gekommen, so glaube ich, ich wäre tot geprügelt worden. Dann wurde ich, wie Sie wissen, nach Küstrin gebracht.

Keith entfloh. Katte, den ich von dem drohenden Sturme nicht hatte benachrichtigen können, war eigensinnig genug, zu bleiben, und wurde ebenfalls auf die Festung gebracht. Ich sage Ihnen, mein Lieber, es ist eine schreckliche Geschichte. Die Behandlung, welche ich in jener höllischen Festung zu erdulden hatte, war fürchterlich. Niemand sprach mit mir, oder wagte mit mir zu sprechen. Ich war ganz allein und nur mit meinen traurigen Ahnungen in betreff meines Freundes beschäftigt, dessen Schicksal mir schrecklicher war als mein eignes. Mein Essen bekam ich durch ein kleines Schiebefenster, und dies Essen war entsetzlich und nur gerade genügend, um nicht vor Hunger zu sterben. Etwas später bekam ich reichlicher zu essen und glaubte schon, die Sache würde bald zu Ende sein, als eines Morgens ein alter Offizier mit mehreren Grenadieren in mein Zimmer trat. Alle schwammen in Thränen. „Prinz, sagte der Offizier schluchzend, lieber, armer, guter Prinz!“ — Ich glaubte, ich sollte enthauptet werden. „Sprechen Sie, sagte ich, muß ich sterben? Ich bin bereit — wenn die Barbaren nur schnell machen.“ — „Nein, lieber Prinz, nein, Sie sollen nicht sterben, aber gestatten Sie, daß die Grenadiere Sie an das Fenster führen und dort festhalten.“ Sie hielten mir den Kopf, damit ich den Vorgang sehen sollte. Guter Gott, welch entsetzliches Schauspiel! Mein lieber, lieber, treuer Katte sollte vor meinem Fenster hingerichtet werden. Ich wollte ihm die Hand hinstrecken, aber sie wurde gewaltsam zurückgezogen. Ach, Katte! rief ich aus und fiel in Ohnmacht: so wurde die Barbarei, mit der ich gezwungen werden sollte, dieses furchtbare Schauspiel anzusehen, um ihre Absicht betrogen.

Es wurde über meine Hinrichtung abgestimmt. Einige Generale, welche meinem Vater ganz ergeben waren, stimmten für meinen Tod. Ich wußte es, aber als ich auf den Thron stieg, behandelte ich diese feigen Schmeichler so, als wüßte ich von ihrer Niederträchtigkeit nichts. Nie habe ich ihnen ihre Handlungsweise nachgetragen: nun sagen Sie, daß ich kein Philosoph bin!

Denken Sie, daß Grumbkow in betreff meiner zu meinem Vater sagte: „Ew. Majestät müssen diesen Hund aus der Welt schaffen."

Es war eine Schande, aber meine Philosophie hat mich nicht verlassen. Ich hatte einen Soldaten in mein Regiment eingestellt, der aus einer Festung desertirt war, in der Sydow kommandirte. Dieser hörte davon und verlangte den Soldaten zurück. Ich schrieb ihm einen außerordentlich höflichen Brief und bat ihn, mir den Mann zu lassen. Ich versprach ihm statt seiner zwei andre zu geben. Statt zu antworten, wendet er sich an meinen Vater, der mir befiehlt, den Soldaten augenblicklich herauszugeben. Ich sende den armen Teufel ab und bitte Sydow, ihn nicht zu bestrafen. Aber ohne die mindeste Rücksicht auf meine Bitten zu nehmen, läßt er ihn dreißigmal Spießruten laufen, ja er setzt mich noch in Kenntnis davon. Trotzdem habe ich Sydow, als ich den Thron bestieg, in seiner Stellung gelassen. Was sagen Sie dazu?

— Daß nur große Männer das Unrecht, was ihnen angethan ist, vergessen und verzeihen können.

— Als ich Küstrin, welches für mich ein gräßlicher Aufenthalt gewesen war, verließ, hörte ich, daß meine liebevolle Mutter meinen Brüdern und Schwestern befohlen hatte, sich dem Könige zu Füßen zu werfen und Gnade für mich zu erbitten. Meine älteste Schwester, die jetzige Markgräfin von Baireuth, kniete vor dem König nieder, als er gerade durch sein Vorzimmer ging. Die Antwort waren Ohrfeigen. Meine andern Geschwister krochen vor Furcht unter einen Tisch. Mein Vater erhob schon den Stock, um die armen Kinder zu prügeln: da kam ihre

Gouvernante, die Gräfin von Kameke, herein und bat um Schonung für die Kinder. „Scheren Sie sich zum Teufel!“ ruft der König. Es entsteht ein Wortwechsel und die Gräfin sagte endlich zum Könige: „Der Teufel wird Sie holen, wenn Sie mir nicht meine armen Kinder lassen!“ Mit entschlossener Miene zieht sie die Kinder unter dem Tische hervor und schiebt sie in das Nebenzimmer, indem sie den König mit einem Gesichtsausdruck ansah, der ihm Achtung einflößte. Am nächsten Tage dankte ihr der König dafür, daß sie ihn von einer Albernheit zurückgehalten hatte. „Ich werde stets Ihr Freund sein,“ sagte er, und er hat Wort gehalten.

Sie können sich denken, was diese Vorgänge für einen Eindruck auf mich machen mußten. In meinen Träumen sehe ich fortwährend meinen Vater im Zorne und im Begriffe vor mir, mich zu schlagen. —

6

Neustädtel, 27 April

— Ach, sagte der König, wenn nur erst die Rede von unserm Marsche nach Potsdam wäre! Ich glaube freilich, er ist noch in weiter Ferne. Aber kommen wir zurück, dann will ich mich durch Ruhe und wissenschaftliche Beschäftigung für alle Scherereien entschädigen, die ich jetzt durchzumachen habe. Was ist es für ein Hundeleben! Sie kennen gewiß die Geschichte von dem jungen Manne, der seinem Beichtvater seine Fehler, Vergnügungen und Intriguen beichtete und den Pfaffen bei jedem einzelnen Geständnis ausrufen hörte: Ach, was für ein Hundeleben! — Aber Vater, ist es denn ein so großes Verbrechen, die Freuden der Liebe zu kosten, junge Mädchen zu verführen, und die Stirne der Ehemänner zu verzieren, welche ihre Ehehälften zu haben nicht verdienen? Muß ich denn wegen dieser so köstlichen und so kurzen Genüsse ewige Höllenqualen erleiden? — Unglücklicher, antwortete der Priester, ich spreche ja garnicht von *deinem* Leben, sondern von *meinem*.

Littau, 4 Mai

Ich erzählte dem König, daß ich mit angesehen hatte, wie ein preußischer Husar einem österreichischen den Arm verband.

— Dergleichen, sagte der König, können Sie oft sehen. Unsre Husaren teilen oft ihren Proviant mit ihren Gefangnen oder ihre Beute mit denen, welchen sie dieselbe abgenommen haben. So geht es in der Welt: Grausamkeit und Menschlichkeit gehen neben einander fort, und man muß die Welt nehmen, wie sie nun einmal ist. Was sagen Sie zu folgender Geschichte, die hoffentlich nur erdichtet ist. Nach einem Treffen wurde ein schwer verwundeter Soldat mit den Leichen eingescharrt. Zu seinem Glücke lag er oben auf, kam zu sich und stellte sich seinem Hauptmanne vor. „Schuft," ruft ihm der Hauptmann entgegen, „schere dich fort, du bist aus der Liste gestrichen." Da war Ihr Husar doch menschlicher.

Mitleid, Menschlichkeit und Tugend sollten das Unterscheidungsmerkmal der Menschen sein, und danach sollte man sie einteilen. Unglücklicherweise gelten diese Vorzüge im Leben für nichts, und was noch schlimmer ist, ein Verbrecher, der Glück hat, findet viel mehr Anerkennung als ein Ehrenmann, den das Unglück verfolgt. Die allgemeine Verderbtheit ist unerhört groß und überall verbreitet. Wo ich gehe und stehe, in allen Ständen tritt sie mir vor Augen, und besonders an den Höfen ist mit der Rechtschaffenheit kein Glück zu machen.

Beim Verkehr mit Menschen kommt es vor allem auf das Herz an, aber wie selten sind ehrliche Leute! Am meisten hasse ich die Undankbarkeit, ich finde sie abscheulich. Tritt mir jemand aus Leichtsinn oder Unachtsamkeit zu nahe, so lege ich kein Gewicht darauf; wenn ich aber sehe, daß ein Mensch mir den Dolch mit Ueberlegung und Absicht ins Herz stößt und daß die Zuschauer darüber lachen, dann werde ich wütend und gestehe, daß ich das Bedürfnis nach Rache empfinde. Ich gehöre nicht zu den Menschen, welche die andre Backe hinhalten, wenn man sie auf die eine geschlagen hat. —

5 Mai

Im Verlaufe der Unterhaltung sagte der König:

— Schon sechs Jahre vor Ausbruch des Krieges war ich unruhig und sah den Sturm kommen. Und was für Qualen, Mühen und Wechselfälle habe ich nicht in dem Kriege aushalten müssen! Ich habe all meine Philosophie nötig, um die Last tragen zu können. Wenn ich ein einfacher Privatmann wäre — was ich mir oft gewünscht habe —, so lebte ich ruhig und nach meinem Gefallen. Ich hätte gewiß einige Freunde, und ich würde sie mir zu erhalten wissen. Das nenne ich leben! Ohne Freundschaft giebt es kein Leben. Glauben Sie, ich kenne ihren Wert sehr genau. Ich habe allzu oft gute Freunde verloren, und so oft mir dieses Unglück begegnete, schloß ich mich ein und weinte wie ein Kind.

Die Könige, sagt der Dichter, sind so unglücklich, die Freundschaft nicht zu kennen, aber je häufiger Sie mich sehen, desto leichter werden Sie sich davon überzeugen, daß ich eine Ausnahme von dieser traurigen Regel bin. Es ist allerdings sehr selten, daß ein Fürst Gefühl für die Freundschaft empfindet. Ueberhaupt sind die Fürsten meistens Canaillen und ihr Umgang gereicht niemandem zum Vorteil. Glauben Sie nicht auch, mein Lieber?

— Ich habe nicht die Ehre, Fürsten zu kennen, aber wenn ich sie auch kennte, so käme es mir doch nicht zu, über sie zu urteilen. Diejenigen, welche dem Bilde entsprechen, welches Ew. Majestät von Ihren Gesinnungen entwerfen, werde ich stets bewundern und verehren.

— Dazu werden Sie in Ihrem Leben nicht viel Gelegenheit haben. Die Sache ist so, wie ich Ihnen sage. —

7

Aschmeritz, 7 Mai

Die Aeußerungen des Königs waren weniger trübe als an den vorhergehenden Tagen. Hauptsächlich machte er sich über die Frauen lustig.

— Eine vornehme Dame, erzählte er, war außer sich,

weil eine andre einen höhern Platz als sie in der Kirche bekommen hatte. „Aber, gnädige Frau, wurde ihr gesagt, der liebe Gott sieht Sie ja auf Ihrem jetzigen Platze eben so wie auf einem andern.“ — „Nein,“ erwiederte sie, „er hat mir gewiß einen schlimmen Streich spielen wollen.“

Eine Großherzogin, die nahe am Tode war, ließ ihren Beichtvater holen. Der Geistliche sprach ihr von ihrer Lage und ermahnte sie, die kurze, noch übrige Zeit dazu zu benutzen, ihren Frieden mit dem Himmel zu machen. Die Großherzogin war jedoch noch ganz mit der Welt beschäftigt, und sprach nur von weltlichen Dingen. — „Aber wie kann man in einem solchen Augenblicke, wo man schon einen Fuß im Jenseits hat, eine derartige Sprache führen?“ — „Pfui, pfui, ehrwürdiger Vater, was für eine Stellung lassen Sie mich da einnehmen: ein Bein hier, das andre da! Sie überlegen sich wohl nicht, was Sie sagen!“

So sind die meisten Frauen. Immer denken sie an ihre Eitelkeit, selbst wenn sie schon einen Fuß im Grabe haben, wo doch alle Eitelkeiten aufhören. Eitel oder kokett — so sind sie überall. Oft habe ich zu Frauen, welche die Koketterie zu weit trieben, gesagt: „Meine Damen, Sie sind so kokett wie alle Frauen, aber man muß doch etwas Anstand und Selbstachtung dabei bewahren. Die Liebeshändel, welche Folgen der Leidenschaft sind, will ich Ihnen noch nachsehen, aber wenn sie sich nur aus der Rücksicht auf äußern Vorteil erklären, dann kann ich sie nicht verzeihen.“

Bei einem Diner, welches meine Mutter gab, erging ich mich in derartigen Betrachtungen über die Berlinerinnen. Ich verbreitete mich über ihre Koketterie, und ihre parties fines, so weit sie nämlich über das Maß hinausgehen. „Aber, erwiederte eine Dame, wie kommen Sie denn zu Ihrem Urteile? Sie kennen uns ja garnicht, da Sie mit keiner Frau zusammenleben?“

„Gott behüte, daß ich aus eigner Erfahrung urteile. Auch bin ich nicht ungerecht, und was ich über diese wenig erbaulichen Liebeshändel sage, habe ich alles von meinem lieben Freunde Jordan gehört.“

Sogleich griffen sämtliche Damen den armen Jordan an, der ebenfalls gegenwärtig war.

„Meine Damen, sagte er mit der größten Ruhe, der König hat Ihnen niedliche Sachen vorgetragen, der einzige Fehler in seinen Erzählungen ist nur, daß ich ihm niemals dergleichen Dinge gesagt habe. Ich lüge nicht, meine Damen, Sie können sich darauf verlassen: der König ist sehr boshaft."

Unser Diner ging unter allgemeiner Heiterkeit über meine Erzählungen und die Seelenruhe des guten Jordan zu Ende.

Trotz alledem giebt es außerordentliche achtungswerte Frauen, die durch ihren Geist, ihre Anmut und die Weise, wie sie sich selbst achten, die Verehrung jedes vernünftigen Mannes verdienen. —

Bei dieser Gelegenheit schilderte er mir die Kaiserin-Königin, ihre Talente, ihren Mut, ihre Wohlthätigkeit, ihre Großmut und ihren fleckenlosen Lebenswandel mit den glänzendsten Farben.

— Sie ist allerdings meine Feindin und fügt mir viel Schaden zu, aber ich muß ihr die verdiente Gerechtigkeit widerfahren lassen: solche Fürstinnen sieht man selten.

Trotz allem, was ich Ihnen gesagt habe, und wie sehr ich auch die Zurückgezogenheit und ein ruhiges Leben liebe, so müssen Sie doch nicht glauben, daß ich ein Ostgothe bin. Ich weiß mich der Welt zu zeigen und die Gesellschaft zu unterhalten. Wenn ich in Berlin bin, gebe ich häufig Galadiners, und ich verstehe sie gut zu geben. Ich spreche zu jedem nach seinen Neigungen, und weiß es zu bewirken, daß meine Gäste mit sich und mit mir zufrieden sind. Freilich, komme ich jetzt zurück (wenn ich überhaupt zurückkomme), so werde ich nicht mehr für die hauptstädtische schöne Welt passen, sondern mich nach meinem Potzedam (wie der Marquis d'Argens sagt) zurückziehen. Dort will ich mit meinen Freunden am Busen der Philosophie und der Literatur leben. Aber wer weiß, ob oder wann mir dies Glück beschieden sein wird? Wenn Sie Maupertuis

wären, so würde ich Sie bitten, Ihre Seele die finstre Zukunft durchdringen zu lassen: wären Sie der Gerechte, von dem das Evangelium spricht, so würde ich Sie bitten, für mich zu beten, da das Gebet der Frommen so große Wirkung hat. Ich würde auf diese Weise gern erlangen wollen, daß ich mit meiner ganzen Armee plötzlich nach Potsdam, oder daß meine Feinde an die türkische Grenze versetzt würden. Was wäre das für ein schönes Schauspiel, die beiden Heere durch die Luft marschiren zu sehen, und wie glücklich wäre ich, in Frieden leben zu können! Aber es giebt keinen Maupertuis mehr: die schreckliche Akakia hat ihn lebendig begraben — und es giebt keinen Gerechten mehr: die menschliche Schwäche läßt so viel Tugend nicht mehr zu. Sie sehen, mein Lieber, ich muß mich leider weiter schlagen, und wofür? Um mir einen Namen zu machen! Nichts ist freilich schwieriger als sich einen Namen zu machen, da man von andern immer nur Thaten ausführen sieht, deren man selber unfähig ist. Aber selbst wenn jemand dieses, von allen Ehrgeizigen sehnlich erstrebte Ziel erreicht, wird ihn das bischen Ruhm für alle Anstrengungen und Unannehmlichkeiten entschädigen, die er deswegen hat aushalten müssen? Meiner Treu, wir sind doch rechte Narren.

Dann sprach der König von der Berliner Oper und von den ausgezeichneten Sängern derselben.

— Wenn ich mein Berlin wiedersehe, so werde ich eine Oper geben lassen, die außerordentlich schön ist.

Er wollte mir den Namen der Oper sagen, konnte aber nicht darauf kommen. Er besinnt sich lange und wird ungeduldig.

— Das ist doch eine Teufelei. Ich kann nicht auf den Titel kommen. Gute Nacht. Vielleicht fällt er mir noch ein. Komme ich nicht darauf, so kann ich nicht einschlafen.

Um ein Uhr morgens klopft es an meine Thüre. „Wer ist da?"

— Ein Bedienter vom Könige sagt mir, ich sollte

meinen Herrn wecken, er brächte ihm eine schriftliche Mitteilung und erwarte Antwort.

Es wird Licht gemacht und ich lese folgendes:

— Ich habe mich auf den Namen besonnen. Die Oper heißt Montezuma. Nun kann ich einschlafen. Machen Sie es ebenso. Ich fürchtete, daß Sie etwa auch des Namens wegen nicht schlafen*) könnten, und wollte Ihnen eine schlechte Nacht ersparen.

8

Schmirsitz, 14 Mai 1758

Der König las mir den vierten Akt von Racines Britannicus vor. Man sah seinen Augen die Bewegung seiner Seele an.

— Nein, sagte er, ich kann diesen Akt niemals lesen, ohne dem Dichter durch Thränen der Liebe und Bewunderung die Verehrung zu bezeigen, welche er verdient.

Jetzt will ich Ihnen ein wenig vormusiziren. Mögen Sie es, so können Sie bleiben, aber legen Sie sich keinen Zwang auf. Mein Flötenspiel ist ganz leidlich. Ich blase die Soli, die ich komponirt habe, oder die, welche Quantz für mich in Musik gesetzt hat.

Ich blieb, hörte und bewunderte.

— Sie sehen, mein Lieber, wäre ich ein Grieche, so brauchte ich mich nicht wie Epaminondas wegen meines Mangels an musikalischer Ausbildung zu schämen. Die Musik beruhigt und erheitert mich und läßt mich ebenso wie die Dichtkunst meine Sorgen und Schmerzen vergessen. Aber ich kann beiden Künsten nur wenige Augenblicke widmen, da ich den Staatsgeschäften die ihnen zukommende Zeit nicht entziehen darf.

Gute Nacht, machen Sie ein Gedicht auf die schöne Breslauerin, die Sie kennen gelernt haben und in welcher, wie Sie behaupteten, der Geist eines Benediktiners steckte.

---

*) Eine Befürchtung, die Catt nach seinem Tagebuche, S. 345, aber nicht nach seinen Memoiren, wo allerdings ein andrer Name angegeben ist, ausgesprochen hatte.

15 Mai

— Nun, Ihr Gedicht, mein Herr, Ihr Gedicht!

— Ich habe kein Gedicht gemacht, Majestät!

— Aber Sie sind ja ein schrecklicher Mensch! Was, die Benediktinerseele hat sie nicht zu begeistern vermocht?

— Bis jetzt noch nicht. Jene Seele steht zu hoch über der meinigen und ich fürchte, mein Lob würde sie erniedrigen.

— Nun, dann sprechen Sie doch von ihren Reizen. Beschreiben Sie ihre schlanke Taille, ihren schönen Busen und ihre Zähne, die gewiß so weiß sind wie Elfenbein.

Aber von all dem ist in Wahrheit nichts vorhanden, Sire.

— Nun, dann nehmen Sie es an! Sagen Sie, daß sie die Schönste der Schönen ist, und daß Sie es gegen jedermann behaupten und Ihre Behauptung verteidigen wollen.

Sir Andrew Mitchell ritt bei diesen Worten des Königs vor dem Fenster vorbei. Dadurch wurde die Unterhaltung von der Poesie abgelenkt.

— Das ist ein vortrefflicher Mann, sagte der König, von allen Engländern, die ich kennen gelernt habe, ist er für mich der interessanteste. Er hat bedeutende Kenntnisse in der Literatur und der Geschichte, ist die Ehrenhaftigkeit in Person, zeigt sich mir stets aufrichtig ergeben, und hat nur einen Mangel: es fehlt ihm die Verbindlichkeit und die Grazie im Umgange, welche Lord Chesterfield, wie mir Mitchell erzählt hat, unaufhörlich seinem Sohne Stanhope predigte, der übrigens von allen Menschen, die mir je vorgekommen sind, die von seinem lieben Papa gewünschten Eigenschaften am wenigsten besaß.

Vor der Schlacht bei Leuthen bot mir Mitchell im Auftrage seiner Regierung englische Hilfsgelder an. „Ich brauche kein Geld, erwiederte ich, denn ich weiß nicht, was aus mir werden soll.“ — „Nehmen Sie nur,“ sagte er in gutmütigem Tone, „nehmen Sie nur.“ Sie werden es noch zu etwas Großem bringen, ich sage es Ihnen voraus.“ Bei diesen Worten hatte er die Augen voll Thränen. Sein

Benehmen rührte mich tief. Fragen Sie ihn nach dem Vorgang, er wird Ihnen denselben ebenso erzählen. Er ist ein braver Mann.

Ich habe hier noch einen andern Engländer, der ebenso wie Mitchell in Schottland geboren ist. Er heißt Grant und ist ein Mann aus einem Guße und ebenso ehrenhaft wie Mitchell. Bitten Sie Mitchell, Sie ihm vorzustellen, er verdient, daß man ihn kennen lernt. Aber folgen Sie meinem Rat, und setzen Sie nichts an seinen kleinen Windspielen aus. Er hat immer mehrere bei sich; besonders müssen Sie sich in Acht nehmen, die Hunde zu treten. Wenn mir das passiren sollte oder ich einem auch nur einen Nasenstüber geben wollte, so würde er wütend werden und mir eine schöne Szene machen. Nun können Sie sich denken, wie es Ihnen oder sonst jemand ergehen würde. Dies ist seine Schwäche, eine wahre Manie. Sonst ist er ein vortrefflicher Mann. Ich will Ihnen zwei Geschichten von ihm erzählen, aus denen man seinen Charakter erkennen kann und die mich köstlich amüsirt haben.

Ich höre einmal dicht bei meinem Quartier lauten Lärm, gehe heraus und frage, was die Sache zu bedeuten hat. Ein Adjutant sagt mir: „Grant hat seine Pferde in einen Stall eingestellt, aus dem Ew. Majestät Reitknechte sie herausbringen wollen, um Platz für die königlichen Pferde zu haben, denen man einen schlechten Stall angewiesen hat. Und nun macht Grant einen schrecklichen Lärm." — „Wir wollen hingehen," sagte ich. — Wir kommen zu dem Stall, und ich sehe Grant mit emporgehobenem Stocke dastehen. — „Ich bitte Sie, Grant, was soll das heißen?" — „Sire, erwiederte er, Ihre Schufte von Reitknechten wollen meine Pferde hier wegbringen. Ich setze ihnen fortwährend auseinander, daß mein Quartierbillet auf diesen Stall hier lautet, und daß ich, wenn mir Pferde fallen, keine andern kaufen kann, während Ew. Majestät der Verlust nicht so viel schadet, da Sie sich andre kaufen können — aber die Schlingel sind so dumm, so dumm, daß sie mir nicht Recht geben wollen."

Ich lachte von Herzen, klopfte Grant auf die Schulter und sagte: „Sie haben recht, lieber Freund. Ihre Pferde sollen hier bleiben und meine anderweitig untergebracht werden.“ Ich befahl meinen Reitknechten sich fortzuscheren und in Acht zu nehmen, wenn Sie keine Stockprügel haben wollten. — „Sire, sagte Grant, soll ich ihnen gleich welche geben?“ — „Nein, nein, vorläufig ist es nicht notwendig.“

Ein andrer Zug charakterisirt ihn auch sehr gut. Hinter einem Pfeiler verborgen, hörte ich, wie Grant sich auf einer vor dem Hause stehenden Bank mit einem meiner Generale unterhielt. Der General beklagte sich darüber, daß ich ihn schon seit acht Tagen nicht mehr zu Tafel befohlen hatte, und fügte hinzu: „Ich muß gestehen, daß mich dieser Umstand beunruhigt und mir schon manche schlaflose Nacht verursacht hat.“

„Ich begreife das nicht,“ erwiederte Grant. „Wie zum Teufel kann man sich darüber graue Haare wachsen lassen, daß man nicht vom Könige zur Tafel gezogen wird? So ein Diner macht doch wahrhaftig nicht das Glück des Lebens aus. Wenn der König mir die Wahl ließe, niemals mehr bei ihm zu speisen oder mein Gehalt zu verringern, so würde ich ihm erwidern: Sire, setzen Sie mein Gehalt herab! Ach was, General, lassen wir die Könige und ihre Diners wo sie sind. Die Dinge der Welt haben nur insofern Wert, als sie zu unserm Glücke und unserm Vergnügen beitragen.“

Ich schlich mich unbemerkt fort. Am nächsten Tage lud ich Grant zum Diner ein. Er aß mit viel Appetit, aber ich sagte zu ihm: „Was fehlt Ihnen denn, Grant? Sie essen ja garnichts.“ — „Majestät, es fehlt mir garnichts, und ich esse mit viel Appetit.“ — „Nein, es fehlt Ihnen irgend etwas. Vielleicht speisen Sie nicht gern bei mir und möglicherweise gehören Sie zu den Leuten, welche sagen: Was gehen mich die Könige und ihre Diners an, wenn sie nicht zu meinem Glücke beitragen?“

„Aha, Sire, ich verstehe. Irgend ein Schuft hat mich verraten. Das ist schändlich!“ — Und nun erzählte er

mir die ganze Unterhaltung. „Das ist die ganze Wahrheit, aber Majestät werden mir zugeben, daß man sehr neugierig sein muß, um die Unterhaltungen zweier Freunde mit anzuhören, und was noch schlimmer ist, nur ein schändlicher Verräter kann derartige Unterhaltungen weiter tragen. Wenn ich wüßte, wer es gethan hat, so reiße ich ihm mit eigner Hand die Augen aus."

Damit Grant nicht Lärm im Hauptquartier schlagen und etwa einen Unschuldigen verantwortlich machen sollte, sagte ich ihm, daß ich zugleich der Verräter und neugierig gewesen war.

„Goddam, das hätte ich nicht gedacht, aber recht habe ich doch, und Majestät müssen mir zugeben, daß ich vernünftiger bin als mein Freund, der es für eine wichtige Frage hielt, bei einem Könige zu speisen oder nicht zu speisen und unglücklich ist, wenn er nicht eingeladen wird." —

16 Mai

Als ich in das Zimmer trat, sah ich, daß Seine Majestät mit Rechnen beschäftigt war.

— Guten Tag, mein Lieber. Raten Sie, was ich rechne.

— Ihre Schätze.

— Leider habe ich keine mehr. Das Bischen, was von meinen Schätzen noch übrig ist, wird bald zu Ende sein. Nun, raten Sie weiter!

— Vielleicht berechnen Majestät, was für Summen Sie im Laufe des Krieges bereits aufgewendet haben.

— Das weiß ich nur zu gut und brauche es leider nicht erst zusammenzurechnen. Nun vorwärts, raten Sie weiter!

— Majestät können soviel berechnen, daß es mir nur wirklich sehr schwer fallen würde, gerade das zu finden, was Sie berechnen.

— Ich sehe, Sie raten es nicht. Ich rechne also aus, wieviel Minuten ich gelebt habe, und mit dieser Rechnung bin ich schon seit einer Stunde beschäftigt. Wie

groß ist die Summe! Und wie viele Augenblicke habe ich verloren!

Wir sehen es gleichgiltig mit an, wie die Zeit entflieht, um niemals wiederzukommen, wie sie die Tage, Stunden und Minuten unsers Lebens mit sich hinwegnimmt, und machen uns nichts aus ihr. Und trotzdem ruft uns doch die Natur in jedem Augenblicke zu: Sterbliche, benutzt die Zeit, vergeßt nicht, daß sie der Ewigkeit gegenüber nur ein Augenblick ist, und beschleunigt nicht noch durch Eitelkeit und Leichtsinn die Schnelligkeit, mit welcher euch das Leben entflieht!

Während ich mit meiner Rechnung beschäftigt war, habe ich viel nachgedacht, und einige von den Gedanken, welche mir durch den Kopf gingen, will ich Ihnen mitteilen, obgleich sie nicht sehr freudiger Natur, sondern meistens trübe und niederdrückend sind. Trotzdem glaube ich, daß ich zu denjenigen unter den armen zweibeinigen, flügellosen Wesen, die man Menschen nennt, gehöre, die noch die geringste Zahl von Augenblicken ihres Lebens verloren haben. Ach, mein Lieber, das Loos eines Königs ist traurig genug. Er ist den andern Menschen zur Last, und was wird gar aus ihm, wenn er die Zeit nicht zu benutzen weiß? Versteht er das freilich, so kann er alle Hindernisse seines Glückes und des Wohlbefindens seines Volkes aus dem Wege räumen.

Schon als ganz junger Mensch hatte ich zu meinem Glücke eine ausgesprochene Neigung zu lernen, meinen Geist auszubilden und ihn für meine künftige Rolle vorzubereiten. Schon früh empfand ich, daß ich ohne fortwährende Uebung meiner Fähigkeiten einen traurigen König abgeben würde.

Sie können sich keine Vorstellung davon machen, wie fleißig ich in Rheinsberg war. Tag und Nacht las ich: ich weiß jetzt freilich, daß ich hätte Bücher lesen können, welche mir für meine Stellung nützlicher gewesen wären. Aber dadurch, daß ich mich mit Poesie, Belletristik und [illegible]sophie beschäftigte, bildete ich mir ein, mich zu all

und jedem tüchtig zu machen. Und dabei habe ich mich denn doch nicht gar so sehr geirrt.

So eifrig ich übrigens auch las und studirte, so habe ich doch auch die Uebungen nicht vernachlässigt, welche dem Körper Kraft, Gewandtheit und Anmut verleihen. Ich lernte tanzen, und tanze für einen Maun meines Standes ganz gut. Zur Not kann ich sogar Luftsprünge machen. —

Und mit einem male macht der König fünf oder sechs Luftsprünge, sodaß er ganz außer Atem kam. Dann ruhte er sich aus und machte noch ein paar. Darauf sagte er mir, er wolle ein paar Schritte Menuet mit mir tanzen und ergriff mich bei der Hand. Er kritisirte meine Bewegungen und zeigte mir, wie ich es besser machen müsse.

— Was wäre das für ein Schauspiel für den Feldmarschall Daun und den Prinzen Karl, sagte er, wenn sie den Sieger von Lissa in seinem Zimmer Luftsprünge machen und Herrn de Catt die Hand geben sähen, um ihn besser tanzen zu lehren!

Er lachte laut bei diesem Gedanken, und auch ich mußte herzlich lachen.

— Bin ich nicht ein rechter Narr, mein Lieber? Was werden Sie von mir denken?

— Daß Majestät in Ihrer jetzigen Lage sehr wohl thun, alles festzuhalten, was Sie zerstreuen kann.

—.Sie haben recht, non sempre*) tendit arca**) Apollo. Sie sehen, daß ich noch ein wenig Latein weiß. Und ich würde mehr davon wissen ohne die verdammte Geschichte mit mensa mensae, ardor ardoris.

Nun ist es genug, wir wollen einige von den Stunden, die so schnell entfliehen, zum Schlafe verwenden und nicht mehr an Luftsprünge denken. Guten Abend. —

---

*) Italienisch für semper.

**) arca falsch für arcum. — Die Horazische Stelle lautet: neque semper arcum tendit Apollo.

9

19 Mai

Der König erklärte mir mittelst der Karte die kriegerischen Operationen. Dann sagte er:

— Was für ein Leben, mein Lieber, was für ein Leben! Ein wahres Hundeleben! Wann werde ich wieder einmal ein Souper in Potsdam haben können! Fünf oder sechs Freunde, und was für Plaudereien! Freilich waren sie am nächsten Tage vergessen. Maupertuis störte manchmal durch seine kleinliche Eifersucht. Haben Sie ihn gekannt?

— Nein, Sire.

— Das griesgrämigste Gesicht, was ich in meinem Leben gesehen habe, dabei aber ein ehrlicher Kerl, brutal ehrlich. Nachgeben wollte er nie. Von Voltaires Liebenswürdigkeit eine Million Meilen entfernt, aber was das Herz anlangt, so ist der Lappländer Maupertuis ein Jahrhundert von dem Affen Voltaire entfernt. Wenn der Lappländer und der Affe meine Aeußerungen hörten, was würden sie schimpfen! Voltaire hat die Schwäche, sich für leidlich hübsch zu halten, und Maupertuis bildet sich ein, so erhaben zu sein wie Gott Vater, weil er die Pole abgeplattet hat. — Was sagen Sie zu meiner Medisance? —

20 Mai

Der König sprach viel von Voltaire und seinem teuflischen Charakter.

— Wenn er still ist, so brütet er über irgend einer Niederträchtigkeit. Sein größtes Vergnügen ist, Menschen unter einander zu verhetzen, und wenn es ihm glückt, so lacht er, daß er sich nicht halten kann, und macht Luftsprünge vor Vergnügen. „Straßenjungen!“ sagt er wohl bei einer solchen Gelegenheit mit spöttischem Lächeln, „Straßenjungen sind sie, und so muß man sie behandeln.“

Einmal machte er ein Epigramm gegen den guten Marquis d'Argens zur Hälfte fertig. Es war entsetzlich beleidigend. Dann geht er damit zu dem Marquis. „Sie wissen, sagte er zu ihm, wie sehr ich Sie schätze, aber

als Ihr Freund muß ich Ihnen etwas für Sie wichtiges mitteilen. Wie kommt es, daß Algarotti so wütend über Sie ist?"

„Unmöglich, ich habe ihn lieb und bin überzeugt, daß er mir nur gut gesinnt ist."

„Nun, sehen Sie hier den Anfang eines Epigramms, welches nichts von der Freundschaft verrät, die Sie bei ihm voraussetzen."

Der Marquis liest, bezwingt sich aber und sagt nur: „wenn Algarotti diese Verse gemacht hat, so gebe ich zu, daß er niederträchtig gehandelt hat, und daß ich eine solche Perfidie nicht von ihm erwartet hätte."

Darauf geht der Schuft zu Algarotti und teilt ihm mit, der Marquis sei gegen ihn in unerklärlicher Weise aufgebracht, habe fürchterlich über ihn geschimpft und er, Voltaire, begreife nicht, was die Ursache der ganzen Wut sei.

Algarotti begriff die ganze Sache, gab aber vor, sehr zornig über den Marquis zu sein. Sobald Voltaire fort war, ging er zu Argens und erzählte ihm die Sache. Der Marquis gab ihm seinerseits Nachricht von seiner Unterredung mit Voltaire. Beide sprachen sich aus und gerieten nicht in die ihnen gestellte Falle.

Ich hatte von der schmachvollen Geschichte gehört und sagte bei Tisch (Voltaire war unwohl und nicht zugegen), daß Voltaire ein elender Schuft sei. Das wurde ihm hinterbracht und der Schurke schrieb mir einen Brief: „Sire, wie konnten Sie mich einen Schuft nennen, der ich ein Dichter bin wie Sie, ich, der dasselbe Herz und dieselbe Denkweise habe wie Sie!" Kann man sich wohl eine größere Frechheit denken? Wenn Sie ihn kennen lernten, so würde er sich so bei Ihnen einschmeicheln und Ihnen solche Schmeicheleien sagen, daß Sie sich darüber wundern würden, wie man von einem solchen Manne etwas schlechtes denken kann. Sie würden Mitleid mit ihm haben, und acht Tage später würde er Ihnen die schändlichsten Streiche spielen. So beschaffen ist der Herr Arouet: ich male nach dem Leben. Wenn er aus der

Welt verschwunden wäre (als er einmal Unglück in der Liebe hatte, nahm er Opium, und man hatte alle Mühe, ihn wieder ins Leben zu rufen), so würde die Welt im Grunde nicht viel verloren haben.

Ich wiederhole es Ihnen: auch die glänzendsten Geistesgaben sind weniger wert als ein ehrliches Gemüt. Man hat gesagt, Voltaire müßte wie ein Papagei in einem Käfig gehalten werden — sobald man nämlich genug von ihm hat. Sitze er aber einmal darin, so müsse man sich mit seinen Reden in Acht nehmen, damit er nicht das letzte Wort wiederholen kann. Ich selber würde dafür sein, ihn in einen eisernen Käfig zu sperren, damit er die Niederträchtigkeiten nicht begehen kann, die nun einmal sein Gewerbe sind, und sein Gewerbe ist, schlechte und gefährliche Streiche auszuhecken. Manchmal trifft man ja Leute von vortrefflichem Charakter an, welche uns die menschliche Schlechtigkeit und besonders die Voltaires (welches die schlimmste von allen Schlechtigkeiten ist) vergessen lassen — aber trotzdem giebt es nichts so schlechtes als die Menschen. Glauben Sie mir, mein Lieber, das ist die reine Wahrheit, wenn es auch eine sehr traurige Wahrheit ist.

Seien Sie versichert, wenn ich hier oder später in Potsdam mit Ihnen so thäte, als wäre ich unzufrieden, und sagte: „Catt giebt sehr viel aus, er muß seine Stellung in irgend welcher unredlichen Weise ausgenutzt haben" — so wird man zuerst nichts antworten, wenn ich dann weiter frage: „Wie denken die Herren darüber?" so wird einer sagen: „Es ist wahr, er giebt wirklich viel aus," ein andrer wird lächeln und dadurch zu verstehen geben, daß er meine Behauptung richtig findet. Sehen Sie, das ist die Canaille, mit der Sie vielleicht einst zusammen leben müssen. Gott behüte Sie davor und gebe Ihnen eine gute Nacht. —

10

23 Mai

— Sie werden es nicht glauben, mein Lieber, aber trotz dieses Kriegslärmes habe ich heute das ganze Kapitel

Wolffs über die Ideen gelesen. Ich könnte Ihnen seine Definition der Idee ausführlich angeben und auseinandersetzen, auf welche Weise unsre Sinne es uns ermöglichen, die Dinge außer uns mit dem Gedanken zu erfassen, und warum und wann es schwer oder leicht ist, Ideen in sich aufzunehmen. Ja, ich könnte Ihnen als großer Gelehrter die verschiedenen Abstufungen von den deutlichen bis zu den undeutlichen Ideen auseinandersetzen, und — was das allererhabenste ist — ich wäre imstande, Ihnen eine adäquate und inadäquate (Gott, was für schöne Worte) Idee zu schildern. Aber es ist genug, wenn ich Ihnen sage, daß der große Wolff sich meiner Ansicht nach in der Begriffsbestimmung der Freude irrte. Er definirt sie als eine Leidenschaft der Seele, die in uns durch den Genuß eines gegenwärtigen Gutes erregt wird. Das ist aber nicht genügend, denn sie kann auch aus der Erinnerung an früheres Glück entstehen, oder aus der Hoffnung auf künftiges. Ich freue mich, weil ich hoffe, meine Feinde schlagen zu können, und weil ich mich daran erinnere, sie schon geschlagen zu haben. — Haben Sie Wolff gelesen?

— Ja, Sire, oft genug.

— Dann müssen Sie mir zugeben, daß er, wie Voltaire behauptet, im Grunde ein Sammler von Trödelkram ist.

— Ich muß zugeben, daß seine Schriften zu weitschweifig sind, und daß er seine Gedanken und das Leibnitzische System mit weniger Worten und in schärferer Weise hätte darstellen können. Aber, Majestät, seine Methode weist ihm eine sehr viel höhere Stellung an, als die der andern Philosophen ist: seine exakte Art zu definiren und zu beweisen paßte für Voltaire nicht, und ich glaube, daß Voltaire ihn mit ebensowenig Recht tadelt als er seinen weisen Locke lobt, den er niemals gelesen hat.

— Da haben Sie recht. Woher wissen Sie, daß Voltaire Locke niemals gelesen hat?

— Ich habe es von Leuten gehört, denen es Voltaire selber gestanden hatte. Als man ihm mit einigen, von

ihm aufgestellten Behauptungen auf den Leib rückte, gab er zu, daß er weder Locke noch auch nur den Abriß der Lockeschen Philosophie gelesen hatte.

— Mir hat er die Sache auch gestanden. Er ist ein wunderbarer Mensch! Wie kann man mit solchen Lobeserhebungen über ein Buch sprechen, welches man garnicht kennt? Man hat von ihm behauptet, daß er nur die Bücher liest, die er selber schreibt, und man könnte hinzufügen, daß er häufig Bücher lobt oder tadelt, die er nicht gelesen hat. Was übrigens Wolff anlangt, so können Sie sich darauf verlassen, mein Lieber, daß er wenigstens etwas von ihm gelesen hat.

— Dieses Etwas scheint mir aber nicht genügend zu sein, um so absprechend über einen Schriftsteller und seine Werke zu urteilen.

— Sie haben recht, aber ich selbst, der ich Wolff gelesen und über sein System nachgedacht habe, finde ihn weitschweifig, langweilig und ermüdend: um eins von seinen Werken zu verstehen, muß man fortwährend auf das zurückgehen, was er in einem andern sagt.

— Das folgt aus seiner Methode.

— Aber diese Methode paßt nur für akademische Vorlesungen.

— Trotzdem hat Ew. Majestät Wolffs Methode sehr gelobt, als Sie Voltaire schrieben, Sie seien von Wolffs Gedankenentwicklung entzückt, deren Schönheit und Ueberzeugungskraft Sie rühmend hervorhoben.

— Das ist allerdings wahr, aber seit ich dies schrieb, habe ich Fortschritte gemacht, und finde, daß man über philosophische Gegenstände einfacher und leichter schreiben kann und soll.

Trotz alledem habe ich den lebhaftesten Anteil an Wolffs Schicksal genommen. Sie wissen, daß die verdammte Priestergesellschaft aus Eifersucht auf Wolffs Ruhm Mittel fand, meinen Vater gegen ihn und sein System einzunehmen. Man schrie über Gottlosigkeit, denn dieses Geschrei ist stets die Sturmglocke, welche die Eifersucht, der Neid und

die Unwissenheit läutet. Mein Vater verstand in religiösen wie in so manchen andern Dingen keinen Spaß, und so wie er das Wort Gottlosigkeit hörte, ließ er Wolff aus Halle, wo er damals Professor der Philosophie war, schimpflich fortjagen.

Die Sache empörte mich und ich wußte meinen Vater dahin zu bringen, daß er eine Kommission ernannte, welche die Schriften des Philosophen prüfen sollte. Die Kommission war aufgeklärt und ehrlich und gab das Gutachten ab, Wolff sei vollständig unschuldig und seine Werke im höchsten Grade verdienstlich.

Auf diesen Bericht hin gab mein Vater die Vorurteile auf, welche man ihm eingeflößt hatte, ärgerte sich, zu weit gegangen zu sein, gab sein Unrecht zu und bemühte sich, es wieder gut zu machen. Er gab sich alle mögliche Mühe, um Wolff zur Rückkehr nach Halle zu bewegen. Aber der Philosoph, welcher mit Ehren überhäuft worden war, schlug alle Anerbietungen meines Vaters rund ab. Mein Vater hatte das allerdings durch seine Uebereilung verdient, aber die Sache war ihm sehr empfindlich. Eine meiner ersten Sorgen bei meiner Thronbesteigung war, den Philosophen zurückzuberufen, auf jede Weise auszuzeichnen und ihm die Hochachtung zu bezeugen, die er verdiente. Das hat mir einen guten Namen in der wissenschaftlichen Welt gemacht.

Es ist sehr schade, daß mein Vater trotz seines großen Verstandes und der reinsten Absichten sich von den Vorurteilen hinreißen ließ, welche andre Leute ihm einflößten, und daß er gegen Philosophie und Literatur nur Verachtung zur Schau trug. Er hatte eine wahre Antipathie gegen sie.

Als er eines Tages eine Inschrift über einem Portale des königlichen Schlosses in Berlin bemerkte, fragte er seine Begleitung, was dieselbe zu bedeuten habe. Man erwiederte, es seien lateinische Verse von Wachter. Er läßt den armen Wachter kommen und sagt wütend zu ihm: „Ich befehle Ihnen, augenblicklich Berlin und meine Staaten

zu verlassen." Wachter ließ es sich nicht zweimal sagen und ging nach Hannover.

Den jungen Baratier, den man ihm als ein Wunder von Gelehrsamkeit vorstellte, behandelte er nicht besser. Um ihn zu beschämen (denn ich kann mir keinen andern Grund für die Frage denken), fragte er ihn, ob er etwas von Staatsrecht verstehe. „Nein, Majestät." „Nun dann gehen Sie hin und studiren Sie es, ehe Sie sich für einen Gelehrten ausgeben." Und damit ließ er ihn gehen.

Ich habe niemals begreifen können, wie mein Vater bei so viel Einsicht und gesundem Verstande nicht begriff, daß es für einen Fürsten von der größten Wichtigkeit ist, Unterthanen zu haben, welche durch die Literatur und eine gute Philosophie Aufklärung gewonnen haben, und daß es das schlimmste Unglück für einen König ist, über unwissende und deswegen dem gemeinsten Aberglauben verfallene Unterthanen zu herrschen. —

11

24 Mai

— Ich gestehe, daß ich manchmal Ahnungen künftigen Unglücks gehabt habe und daß ich mich von diesen Ahnungen nicht habe befreien können. Sie verfolgten mich Tage lang; allerdings, sah ich dann, daß mir kein Unglück begegnete, so lachte ich die Träume, die Ahnungen und die Propheten aus. Später habe ich mich von allen Vorurteilen zu befreien gewußt und zwar dadurch, daß ich die Dinge der Welt ernsthaft und mit philosophischem Blicke zu prüfen lernte. Aber Sie, Catt, sagen Sie mir offenherzig (ich werde Sie nicht verraten!), glauben Sie nicht auch ein Bischen an alle diese Dinge?

— Ich beehre mich Ew. Majestät zu versichern, daß ich nichts Derartiges glaube.

— Aber wenn Sie unwohl sind, Ihr Blut nicht ordentlich zirkulirt, oder Sie von blinden oder offenen Hämorrhoiden geplagt werden, passirt es Ihnen dann nicht, daß Sie traurig sind, eingebildetes Unglück fürchten und

sich überzeugt halten, daß Ihnen etwas Schlimmes bevorsteht?

— Wenn ich mich unwohl fühle, Sire, so bin ich natürlich nicht vergnügt. Aber in diesem unbehaglichen Zustande male ich mir doch keine eingebildeten Uebel aus, sondern habe mit denen genug, welche ich fühle. Hämorrhoiden kenne ich nur dem Namen nach.

— Ja, mein Lieber, dann sind Sie ein glücklicher Mensch. Die Hämorrhoiden sind eine der Hauptqualen meines Lebens. Wenn ich an ihnen leide, so bin ich traurig und sehe alles schwarz. Ich hätte geglaubt, daß Sie auf gut orthodox geneigt wären, die Möglichkeit von Prophezeiungen zuzugeben. Die heiligen Bücher, die Sie gelesen haben, und die ich übrigens ebenfalls so gut besitze wie die Orthodoxen, sind ja voll davon. —

12

1 Juni

— Der Feldmarschall Keith, dessen Umgang ich Ihnen als so angenehm geschildert habe, ist auch in der Unterhaltung außerordentlich fein und liebenswürdig und wird darin von keinem andern meiner Generale erreicht. Mit der ernstesten Miene erzählt er die schönsten Geschichten und giebt die schlagendsten Antworten.

Einmal erzählte jemand bei Tische, daß das Pferd des Marschalls Apraxin in der Schlacht bei Jägerndorf verwundet worden sei. „Ja, sagte Keith, nämlich mit den Sporen."

Bei derselben Gelegenheit berichtete er, daß zwei ganz niedliche Bauermädchen nach der Schlacht bei Roßbach einen französischen Soldaten vor ihn gebracht hätten, dem sie die Hände gebunden hatten und den sie nun am Stricke hinter sich herschleppten. „Sehen Sie, Herr Brigadier, sagte der Franzose, wie die H.... mich behandeln. Ist es wohl erlaubt, einen französischen Soldaten so zu behandeln? Man sollte ja meinen, ich wäre ein Hund. Aber der Marschall von Soubise wird mich an den Weibern rächen!"

Als ich den Feind bei Zittau angreifen wollte, fragte ich Keith, was er dazu meinte.

„Wenn Ew. Majestät den Ruhm des Prinzen Karl vermehren wollen, so müssen Sie angreifen.“ —

13

Klein-Latein, 4 Juni

Ein Lakai brachte ein Packet herein.

— Mach es auf, sagte der König, wir wollen sehen, was darin ist.

— Aha, mein Lieber, es sind Manschetten, sehen Sie nur, schöne neue Manschetten aus Potsdam. Wer zum Teufel schickt mir nur solche Sachen, die ich garnicht bestellt habe? Und noch dazu sind sie so lang, daß man zwei aus jedem Stücke machen kann.

Damit nimmt er eine Scheere und schneidet erst das erste, dann die fünf andern Paare in der Mitte durch.

— Nun habe ich zwölf Paar Manschetten. Sehen Sie, was ich für ein sparsamer Mann bin! Ich muß alles verwenden und vervielfältigen. Was brauche ich lange Manschetten! Für mich brauchen sie weder lang noch schön zu sein, da ich, wie Sie vielleicht schon bemerkt haben, die üble Gewohnheit habe, meine Federn an den Manschetten auszuwischen. Trüge ich schöne Manschetten, so wäre das lange nicht so bequem. Ich gebe zu, daß es eigentlich nicht sehr schön ist, so mit den Sachen umzugehen, aber es kommt nicht so genau darauf an. Sehen Sie meine Stiefel an: Sie werden nicht behaupten, daß sie aus dem besten Leder gemacht sind, aber sie sind bequem und das ist genug. Sehen Sie meinen Rock an: ich hatte ihn in Schmirsitz etwas zerrissen, und er ist mit weißem Zwirn ausgebessert worden. Mein Hut ist ebenso wie mein übriger Anzug alt und abgeschabt, aber solche Sachen sind mir sehr viel angenehmer als neues Zeug. Aufwand, Repräsentation und Eitelkeit ist nichts für mich. Sie müssen mich nehmen wie ich bin. Etwas könnte allerdings anders an mir sein: ich sollte mein Ge-

ſicht nicht immer ſo voll Schnupftabak ſchmieren. Das iſt eine verdammte Gewohnheit, die ich nun einmal angenommen habe. Sie müſſen mir zugeſtehen, daß ich ſo ziemlich wie ein Schwein ausſehe. Nun, geſtehen Sie es nur!

— Ich geſtehe, Sire, daß Ihr Geſicht wie Ihre Uniform ziemlich voll von Schnupftabak iſt.

— Das nenne ich eben: ſo ziemlich wie ein Schwein ausſehen. So lange meine gute Mutter lebte, war ich reinlicher, oder, um richtiger zu ſprechen, weniger unreinlich. Meine liebe Mutter ließ mir alljährlich ein Dutzend Hemden mit Manſchetten machen und ſchickte ſie mir nach. Seit dem unerſetzlichen Verluſt, welcher ihr Tod für mich war, kümmert ſich kein Menſch mehr um mich. Aber davon wollen wir nicht ſprechen. —

14

5 Juni

Der König hatte zu viel Maccaroni beim Diner gegeſſen, die ihm ſehr ſchlecht bekommen waren. Eine ſtarke Kolik ſtellte ſich ein und er mußte ſeine Zuflucht zu den gewöhnlichen Gegenmitteln, Lavements und die Verdauung befördernden ſo wie abführenden Pulvern nehmen. An dieſem und dem folgenden Tage wurde ich nicht zum König befohlen. Die erſten Lavements hatten keine Wirkung gehabt und mußten in ziemlich bedeutender Zahl wiederholt werden. Die Krankheit des Königs beunruhigte mich lebhaft, ſodaß ich mich bei dem Leibarzte erkundigte, ob ſie ernſte Folgen haben könnte.

— Durchaus nicht, mein Herr, antwortete derſelbe, beunruhigen Sie ſich nicht. Das wird nicht die letzte Kolik ſein, die der König hat. Hundertmal hat er ſchon dieſelbe Erfahrung gemacht, aber er kann von den verdammten Maccaroni nicht laſſen. Wenn er wenigſtens mäßig davon äße, ſo ginge die Sache noch, aber er ißt ſehr viel davon. Wenn Sie ihn wieder ſehen, ſo wird er Ihnen ſagen, daß er an einer heftigen Kolik zu leiden

gehabt hat, die durch irgendeine unbekannte Urſache entſtanden ſei: denn er eſſe ſo wenig! Nehmen Sie ſich ja in Acht, ihn merken zu laſſen, daß Sie wiſſen, wie ſich die Sache verhält: er würde ſogleich argwöhnen, daß ich Ihnen Mitteilungen gemacht habe, und es mir niemals vergeben. Sonſt können Sie ganz ruhig ſein. Heute Abend oder morgen früh ſpielt er ſchon wieder Flöte und vielleicht in demſelben Augenblicke, wo er behauptet, noch große Schmerzen zu haben.*)

7 Juni

Der Leibarzt hatte recht. Als ich um drei Uhr zum König befohlen worden, ſprach ich ihm meine Teilnahme an ſeiner Krankheit aus.

— Ja, mein Lieber, ich habe die ſchlimmſte Kolik gehabt, die man ſich denken kann. Es ging wirklich über den Spaß. Noch heute weiß ich nicht, wodurch ich ſie mir zugezogen habe. Wenn Sie ſehen, wie wenig ich eſſe, ſo werden Sie ſagen: wie kann der König bei der ſtarken Bewegung, die er ſich macht, mit ſo wenig leben? Ich glaube, daß dieſe verteufelte Kolik die Folge des plötzlichen Ausbleibens der Hämorrhoiden iſt. Sie können von Glück ſagen, daß Sie dieſe hölliſche Krankheit nicht kennen. Ehe die Hämorrhoiden kommen, hat man ein Gefühl unglaublich ſtarken Uebelſeins, und ſind ſie einmal da, ſo iſt einem noch ſchlimmer zu Mute und man möchte ſich jeden Augenblick brechen. Es wäre ſchlimm um mich beſtellt, wenn ich nicht ſo mäßig, wie nur irgend möglich, im Eſſen wäre. So lange ich daran leide, kann ich nicht ſo leicht Gedanken faſſen wie ich wollte: von der guten oder ſchlechten Geſundheit hängen unſre Vorſtellungen und unſre ganze Philoſophie ab.

Und nun ſagen Sie mir noch, daß das, was Sie Seele nennen, nicht lediglich eine Folge und das Spiel

*) An einer andern Stelle ſagt de Catt, daß dieſer Arzt überhaupt boshaft war und beſonders den König fortwährend verklatſchte.

unſers Organismus iſt. Wenn es irgend etwas geben könnte, was mich auf den Gedanken brächte, daß es einen Unterſchied zwiſchen dem, was wir Gedanken nennen, und unſerm Organismus giebt, ſo wären es die folgenden beiden Beiſpiele, welche ich Ihnen anführen will und über die ich Sie bitte, in Ruhe nachzudenken. —

Zu meinem großen Erſtaunen ſetzte mir nun der König die beiden Beiſpiele auseinander, die ich ihm ſelbſt vor einigen Tagen entgegengehalten und die er damals nicht hatte gelten laſſen wollen. Es waren nämlich folgende:

Man bemerkt, daß Schießpulver umſo wirkſamer iſt, je trockener es iſt. Iſt die Luft feucht, ſo iſt ſeine Wirkung ſchwächer, und wird das Pulver naß, ſo iſt überhaupt nichts zu machen. So iſt alſo die Trockenheit der Grund zu aller Wirkſamkeit des Pulvers, und die Trockenheit wiederum iſt nichts weiter als der Mangel an Feuchtigkeit.

Wir ſehen, daß Quantz, wenn er eine gute Flöte hat, beſſer ſpielt, als wenn er eine ſchlechte Flöte hat, und daß er garnicht ſpielt, wenn er überhaupt keine Flöte hat. So iſt alſo die Muſik eine Folge der Flöte, und der Muſikant iſt unauflöslich verbunden mit dem guten Zuſtande ſeines Inſtruments. —

Ich nahm mich natürlich wohl in Acht, dem Könige zu ſagen, daß ich ja ſelbſt dieſe beiden Argumente gebraucht hatte, ſondern erwiederte nur, ſie ſchienen mir in der That meine ganze Aufmerkſamkeit zu verdienen, und ich würde, wenn ich allein ſei, darüber nachdenken.

— Sehr gut, mein Lieber, der Geiſt bildet ſich durch Nachdenken. Sie werden ſehen, daß Sie mir Dank dafür ſchuldig ſind, daß ich Beweiſe für Ihre, Ihnen ſo liebe Theorie liefere: was würden Sie für Schmerz empfinden, wenn Sie entdeckten, daß die Seele nichts überſinnliches iſt! Da verlohnt es ſich wohl der Mühe, die beiden Argumente wieder und wieder zu überlegen, welche ich gefunden habe. Was mich anbetrifft, ſo geſtehe ich, daß ich nicht weiß, was man dagegen geltend machen kann.

Aber gestatten Sie, daß ich heute nichts weiter sage. Ich bin noch etwas schwach von dem Anfalle von gestern und vorgestern, und will früh zu Bette gehen. Morgen gehen wir nach Schmirsitz zurück. Keine Hämorrhoiden und keine Kolik mehr! Gute Nacht. —

15.

Schmirsitz, 8 Juni

— Auf unserm Marsche hat man mir eine hübsche Geschichte erzählt. Ein achtzigjähriger Bauer trug Wasser in die Laufgräben. Einer meiner Offiziere konnte es nicht mit ansehen, wie der arme alte Kerl so schwere Arbeit verrichtete, und sagte freundlich zu ihm: „Guter Mann, Ihr seid zu alt, um Euch so anzustrengen. Ihr müßt nicht mehr Wasser tragen." — „Oho, ich kann Wasser tragen, ohne daß es mir etwas schadet, aber ich möchte Sie um eine andre Gefälligkeit bitten. Versprechen Sie mir, meine Bitte zu erfüllen! Wenn die Festung genommen wird, so lassen Sie mir meine Bibel und meine Psalmen wiedergeben. Die Jesuiten in Olmütz haben sie mir weggenommen. Thun Sie das, so machen Sie mich glücklich, und ich will mit Vergnügen so viel Wasser in die Laufgräben tragen als Sie nur wollen." — Der Offizier versprach es ihm. Ist so ein Mann, den der Eifer für das Haus Gottes verzehrt, nicht ein erbauliches Schauspiel?

— Sehr erbaulich, Sire.

— Auch ich finde es. Glauben Sie mir, derartige Leute sind oft wohldenkender als andre, deren Erziehung sie sehr viel mehr dazu anleiten sollte. Die Geschichte von dem Bauern ruft mir eine andre von einem Panduren ins Gedächtnis zurück, welcher desertirt war, was übrigens unter den Burschen sehr selten ist. Man brachte ihn vor mich: „Wo willst du hin?" fragte ich. — „Nach Rom, mein Herr." — „Und was zum Teufel willst du in Rom?" — „Ich diene nun dem Kaiser schon so lange, daß es endlich Zeit wird, daß ich auch einmal dem lieben

Gott diene." — „Du haſt ganz recht, antwortete ich, und ich wünſchte, deine Kameraden kämen auf denſelben Gedanken." Mein Pandur fing an zu lachen und ſagte: „Mein Herr, das wäre für Sie garnicht ſo übel."

Der Kerl hatte Geiſt trotz all ſeiner Verehrung für den heiligen Vater.

Ein franzöſiſcher Soldat, der bei Roßbach gefangen genommen war, war dem Papſt ſehr viel weniger ergeben, und ich glaube, mein Pandur hätte ihn gleich ich maſſakrirt, wenn er gehört hätte, was er ſagte.

Nach der Schlacht kam er nämlich gerade auf mich zu und ſagte: „Herr General, ich bitte Sie um Erlaubnis, nach der Auvergne zu gehen, woher ich bin." — „Du willſt gewiß in die Meſſe gehen?" — „Ich ſchere mich den Teufel um die Meſſe und den Papſt, der uns hat ſchlagen laſſen, und ich glaube, Herr General, Sie ſcheren ſich nicht mehr um den Papſt als ich."

Ich mußte über den Schlingel lachen, der fortwährend verſicherte, er kehre ſich nicht an den Papſt. Während wir noch ſprechen, ſieht er, wie ein Unteroffizier die Gefangenen ſich in drei Glieder zuſammen aufſtellen läßt. „Herr General, ſagte er, da ſehen Sie nur den Schuft, der will uns nach preußiſcher Art einexerziren und dabei ſind wir doch kaum erſt angekommen!"

Ich will aber vernünftiger ſein als der Korporal und Ihnen nicht ſo lange Geduld zumuten. Ich habe Sie zu lange aufgehalten. Gute Nacht. —

16

9 Juni

— Denken Sie ſich, mein Lieber, der General Le Noble hat ſich die falſche Nachricht aufbinden laſſen, daß die Munitions- und Proviantkolonne des Generals von Puttkammer ſchon über Gibau hinaus wäre. Darauf hin wandte er ſich nach Sternberg, von wo er fortmarſchirt war, zurück, ließ ſich von Lanjus überraſchen und angreifen, und verlor drei Kanonen und 200 Mann. Möchte man

da nicht zum Teufel gehen, wenn es nur einen gäbe? Sehen Sie, so bekomme ich auf eine leidlich gute Nachricht mindestens zwanzig unangenehme. Und da soll einer noch sagen, daß ich kein Hundeleben führe!

Le Noble brauchte, um gut davon zu kommen, nur etwas Entschlossenheit und ein Bischen gesunden Menschenverstand, ohne den man überhaupt nie auskommt.

— Aber, Sire, der gesunde Menschenverstand ist garnicht so häufig, im Gegenteil ist er sehr selten.

— Ihre Antwort ist sehr richtig, sehr richtig. Als ich jünger war, glaubte ich auch nicht, daß er so selten ist; aber je älter ich werde, desto mehr bin ich überzeugt, daß er allerdings sehr selten ist. —

Ich sah zu meinem großen Leidwesen, daß die Langsamkeit der Belagerungsarbeiten und der Verlust des Generals Le Noble, welchen der König kurz vorher, wie mir mitgeteilt wurde, bei Tisch gelobt hatte, Seine Majestät bekümmerten und beunruhigten. Um ihn von den trüben Gedanken, die ihn quälten, abzulenken, sagte ich ihm, man habe mir gestern eine hübsche Geschichte vom Grafen von Turpin erzählt, dem „Majestät erlaubt hatten, in Preußen herumzureisen und sich die Truppen anzusehen."

Sobald der König den Namen hörte, sagte er:

— Der Graf reiste mit mir zusammen — und ohne meine Erzählung abzuwarten, fragte er mich:

— Durch wen haben Sie davon gehört?

— Durch Sir Andrew Mitchell.

— Dem habe ich die Sache erzählt. Ich unterstand mich also, an Seine Gnaden den Grafen Turpin die Frage zu richten: „Wie gefällt Ihnen mein Königreich?" — „Es ist sehr schön, Majestät." — „Was würden Sie damit machen, wenn es Ihnen gehörte, Herr Graf?" — „Sire, ich würde es schleunigst verkaufen und den Erlös in Paris verzehren."

Hat Ihnen Mitchell die Sache ebenso erzählt? Ich habe Ihnen gesagt, was wirklich vorgegangen ist.

— Mitchell hat mir die Geschichte gerade ebenso erzählt.

— Ein wunderbarer Herr, dieser Graf! Er hat die Manie zu dichten und macht Verse von zweiundzwanzig Silben: „Warum soll man sich Zwang auferlegen, Majestät? Man muß sich frei bewegen können."

Unter den Franzosen, die zu uns kommen, giebt es sehr liebenswürdige, sehr unterrichtete und sehr höfliche Leute, aber die meisten sind unglaublich leichtsinnig und haben gar keine Manieren.

Da haben wir den Chevalier Cogolin gehabt, der, als er von Potsdam nach Berlin fuhr, verlangte, der Postillon solle in unserm verdammten Sande in gestrecktem Galopp fahren. Der Postillon antwortete ihm, die Pferde könnten nicht anders als im Schritt gehen. Der Chevalier wird ärgerlich und schlägt den Postillon mit dem Stocke, indem er ihm zuruft: „Schuft, ich werde dich schon dazu bringen, schnell zu fahren!" Der Postillon, grob wie er war, antwortete mit zwei gehörigen Ohrfeigen, wirft den Chevalier mit seinem Koffer aus dem Wagen und fährt davon.

Der arme Cogolin bleibt ganz verblüfft mit seinem Koffer auf der Landstraße stehen. Endlich nimmt er den Koffer auf den Rücken und geht langsam weiter, bis er nach Berlin kommt. Von da schreibt er mir einen langen Klagebrief über das, was ihm begegnet war. Ich konnte ihm nur antworten, er thue mir selber leid, aber er möge künftig nicht so schnell damit bei der Hand sein, unsre Postillone, die größten Grobiane, die es überhaupt giebt, mit Stockschlägen zu traktiren. „Was für ein verdammtes Land, sagte er nachher, ist doch Preußen, wo man nicht einmal einen Postillon prügeln kann, ohne Ohrfeigen zu bekommen?"

Ich habe Franzosen gekannt, die ohne die leiseste Kenntnis von dem Gegenstande, über den sie schreiben wollten, ein Buch verfaßten: vorwärts, Papier und Tinte her, wir wollen ein Gedicht machen! Aber ich habe auch, wie ich Ihnen schon sagte, sehr liebenswürdige und interessante Franzosen in Berlin gesehen — besonders verzeihe ich

wegen des Grafen von Giſors allen andern Franzoſen ihre Albernheiten. —

Ich freute mich darüber, daß keine Rede mehr von dem General Le Noble und der Belagerung war. Gewiß hätte der König noch weiter von dem Grafen Giſors geſprochen, der ihn lebhaft zu intereſſiren ſchien, wenn man ihm nicht zwei Briefe gebracht hätte. Er las ſie und ſagte:

— Nun habe ich wieder zu thun bekommen: eine chiffrirte Depeſche, die ich entziffern muß. Alſo, gute Nacht! Wenn Sie heute noch Verſe machen, ſo machen Sie keinen von zweiundzwanzig Silben. —

17

10 Juni

Um fünf Uhr fand ich den König damit beſchäftigt, eine Zeichnung des Schloſſes Sansſouci mit allem was dazu gehört, zu entwerfen.

— Sehen Sie, was für ein ſchönes Kunſtwerk ich mache!

Am Ende der Terraſſe ſah ich neben einem kleinen Gehölz eine Art von Mauſoleum und fragte, was das für ein antikes Gebäude ſei.

— Das iſt kein antikes Gebäude, es iſt ein Grab, um welches herum ich Cypreſſen pflanzen ließ. Dort will ich mich begraben laſſen. Glauben Sie nicht, daß ich dort gut liegen werde?

— Ew. Majeſtät ſprechen einen trüben Gedanken aus.

— Warum ſoll ich nicht eines Tages zu Ende ſein, und warum ſoll man ſich nicht mit dieſem Ende, und zwar in aller Ruhe, beſchäftigen? Ich habe dazu noch viel mehr Urſache als mancher andre.

Nun zitirte der König zwei längere Stellen aus Chaulieu's Gedichten.

— Sehen Sie, Chaulieu iſt ein wahrer Philoſoph und taugt mehr als ſo und ſoviele auf us. Geben Sie mir nicht Recht? Er kommt mir wie ein Weiſer vor, der zu ſich ſelber ſagt: „Ich will in dieſer Welt glücklich leben,

und um meinen Zweck zu erreichen, gebe ich mir Mühe, jeden Zwang von mir zu entfernen, jedes unbequeme Joch abzuschütteln. Kein Vergnügen will ich mir versagen, im Gegenteil soll das Vergnügen mein Lebenszweck sein, und ich will mit all meinen Kräften jedes Hindernis bekämpfen, welches sich meinen weisen Absichten entgegenstellt." So stelle ich mir die Philosophie des Mannes vor, welcher „Charon und seinen Kahn mit Verachtung betrachtet."

Um dieser, wie mir schien, überflüssigen und, wie ich für wahrscheinlich hielt, sich sehr in die Länge ziehenden Unterhaltung ein Ende zu machen, rühmte ich das gute Gedächtnis des Königs.

— Majestät haben ein außerordentlich glückliches Gedächtnis. Es ist erstaunlich, wie viel Sie auswendig lernen können und wie genau Sie das einmal Gelernte behalten.

— Das kommt daher, weil ich mein Gedächtnis sehr geübt habe. Aber wir sprechen hier nicht vom Gedächtnis. Sie verurteilen also die Anschauungen meines göttlichen Abbés und klammern sich gut orthodox an die Uebersinnlichkeit und die Unsterblichkeit der Seele?

— Ich weiß nicht, ob ich mich ohne Ueberlegung, wie Ew. Majestät zu glauben scheinen, daran festklammere, aber ich gestehe, daß ich daran glaube.

— Wie ist es aber möglich, mein Freund, daß Sie daran glauben können? Sehen Sie denn nicht, daß die Seele nur ein Produkt des Körpers, und daß es also widersinnig ist, zu behaupten, sie könne allein fortexistiren, nachdem der Körper untergegangen ist? Beide sind so sehr von einander abhängig, daß sie ohne einander überhaupt garnicht existiren können. Und sagen Sie mir aufrichtig: Können Sie sich denn überhaupt auf irgendeine Weise eine Vorstellung von einem übersinnlichen Wesen machen und es so darstellen, wie ich Ihnen Sanssouci gezeichnet habe? Wenn Sie das können, so haben Sie die Güte und thun es.

— Das kann ich nicht, Sire, weil ein übersinnliches Wesen weder eine Gestalt noch irgend welche mit den

Sinnen wahrnehmbare Eigenschaften hat. Trotzdem kann ich mich sehr wohl davon überzeugen, daß das, was in meinem Innern denkt, etwas Unteilbares ist. Und wie kann man logischerweise die Möglichkeit eines übersinnlichen Wesens deshalb leugnen wollen, weil man sich dasselbe nicht in einer sinnlichen Gestalt vorstellen kann? Ja selbst wenn man Ew. Majestät die allerdings vorhandene gegenseitige Abhängigkeit von Körper und Seele zugiebt, darf man sich darum für berechtigt halten, aus der Abhängigkeit, in der zwei Dinge von einander stehen, auf ihre Identität zu schließen? Setzen wir voraus, Ew. Majestät würde jetzt der Fall von Olmütz gemeldet, so wird Ihre Freude umso größer sein, als die Nachricht unerwartet kommt; dann erlaube ich mir die Frage: Welcher Zusammenhang besteht hier zwischen Ursache und Wirkung? Die Nachricht hat als eine Verbindung bestimmter und verständlicher Töne an Ihr Ohr und Ihr Gehirn geschlagen: das ist allerdings eine körperliche Wirkung, aber auf dieselbe folgt das Gefühl der Freude und darauf wiederum der Entschluß, den einmal gefaßten Feldzugsplan weiter auszuführen; liegt nun in diesem Gefühl und in dieser Absicht irgendeine mechanische Verbindung mit der urfprünglichen Erschütterung der Gehörsnerven?

— Mein Herr, mein Herr, Ihre Einbildungskraft bringt Sie auf Irrwege: Sie haben einen heiligen Abscheu vor der Sinnlichkeit Ihrer Seele, und diese Furcht giebt Ihnen Ihre Worte ein.

— Ich glaube vielmehr, Sire, daß sich mein Verstand gegen den Gedanken, die Seele sei sinnlich, erhebt und daß sich daraus meine Sprache erklärt.

Ich wollte gern dieser Unterhaltung, die mir peinlich war, weil ich auf seiten des Königs eine gewisse Gereiztheit wahrzunehmen glaubte, ein Ende machen und fuhr fort:

— In Klein-Latein haben mir Ew. Majestät die Ehre erzeigt, zwei Argumente anzuführen, das Beispiel des Schießpulvers und das von Quantz, indem Sie mir sagten, daß man durch dieselben wohl auf den Gedanken

kommen könne, daß es einen wirklichen Unterschied zwischen dem Leibe und der in uns denkenden Seele gebe.

— Gewiß, aber diese Argumente beweisen nichts für die Unsterblichkeit der Seele, an welche Sie in frühester Jugend zu glauben gelernt haben. Wegen dieses Kinderglaubens wagen Sie es nicht, die Behauptung der Unsterblichkeit mit unparteiischen Blicken zu betrachten. Sie fürchten, dieselbe könnte Ihnen entrissen werden: Ihre Philosophie kann ebensowenig wie meine eine notwendige Verbindung zwischen der Uebersinnlichkeit und der Unsterblichkeit der Seele entdecken.

— Ich will Ew. Majestät offen gestehen, daß ich diese Verbindung allerdings nicht sehe. Ich kenne die Beschaffenheit meiner Seele nicht genügend, um daraus mit Sicherheit zu schließen, daß sie sich nach dem Tode ihres früheren Zustandes erinnern und noch weiter imstande sein wird, ihre Fähigkeiten auszuüben. Der Glaube an und die Hoffnung auf die Unsterblichkeit meiner Seele beruhen nicht auf meiner Kenntnis von meiner Seele, nicht auf meiner Ueberzeugung von Lebenskeimen, die älter sind als die Zeugung des einzelnen Menschen, sondern auf dem, was ich von Gott und seiner Vollkommenheit weiß. Ich weiß sehr wohl, daß das kein Beweismittel ist, welches ich gegen diejenigen Philosophen verwenden kann, welche etwa die Existenz Gottes und seiner Attribute leugnen sollten, aber diese Philosophen werden mir auch niemals wirklich beweisen können, daß der Mensch ganz und gar stirbt.

— Ich bitte, wer leugnet denn die Existenz Gottes? Ich sicherlich nicht. Man muß eine Gottheit voraussetzen, wenn man überall im Weltall genau bestimmte Zwecke und sichere, ja oft schlagende Mittel ausgebildet sieht, um jene Zwecke zu erreichen. Die Welt kann nicht eine Folge des Zufalls sein: dazu ist zuviel Ordnung darin. Ich kenne Gott nicht, aber, wie ich Ihnen schon gesagt habe, ich bete ihn für alle Fälle an. Glauben Sie mir, im Grunde giebt es auf allen Gebieten Ungewißheit, aber ich habe mein System: ich flüchte mich in den Glauben,

daß alles, was wir sehen, ewig ist, und das alles mit dem Tode zu Ende ist. Irre ich mich, mein Lieber, nun so werde ich das Vergnügen einer Ueberraschung sowie die Freude haben, mich mit Ihnen dort oben oder dort unten (wie Sie wollen) unterhalten zu können. Doch diese Möglichkeit wollen wir möglichst weit hinausschieben.

Vielleicht wäre ich ebenso gläubig geworden wie Sie, wenn ich, besonders in meiner Jugend, aber auch später die Frommen die Pflichten hätte erfüllen sehen, welche ihr Glauben ihnen auferlegt. Zum Beispiel war mein Vater gewiß ein strenger und gewissenhafter Christ: als er schwer krank war, rieten ihm die Geistlichen aufs dringendste, sich mit seinem Schwager von Hannover, der ihn schwer gekränkt hatte, zu versöhnen: „Majestät müssen an ihn schreiben und ihn versichern, daß Sie alles Unrecht vergessen, was er Ihnen zugefügt hat."

„Meinetwegen, sagte er, schreibt ihm, aber schickt den Brief nicht ab, wenn ich wieder gesund werde, sondern nur, wenn ich wirklich sterbe."

Trotzdem (das würde ich nämlich meinem Vater erwiedert haben) muß man seinem Glauben seinen Aerger, seinen Haß, seine Wut und seine Rachsucht opfern und siebenundsiebzig mal seinem Bruder verzeihen, wenn man selbst Verzeihung für seine Sünden erhalten will. Ach, mein Lieber, wie häufig verleiten und verführen die schlechten Beispiele die Jugend! Wie viele Väter und Mütter sollten sich nicht die größte Mühe geben, ihren Kindern nur mit gutem Beispiele voranzugehen, da doch die Kinder immer ihre Eltern in Worten und Thaten nachahmen. Dann erst können die Eltern sagen: Siehe, das sind die Kinder, die du mir gegeben hast!

Sehen Sie sich meine Gelehrsamkeit und meinen Begriff von christlicher Lehre nicht allzu genau an: im großen und ganzen habe ich doch recht. Erlauben Sie mir noch eins hinzuzufügen: ich will Ihnen nämlich gute Nacht und eine übersinnliche und unsterbliche Seele wünschen, sowie daß, wenn Sie eines Tages Kinder haben, Sie und

Ihre teure Ehehälfte ihnen stets nur gute und heilsame Beispiele geben. Sie sehen, daß ich, wenn ich auch nicht ganz und gar auf Ihrem calvinistischen Standpunkte stehe, doch moralisch keineswegs verwerflich bin. Wäre ich das, so behielte ich Sie noch eine Stunde länger bei mir. Doch so: Gute Nacht! Ich glaube, es ist bald acht Uhr.

— Gleich zehn, Majestät.

— Zehn? Das geht über den Spaß! —

Der Ansicht war ich auch, denn ich schrieb an dieser wunderbaren Unterredung bis Mitternacht. —

18

11 Juni

— Wissen Sie, mein Herr, daß ich ärgerlich gegen Sie werde, wenn Sie mich noch einmal bis zehn Uhr wach halten, mich, der ich gewöhnlich schon um drei Uhr aufstehe.

— Dann dürfen nicht mehr Dinge verhandelt werden, in betreff deren ich nicht das Glück habe, der Ansicht Ew. Majestät zu sein.

— Ich sehe, ich sehe, Sie fürchten, daß ich Ihnen Ihren Glauben vernichte.

— Nein, ich fürchte es nicht.

— Aber gestehen Sie, Sie würden es sehr bedauerlich finden, wenn Catt nicht unsterblich wäre! Die Unsterblichkeit schmeichelt Ihnen, sie hat für Sie einen ganz besondern Kitzel, und deshalb glauben Sie, daß Ihre Seele unsterblich ist.

— Ich glaube nicht an die Unsterblichkeit, weil ich sie wünsche, sondern weil sie auf Beweisen beruht, die man niemals vernichten wird. Aber selbst vorausgesetzt,*) daß ich lediglich deshalb daran glaube, weil ich die Unsterblichkeit wünsche, wollen Ew. Majestät mir diese schöne Hoffnung entreißen, die Triebfeder meiner Handlungen

*) Im Texte der Memoiren (S. 97, 2) steht supposez, offenbar ein Schreibfehler Catts für supposé.

zerbrechen und mir einen Glauben nehmen, der mir in den Wechselfällen, denen unser Leben so sehr ausgesetzt ist, zum Troste gereichen muß?

— Nein, mein Lieber, wenn Sie die Sache so auffassen und zu mir in diesem Tone sprechen, so werde ich mich wohl hüten, Ihnen eine schöne Täuschung zu rauben, Ihre Hoffnung zu zerstören und Sie der Verzweiflung zu übergeben. Wenn es eine Grausamkeit ist, einen Ehemann von der Treulosigkeit seiner lieben Frau in Kenntnis zu setzen, so ist es noch hundertmal grausamer, ihm einen Glauben aufzuzwingen, welcher all seine Hoffnungen zerstört.

Ferner muß ich Ihnen zugeben, daß Sie, wenn Sie bei Ihrem Glauben bleiben, keine Gefahr zu laufen haben, sei es, daß Sie sich irren, sei es, daß Sie recht haben. —

Ich hatte allerdings Lust, ihm ein Bild von dem Zustande zu entwerfen, dem er entgegenging, aber ich fürchtete, von neuem eine zwecklose Diskussion zu veranlassen, welche die Sitzung vielleicht wiederum bis zehn Uhr verlängert hätte. Später sprach der König selten über diesen Gegenstand, in betreff dessen seine Gedanken sehr unbestimmt und schwankend zu sein schienen.

Der König kam dann auf das zurück, was er mir am Tage vorher von dem Streite zwischen seinem Vater und dem Kurfürsten von Hannover erzählt hatte, und sprach von den oft gefährlichen Beispielen, welche Eltern ihren Kindern geben.

— Sie müssen aus meinen gestrigen Aeußerungen über meinen Vater den Schluß ziehen, daß er uns ein schlimmes Beispiel gegeben hat: er war für uns im Gegenteil ein sehr gutes Vorbild, und die Fehler, welche seine Kinder gemacht haben, sind ihre eigne Schuld: mein Vater hat sie nicht verursacht.

Er war durch und durch ein Ehrenmann und, im eigentlichsten Wortverstande, ein philosophischer König; vielleicht ging er in dem zu weit, was er von den Menschen verlangte, denn er wollte, daß alle seine Unterthanen eben so sittenstreng wären wie er selbst.

Wenn Sie noch ein neues Flötensolo von Quantz hören wollen, so will ich es Ihnen vorspielen. Es wird nicht bis zehn Uhr dauern. Ich habe es nach Tisch versucht und es schien mir besser als alles, was ich bis jetzt von ihm in dieser Art kenne: der Mann wird nicht alt. —

Das Solo dauerte eine Stunde. Dieses mal hatte ich einen guten Abend und Zeit zu essen. —

19

16 Juni

— Ich habe eine unruhige Nacht gehabt. Vielleicht war es eine Folge meiner Hämorrhoiden und meines gestrigen Rittes, der möglicherweise mein Blut in zu starke Bewegung gesetzt hat. Was kann das Blut, je nachdem es stärker oder schwächer in Wallung kommt, ebenso wie das Fieber, alles aus dem Menschen machen! Heute könnte ich weder dichten noch lesen, so düster fühle ich mich gestimmt. Ich habe meinen hellen Tage, aber auch meine sehr dunkeln. Es geht wohl allen Menschen ebenso. Wie steht es mit Ihnen in diesem Punkte?

— Wenn ich mich unwohl fühle, Majestät, so sehe ich allerdings alles schwarz, ebenso wie mir alles in rosenfarbenem Lichte erscheint, wenn ich wohl bin.

— Sie müssen zugeben, daß wir elende Geschöpfe sind.

— Was mich betrifft, so gebe ich es zu, Majestät.

— Und ich gebe es für mich ebenfalls zu. — Uebrigens haben auf mich, ob ich mich gut oder schlecht befinde, gewisse Daten einen Einfluß. So ist mir der achtzehnte Juni unangenehm, denn am achtzehnten Juni fing mein Unglück an.

Ich brauchte nicht viel nachzudenken, um zu erraten, worauf der König anspielte; übrigens fuhr er gleich fort:

— Ich glaube behaupten zu können, daß, wenn am Tage von Kolin meine Befehle befolgt worden wären, ich die Schlacht gewonnen und dadurch von vornherein diesen schrecklichen Krieg beendigt hätte.

Ich erwartete, der König würde mir die Schlacht be-

schreiben (was er übrigens später gethan hat), aber er fuhr vielmehr fort:

— Glauben Sie nicht, daß ich wie die Römer bin und mich an glückliche oder unglückliche Tage kehre. Mir sind alle Tage gleich, alle bringen Gutes oder Schlimmes. Wenn ich den achtzehnten Juni unglücklich nenne, so thue ich es nur deshalb, weil es ein schrecklicher Tag für mich und die Menschheit war. Ginge es übrigens nur mit der Belagerung ordentlich vorwärts, so würde so manches Unglück bald wieder gutgemacht sein. —

20

18 Juni

Der König hatte mich um zwei Uhr zu sich befohlen. Als ich zu ihm kam, hörte ich von einem Adjutanten, daß er soeben die traurige Nachricht von dem Tode seines Bruders, des Prinzen August Wilhelm von Preußen, erhalten und daß ihn dieselbe sehr niedergeschlagen hatte.

Ich fand den König mit dem Arm auf den Tisch gelehnt. Er hatte ein Taschentuch in der Hand, welches er an die Stirn drückte. Einige Augenblicke sah er mich starr an, dann stand er auf und sagte mit in Thränen schwimmenden Augen:

— Ach, mein Freund, was für eine traurige Nachricht habe ich bekommen! Mein armer Bruder ist tot!

Der König schluchzte bei diesen Worten, auch ich war tief bewegt und weinte mit ihm. Als er mein Mitgefühl sah, legte er die Hand um meinen Hals (was mich, wie ich gestehe, in Verwunderung setzte) und sagte:

— Mein Freund, der Bruder, den ich so lieb hatte, ist nicht mehr! Es ist sehr gut von Ihnen, Anteil an meinem Schmerze zu nehmen. Das Leben, welches Sie hier bei mir führen, ist recht traurig, und was für Unglück steht uns vielleicht noch bevor! Aber alles andre kann ich ertragen, nur die Wunden, die dem Herzen geschlagen werden, sind unheilbar und zerreißen meine Brust; mein lieber Bruder ist tot!

Ich sagte dem Könige, wie großen Anteil ich an seinem Schmerze nehme und wie viel ich in diesem traurigen Augenblicke von der Kraft der Vernunft und der Philosophie erwartete, welche, so sehr auch die Thränen bei einem solchen Schlage natürlich und begreiflich wären, doch die Trauer mildern und mäßigen könnten.

— Ich bin Ihnen für das dankbar, was Ihr gutes Herz Sie in diesem Augenblicke sagen läßt, erwiederte der König, aber es ist vergeblich. — Hier zitirte er mir eine Stelle aus Chaulieu und fing wieder an zu weinen.

Diese für den König so schmerzliche Szene dauerte eine Stunde. Dann sagte er:

— Mein Lieber, ich kann es in der Stube nicht mehr aushalten. Es ist mir, als müßte ich ersticken. Ich will ausreiten, Luft schöpfen und mich meinen traurigen Gedanken in der Einsamkeit überlassen. Wenn Sie die Güte haben wollen (das waren seine Worte), gegen fünf Uhr wiederzukommen, so werden Sie mich verbinden: es ist ein Trost, seinen Schmerz gegen einen von den wenigen Menschen auszusprechen, welche imstande sind, ihn zu teilen. —

Der König ritt allein, nur von einem Stallknecht begleitet, ungefähr eine Stunde im Schritt spazieren. Ich sah ihn mit unbeschreiblichem Mitgefühl fortreiten und wiederkommen.

Um fünf Uhr stellte ich mich, wie befohlen, wieder ein.

— Mein Spazierritt hat mir gut gethan. Ich kann wenigstens wieder Atem holen. Aber das Herz ist mir noch schwer und ich kann mich nicht an den Gedanken gewöhnen, den Bruder zu missen, den ich so lieb hatte. Ja, der Himmel ist mein Zeuge, daß ich ihn von Herzen lieb hatte! Glauben Sie mir, wenig Menschen lieben ihre Familie so wie ich. Ueber nichts freue ich mich so, als wenn ich imstande bin, ihnen diese Liebe auch äußerlich zu beweisen, und niemals lasse ich eine derartige Gelegenheit vorübergehen: die Meinigen müssen es mir bezeugen. Kein Privatmann kann es mir darin vorausthun, und ich kann Sie versichern, die Sache ist bei den häufig mit

Unrecht (wenigstens was die Sittlichkeit anlangt) sogenannten Großen der Erde keineswegs gewöhnlich. Mit demselben Freimut muß ich Ihnen sagen, daß der Bruder, den ich soeben verloren habe und dessen Verlust ich immer bedauern werde, durch die Vortrefflichkeit seines Herzens, seine Liebe zu mir und seinen Eifer für das Wohl des Vaterlandes meine ganze Liebe verdiente. —

Der König hätte gewiß noch weiter gesprochen, wenn ihm nicht ein Haufen Briefe überbracht worden wäre.

— Aha, da habe ich zu thun, mein Lieber; gute Nacht und denken Sie ein wenig an einen armen, betrübten Mann. —

19 Juni

Am nächsten Vormittag hatte ich bei der Parole die Ehre, den Prinzen Ferdinand zu sehen und ihm mein Mitgefühl über den Verlust auszusprechen, den er soeben erlitten hatte. Er lud mich mit Sir Andrew Mitchell zum Diner in seinem Zelte ein. Der herzensgute, vortreffliche Prinz schien mir außerordentlich ergriffen zu sein; er weinte über den Tod des Bruders, der ihm sehr lieb gewesen war, und fragte mich, wie der König gestimmt sei.

— Sehr traurig, erwiederte ich, und tiefbetrübt über diesen Todesfall, den er weit entfernt war zu erwarten. —

Um drei Uhr wurde ich zum König befohlen.

— Ich kann mich immer noch nicht von meiner Ueberraschung erholen und über den Tod meines guten Bruders trösten. Er starb infolge eines Schlaganfalls. Während er malte und sich vorlesen ließ, sah meine Schwester Amalie, welche incognito bei ihm war, daß sein Zustand sich verschlimmert hatte und ließ die bedeutendsten Aerzte und Chirurgen von Berlin kommen. Die Aerzte berieten sich. Muzel wollte, daß trotz der Aderlässe, welche der Leibwundarzt meines Bruders, Puchtert, schon hatte vornehmen lassen, ihm noch einmal zur Ader gelassen würde, da seine Nase voll von geronnenem Blute war, welches man wegen seiner Zähigkeit häufig daraus entfernen mußte.

Die andern Aerzte waren in ihrer Dummheit entgegengesetzter Ansicht, trotz der Gründe und Bitten Muzels. Sie behaupteten, mein Bruder sei zu schwach, um weitere Blutentziehungen zu ertragen. Mein armer Bruder wurde ein Opfer dieser Ungeschicklichkeit und es traf ihn ein Schlagfluß, an welchem er starb.

Meine Schwester hielt sich in der Nähe der Thür und wagte nicht, sich zu zeigen. Sie ließ einen Geistlichen hereinkommen, der meinem Bruder in aller Ruhe Reden hielt, obgleich derselbe schon tot war. Die Leiche wurde sezirt und man fand — was wirklich jammervoll ist — die gesundeste Konstitution, die man sich denken kann. Ich habe an meine Schwester geschrieben und angeordnet, daß man dem Toten alle ihm gebührenden Ehren erweist: er verdient sie reichlich. Aber leider wird mein armer Bruder nichts von all diesem Pomp merken und wird weder meine Trauer noch meine Thränen sehen.

Unendlich wird meine Trauer vermehrt und der Verlust meines Bruders für mich noch herber gemacht durch alles das, was sich zwischen uns während des Feldzuges des vorigen Jahres zugetragen hatte. Sie werden davon gehört haben? —

Ich wollte zuerst nicht antworten, aber der König bat mich so dringend, ihm alles mitzuteilen, was ich darüber gehört hatte, er wiederholte mir so häufig, daß er mir meinen Freimut hoch anrechnen würde, und daß Aufrichtigkeit meinerseits von ihm für ein Zeichen wahrer Anhänglichkeit genommen werden würde, daß ich kein Bedenken trug, seinem Wunsche nachzugeben.

— Ich habe erzählen hören, daß Ew. Majestät im Lager von Leitmeritz den Prinzen kommen ließ, ihm Instruktionen über die kriegerischen Operationen erteilte, welche er mit der unter sein Kommando gestellten Armee vorzunehmen hatte, daß der Prinz, um sich zu vergewissern, daß er diese Instruktionen richtig verstanden hatte, ein Schreiben an Ew. Majestät richtete, in welchem er dieselben wiederholte, und Ew. Majestät fragte, ob er Sie richtig ver-

standen habe oder nicht. Ew. Majestät hätten den Prinzen ohne Antwort gelassen, und dieser habe den ihm erteilten Instruktionen gemäß gehandelt. Wegen des Brandes von Zittau und des Mangels an Mehl und Brot sei der Prinz nach Bautzen marschirt. Ew. Majestät habe bei der Nachricht von diesem Marsche einen energischen Brief an den Prinzen gerichtet, in welchem Sie denselben mit den stärksten Vorwürfen überhäuften. Darauf sei Ew. Majestät aus der Gegend von Pirna mit einem Husarenregiment zur prinzlichen Armee gestoßen, hätten dem Prinzen jedoch, als er sich vorstellen wollte, den Rücken gedreht und ihm durch den General von Goltz sagen lassen: „Sagen Sie meinem Bruder und allen seinen Generalen, daß ich nur gerecht handeln würde, wenn ich ihnen sämtlich den Kopf vor die Füße legen ließe."

Bei diesen Worten stand der König auf und sagte mit erregter Stimme:

— Was Sie eben von Enthaupten sagen, ist eine großartige Verleumdung. Sie müssen mich nun genügend kennen, um zu wissen, daß ich unfähig bin, so etwas, besonders in betreff meines Bruders, zu sagen. Gewiß haben Ihnen einige schmähsüchtige Narren aus meiner Umgebung derartiges mitgeteilt, Worte, welche meiner Denkweise, der Wahrheit und der gesunden Vernunft widersprechen.

— Sire, niemand hat hier von diesen Dingen zu mir gesprochen (dies war die reine Wahrheit). Ew. Majestät hatten mich gebeten, offen zu sagen, was ich, ehe ich in Ihren Dienst trat, gehört hatte, und das habe ich nach Ihrem Befehl gethan.

Der König glaubte, ich bereute vielleicht, ihm gehorcht zu haben, oder seine Erregung, als er sich für verleumdet erklärte, hätte mich stutzig gemacht: er wurde mit einem male ruhig und sagte in gefaßtem Tone:

— Ich rechne Ihnen Ihre Aufrichtigkeit hoch an. Sprechen Sie auch künftig gelegentlich stets ebenso zu mir, das gefällt mir, und Sie werden es nicht zu bereuen

haben. Ein ander mal werde ich Ihnen erzählen, was in Wahrheit an der Sache und an diesem Zerwürfnis ist, welches mir viele Thränen gekostet hat. Dann werden Sie sehen, daß, wenn schon Privatleute häufig Gegenstand der abscheulichsten Verleumdungen sind, es den Königen in dieser Beziehung keineswegs besser geht. Gute Nacht! Wenn Narren, deren es hier sehr viele giebt, Sie fragen, was ich über meinen Bruder gesagt habe, so antworten Sie ihnen nicht und kümmern sich nicht um die Fragesteller. Noch einmal gute Nacht! Ich gehe schlafen, denn ich muß morgen früh aufstehen. —

20 Juni

— Der unglückliche Tag von Kolin vernichtete auf das grausamste meine Hoffnungen, die in Prag eingeschlossene Armee gefangen zu nehmen, mit den Oesterreichern, womöglich auf dem Schlachtfelde selbst, schnell einen dauerhaften Frieden abzuschließen und gegen die Franzosen marschiren zu können, die wir dann mit klingendem Spiele in ihr Land zurückgetrieben hätten — statt dessen war ich gezwungen, Böhmen aufzugeben. Ich schickte meinen Bruder mit einem Teile des geschlagenen Heeres voraus und erteilte ihm, wie Sie richtig gesagt haben, Instruktionen, wie sie notwendig waren. Wenn ich ihm aber auf den Brief, in welchem er mich fragte, ob er mich richtig verstanden habe, nicht antwortete, mußte ihm dann mein Stillschweigen nicht beweisen, daß er mich richtig verstanden hatte? Hätte ich denn nicht im entgegengesetzten Falle seine Anschauungen berichtigt, da sie ja dann bei einem Mißverständnisse die schlimmsten Folgen haben konnten? Ich riet ihm dringend, niemand um Rat zu fragen, und sagte ihm, ich verließe mich vollständig auf seine Einsicht, ebenso wie ich das vollste Vertrauen zu seiner Tapferkeit hätte. Mein Lieber, es ist nicht möglich, tapferer zu sein, als mein Bruder war. Wollte er jedoch jemand zu Rate ziehen, dann sollte er sich vertrauensvoll an Winterfeld wenden, aber ganz allein an ihn. Schließlich solle er Zittau auf jeden Fall

behaupten. Was geschieht? Mein Bruder zieht sich zurück, fortwährend zurück. Winterfeld schlägt eine Verstärkung der Garnison von Zittau vor und verlangt auf das energischste auf Zittau mit starken Truppenabteilungen zu marschiren, um den Oesterreichern, welche nach Winterfelds Nachrichten nach dieser Richtung hin operirten, ihren Vormarsch abzuschneiden. Winterfeld, mit dem mein Bruder, ich weiß nicht weshalb, seit einiger Zeit entzweit war, findet kein Gehör, mein Bruder folgt dem verräterischen und albernen Rate des bekannten Grafen Schmettau. Zittau wird von den Oesterreichern beschossen, die Stadt muß aufgegeben werden und die Armee zieht sich eiligst auf Bautzen zurück. Als ich diese Nachricht erhielt und sah, daß alles für uns verloren war, war ich nicht mehr Herr meiner selbst. In diesem ersten Augenblicke der Erregung, wo ich alles zusammenstürzen sah, schrieb ich einen, wie ich gestehen muß, niederschmetternden Brief; ich brauchte zu starke Ausdrücke, wie ich Ihnen wiederhole, und bereute es, sobald mein Blut anfing sich zu beruhigen. Versetzen Sie sich einen Augenblick in meine Lage: war es nicht schrecklich mit anzusehen, wie mein Bruder, seine Familie, das Vaterland und ich selbst — wir alle das Opfer gefährlicher Ratschläge wurden, welche alle aus der Neigung hervorgingen, in erster Linie das zu sagen und anzuhören, was als angenehm erscheinen konnte?*) Mein Bruder wurde ein Opfer unüberlegter Beratung und folgte Leuten, welche ihr eignes Interesse dem seinigen, meinem eignen und dem des Vaterlandes vorzogen.

Er reiste nach Dresden und verließ die Armee. Gewiß wäre er bei der Krise, in welcher ich mich befand, doch wieder zurückgekommen, wenn nicht einige Schufte, die ich nur zu genau kenne, die Flamme seiner Erbitterung von neuem angefacht hätten. Täglich wurde ihm vorge-

*) S. 107, 28 muß hinter plaise ein Semikolon oder Gedankenstrich im Texte der Memoiren stehen; denn das darauf folgende de ces conseils kann nur von dem vorhergehenden être victime abhängen.

redet, seine Ehre verbiete ihm bei der Armee zu bleiben oder mir die Ausdrücke meines Briefes zu verzeihen. Und so ging es in Oranienburg, wohin er sich zurückgezogen hatte, immer fort! Ein guter Teil der Schändlichkeiten, die dort über mich gesagt wurden, ist mir hinterbracht worden, und ich habe es aufrichtig beklagt, daß mein guter Bruder diese Höllenbande so gern angehört hat. Hätte er jene Menschen so gut gekannt wie ich, so hätte er sie mit Grauen von sich gewiesen. Ach, mein Lieber, Fürsten, die nur Schmeichler um sich sehen wollen, sind zu beklagen!

Hätte mein Bruder in Oranienburg nur seinen Adjutanten Hagen, seinen Sekretär Hainchelin und ein paar ebenso ehrliche Leute um sich gehabt wie diese, so wäre sein Leben ruhiger und seine Gesinnung nicht so feindlich gegen mich gewesen. Ich weiß genau, daß ich recht habe, denn er war die Herzensgüte, die Ehrenhaftigkeit und die Wohlthätigkeit in Person. Gerade meine genaue Kenntnis seines Charakters hat mich die Bitterkeit, welche man ihm gegen mich eingeflößt hatte, umso inniger bedauern lassen. Wenn ich auch leicht aufbrause, so würden wir beide doch ohne fremde Einmischung unser Zerwürfnis bald wieder ausgeglichen haben.

Aber wir haben schon zu lange geplaudert. Gute Nacht, mein Lieber. Ich wünsche, daß Sie nicht dieselben Gedanken hegen mögen, welche mich in mein Bett verfolgen werden. —

21

22 Juni

Morgens gegen zehn Uhr, während der König im Lager war, brach Feuer in Schmirsitz aus. Ein erbärmlicher Packknecht, der in einem mit Stroh gefüllten Stalle rauchte, hatte es verursacht.

Der König sah die Feuersbrunst aus dem Lager und kam im Karriere angesprengt, um die nötigen Befehle zu geben. Alles war vergeblich: von dem großen Dorfe blieb nichts übrig als das Haus, in welchem das königs-

liche Quartier war, und eine Hütte, welche mir zur Wohnung angewiesen wurde. Eine Mutter wollte ihr Kind retten, erstickte aber mit ihm in den Flammen. Dieser traurige Anblick und so viel andres Schreckliche zerrissen mir das Herz. Man hörte nichts als Schreien und Jammern. Mein früherer Wirt, ein kranker und mehr als achtzigjähriger Mann, wollte sich durchaus nicht retten lassen: „Laßt mich hier sterben! Soll ich etwa leben, um bloß Unglückliche zu sehen und selbst noch unglücklicher zu sein?“ Mit Gewalt wurde er hinausgebracht: in dem Augenblicke, wo er in den Hof kam, stürzte das Haus zusammen, und das wenige, was dem armen Manne von seinem Viehstande übrig geblieben war, ging, da es nicht hatte gerettet werden können, beim Zusammensturz der Scheunen zu grunde.

Der arme alte Mann starb in dem Augenblicke, wo er das Haus einstürzen und sein Vieh verloren sah. Frau, Kinder und Nachbarn, die zu Hilfe gekommen waren, hielten ihn umschlungen und jammerten laut. Dann umarmten sie wieder meinen Diener, der ihre Sprache redete und den sie eifrig damit beschäftigt gesehen hatten, meinen armen Wirt zu retten.

Der Anblick der Feuersbrunst hatte mich tief erregt. Abends um sechs Uhr schilderte ich dem Könige diesen Eindruck und erzählte ihm von dem armen Manne und seiner Familie.

— Der alte Mann, sagte er, ist glücklich und seine Familie ist nicht die einzige, die ins Elend gekommen ist. So ist denn noch ein Dorf wegen der Oesterreicher in Flammen aufgegangen! Dieses Feuer thut mir der armen Leute wegen unendlich leid, und es wäre zu verwundern, wenn meine Feinde es mir nicht auch auf die Rechnung schrieben. Die Herren schieben mir ja jede Schändlichkeit, welche sie selbst zu begehen imstande sind, auf das bereitwilligste in die Schuhe. Sie müssen mir zugestehen, daß der Krieg etwas Schreckliches ist. Was für ein Leben führen die armen Soldaten! Während des Einexerzirens

bekommen sie mehr Prügel als Brot. Im Feldzuge nehmen die Prügel allerdings ab, aber wenn der Soldat überhaupt davon kommt, so geht er meist mit Narben oder verstümmelten Gliedern nach Hause. Die Bauern leiden noch viel mehr, sie werden aufs äußerste gebracht, oft bis zum Hungertode. Sie werden mir zugeben, daß der Eigensinn der Königin und mein eigner viele Leute ins Unglück stürzt, und daß wenige Kriege so unheilvoll sind als der, welchen wir jetzt führen. Freund und Feind leidet, und wer weiß, wer weiß, mein Lieber, ob das nicht der Anfang des Jammers und der Gräuel ist, um mit den Propheten zu reden.

— Das Bild, welches Ew. Majestät von dem entwirft, was sich noch ereignen kann, ist traurig genug. Der Himmel möge verhüten, daß es so kommt!

— Und glauben Sie wirklich, mein Herr, daß der Himmel sich um die Streitigkeiten, Kämpfe und Metzeleien kümmert, welche Burschen wie wir machen? Glauben Sie, daß ich, wenn ich im Park von Sanssouci spazieren gehe und mit den Füßen einen Ameisenhaufen zertrete, auch nur daran denke, daß auf meinem Wege kleine Wesen sind, welche sich bewegen und abquälen? Wäre es nicht lächerlich, wenn diese Tierchen auf den Gedanken kommen wollten (falls sie nämlich überhaupt Gedanken haben), daß ich weiß, daß sie existiren, und daß ich verpflichtet bin, auf ihre Existenz Rücksicht zu nehmen?

Nein, mein Freund, entschlagen Sie sich dieser Eitelkeit' welche Sie täuscht, indem sie Ihnen den Himmel als fortwährend mit Ihrer Erhaltung beschäftigt vorspiegelt. Machen Sie sich mit dem Gedanken vertraut, daß die Natur sich nicht um die Einzelwesen, sondern nur um die Gattung kümmert. Die Gattung darf nicht untergehen.

Und was folgt aus alledem? Daß ein König auf seinem Spaziergange sehr wohl den Ameisenhaufen vergessen kann, den sein Fuß zertritt, und daß er bei seiner Beschäftigung mit wichtigen Angelegenheiten, welche seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und die er

nicht alle selbst zu überwachen imstande ist, unmöglich an die Ameisen denken kann, die sich etwa in seinen Gärten befinden.

— Das mag alles sein, aber, Sire, ich verstehe nicht recht, wie die Natur (denn so nennt Ew. Majestät das schöpferische und erhaltende Prinzip) die Gattung erhalten kann, ohne sich um die Einzelwesen zu kümmern, deren Vereinigung ja erst die Gattung hervorbringt, worüber Ew. Majestät mir die Ehre erweist, zu mir zu sprechen.

— Aha, da sind Sie gefangen! Also alles, was Sie nicht verstehen, existirt nicht und kann nicht existiren? Schöne Logik!

— Das wäre allerdings eine schöne Logik von mir (wenn ich anders überhaupt so dächte), sie entspräche etwa dem Satze, daß alles, was man sich einbildet, deshalb, weil man es sich einbildet, von unbestreitbarer Wahrheit ist. —

Der König erwiederte nichts, sondern sagte mir gute Nacht, was auch besser für ihn war, da er mir sehr müde und durch die Diskussion erregt vorkam. —

22

24 Juni

— Mein gestriger Tag war so sehr durch eine Menge Rapporte in Anspruch genommen, daß ich keinen Augenblick Zeit hatte, mich mit Ihnen zu unterhalten. Die Rapporte werden bald noch an Zahl zunehmen, da wir uns dem Ende des Stückes nähern. Das Interesse und die Thätigkeit der Schauspieler erhöhen sich gegen das Ende. Die Herren Gelehrten spötteln über unser Handwerk und Voltaire macht es lächerlich. Freilich ist es schlimm wegen des Unglücks, welches es zur Folge hat, aber es gehört viel Talent dazu, um es gut auszuüben, und ein Schlingel wie Voltaire versteht nichts davon.

Er sagte mir einmal, die Lektüre von Schlachtbeschreibungen langweile ihn im höchsten Grade und er lerne nichts dabei. Ich erwiederte ihm: „Wenn ich die Geschichte der Feldzüge des Prinzen Eugen, Montecuculis oder

Luxembourgs lese, so kommen mir tausend Gedanken, mein Blick erweitert sich und ich lerne sehr viel daraus."

Da lacht der Schlingel aus vollem Halse: „So viel Studium, um zu lernen, wie man Menschen totschlägt, das ist wahrhaftig ein Jammer! Sind denn die Wechselfälle des Krieges so verwickelt, daß ein weiterer geistiger Horizont dazu gehört, um sie begreifen zu können, als um den Plan eines Gedichtes zu entwerfen?"

Sie sehen, er verstand keine Silbe von dem, was er schwatzte. Wie würde sich der Bursche wohl aus der Sache ziehen, wenn man ihm, wie es mir so häufig begegnet und erst gestern begegnet ist, eine Menge Rapporte überbringt, die sich gewöhnlich untereinander widersprechen? Da handelt es sich dann darum, die Pläne oder auch nur die Einfälle des Feindes zu erraten und schnell eine Entscheidung zu treffen, welche von der größten Wichtigkeit sein kann. —

23

Mährisch Trübau, 3 Juli

Kaum war der Oberst von Balbi im Hauptquartier angekommen, so wurde er zum Könige befohlen. Zuerst mußte er eine gute Stunde im Vorzimmer warten, dann kam der König mit zornigem Gesichte auf ihn los und überhäufte ihn im drohendsten Tone mit allen möglichen Vorwürfen. Die schreckliche Szene dauerte fast eine Stunde lang. Dann kam der gute Oberst in mein Quartier, welches neben dem des Königs war. Ich sah gleich an seinem Gesichte, daß ihn der König entsetzlich schlecht behandelt hatte, und beklagte ihn von ganzer Seele.

— Sie können sich keine Vorstellung davon machen, mein Herr, was für furchtbare Dinge der König mir gesagt hat. Ich weiß auch garnicht, wo zum Teufel er seine Ausdrücke hernimmt: einer ist immer höllischer als der andre. Ich bitte Sie, wie kann der Mann denn das Unmögliche verlangen! Olmütz war zuerst nur auf einer Seite zernirt, die ungeheuern Belagerungsarbeiten wurden nicht

gedeckt, es fehlte häufig an Munition und die Belagerten waren um ein Dritteil stärker als wir! Unser tüchtiger General Fouqué hat es denn auch ausgesprochen, daß ihm diese Belagerung wie eine Oper vorkomme, wo die Phantasie ihre ganze Kraft braucht, um sich an soviele Unwahrscheinlichkeiten zu gewöhnen.

— Beruhigen Sie sich, lieber Oberst, der König hat sich, wie gewöhnlich, im ersten Augenblick nicht bezähmen können. Er wird später schon ruhiger werden und einsehen, daß Sie durchaus nicht so schuldig sind, als er sich jetzt einbildet. Sie werden gewiß seine Gnade wiedererlangen.*)

— Ach, mein Herr, Sie kennen den Prior des Klosters von Sanssouci noch zu wenig. Niemals giebt er eine von seinen Einbildungen auf, und am allerwenigsten in dem Falle, wo er dadurch zeigen würde, daß er einen Fehler begangen hat. Niemals, niemals wird er zugeben, daß etwas durch seine Schuld versehen ist! Leichter wäre es, eine Kanone durch Vorwärtsziehen zum Zurückrollen zu bringen! Nein, mein Herr, Sie kennen ihn nicht und Gott gebe, daß Sie ihn niemals durch persönliche Erfahrung kennen lernen. Man kann ihm tausendmal die wichtigsten Dienste erweisen: hat man ein einziges mal das Unglück, etwas zu versehen,**) besonders in Dingen, die für seine

*) Als der König später vernahm, daß Balbi dem Tode nahe war, wünschte er ihn zu sehen, und ließ fragen, ob der Kranke noch ausgehen könne. Als es bejaht wurde, befahl er ihn zu sich und sprach gütig und als sei nichts vorgefallen, mit ihm.

**) Der Adjutant des Königs, Hauptmann von Marwitz, sprach kurz nach meiner Ankunft in Grüssau ziemlich in demselben Sinne mit mir. Ich war über die Art, wie er von dem Könige sprach, um mich gegen ihn einzunehmen, empört. Er ging soweit, mir zu sagen: „Wegen des geringsten Versehens wird der König Sie nach dreißigjährigem Dienste fortschicken, auch wenn man Ihnen eigentlich garnichts vorwerfen kann. Ja, seine Härte geht soweit, daß er Sie auch in dem Augenblicke fortschicken wird, wo er einsieht, daß es seine Pflicht wäre, Sie für den Zwang zu entschädigen, in welchem Sie Ihre besten Jahre hinbringen. So ist der Mann in Wahrheit!"

Eitelkeit gefährlich sind, so ist alles frühere mit einem male beim Teufel. Wie viel traurige Beispiele könnte ich Ihnen dafür anführen, aber ich muß machen, daß ich fortkomme, wie mir befohlen worden ist und wahrscheinlich, um nie wieder zu kommen. Bewahren Sie mir Ihr Andenken. —

Die Niedergeschlagenheit des braven Obersten war mir und allen, die seine Tüchtigkeit kannten, außerordentlich peinlich.

Ich wurde ziemlich spät abends und nur auf einen Augenblick zum Könige befohlen.

— Ich habe zuerst meinen Meister im Nicht-Belagern sehen müssen. Ich habe ihm Mitteilungen gemacht, deren er sich nicht rühmen wird. Haben Sie ihn gesehen?

— Ja, Majestät.

— Nun, was hat er Ihnen gesagt?

— Daß er darüber in Verzweiflung ist, Ew. Majestät mißfallen zu haben, und daß er am liebsten die Ungnade nicht überleben würde, in welche er gefallen ist.

— Gut, gut. Von Zeit zu Zeit muß man die Herren lehren, ihre Pflicht nicht als Kleinigkeit zu behandeln, und vor allem, wenn es sich um Dinge von solcher Wichtigkeit handelt, wie das Fehlschlagen einer Belagerung ist. Sie kennen die Leute noch nicht ordentlich, mein Lieber, die unter meiner Führung stehen. Von Zeit zu Zeit bin ich — oft sehr gegen meinen Willen — gezwungen, gegen sie Front zu machen. Wenn ich schwach würde und mich nicht manchmal, wenn es notthut, auf das hohe Pferd setzte, so würden Sie mich bald zu Falle kommen sehen. —

24

Leutomischl, 8 Juli

Ich wurde sehr früh zum Könige befohlen. Er kam mir traurig vor. Zuerst schwieg er eine Zeit lang, dann sprach er wieder von dem Verluste seines Bruders.

— Mein Freund, der Tod meines Bruders kommt mir nicht aus dem Sinne, ich mag mich noch soviel be-

schäftigen, sein Bild steht mir immerfort vor der Seele und bereitet mir Höllenqualen. Mit Trauer denke ich an sein gutes Herz, seine aufrichtige Liebe zum Vaterlande und zu mir, sowie endlich daran, daß er in der Blüte der Jahre starb!

Wenn ihn wenigstens teuflischgesinnte Menschen nicht gegen mich erbittert hätten! Wäre er weniger leicht zugänglich gewesen, so hätte er so viele Schändlichkeiten nicht angehört oder mir Mitteilung davon gemacht. Dann lebte er möglicherweise heute noch und hätte seine vielleicht schreckliche Ansicht über mich nicht mit ins Grab genommen. Wie verrucht sind doch Menschen, welche Uneinigkeit zwischen Mitgliedern derselben Familie anrichten, möge diese sein, welche sie will! Solche Ungeheuer müßten erstickt werden, denn leider ist der Haß, den sie zwischen Verwandten stiften, die doch allen Grund hätten, zusammenzuhalten, der allerzäheste und leidenschaftlichste. —

Nach einer ziemlich langen Pause, während deren der König nachzudenken schien, sprach er von einem Plane, den ich mir nie als möglich gedacht hätte.

— Einer der Gründe, welche mich meinen innig und aufrichtig geliebten Bruder stets mit Schmerz vermissen lassen werden, ist die Erwägung, daß sein Tod einen mir werten Plan gestört hat. Ich hatte die Absicht, mich zurückzuziehen, meinem guten Bruder die Zügel der Regierung zu übergeben und ein ruhiges Leben zu führen. Ja, mein Freund, ich wollte abdanken, nicht um nach katholischer Art in dem modernen Rom zu leben oder Abt von Saint-Germain des Près zu werden, sondern um als Weiser eine Zwischenzeit zwischen die Mühen des Lebens und den Tod*) zu legen. Zehn bis zwölf Lebensjahre werden wohl noch in meinem Körper stecken, mehr nicht. Warum sollte ich, wenn der Krieg einmal zu Ende ist, nicht Ruhe

*) Der Text der Memoireu hat entre tous les tracas de la mort (S. 124, 34). Sollte das nicht ein Schreibfehler sein statt entre tous les tracas (de la vie) *et* la mort?

und Frieden in der Gesellschaft einer kleinen Zahl ausgewählter Freunde genießen? Und nun wird dieser ganze Plan durch jenen jammervollen Tod zu nichte gemacht! Denn als gewissenhafter Mann kann ich ihn nicht zu einer Zeit ausführen, wo die Regierung an einen Unmündigen fallen würde. —

Bei dieser Gelegenheit sprach der König ausführlich von all den schlimmen Folgen, welche derartige Regierungen für Frankreich gehabt hatten.

— Gott ist mein Zeuge, daß ich mein Volk viel zu lieb habe, um es noch größeren Uebeln auszusetzen als die sind, an denen es schon jetzt leidet. Aus allem, was ich Ihnen über meine Gemütsverfassung und meine Neigung zur Zurückgezogenheit sage, können Sie entnehmen, daß ich nicht viel glückliche Tage zu hoffen habe. Und wenn mir bestimmt ist, Berlin wiederzusehen, wie groß wird dann erst mein Schmerz sein! Meine Mutter, die liebevollste Mutter, die es jemals gegeben hat, werde ich nicht mehr dort finden! Sie können sich keine Vorstellung davon machen, wie lieb ich sie gehabt habe. Was wäre aus ihr geworden, wenn sie all mein Unglück hätte mit ansehen müssen, sie, die mich so unbeschreiblich liebte! Und auch meinen Bruder und so viele Freunde, die ich einst hatte, werde ich nie wiedersehen!

Nur mein unglückliches Volk werde ich erblicken, welches sich für mich geopfert hat! Wollte ich mich nicht auch für mein Volk hingeben, so wäre ich der undankbarste Mensch auf Erden. —

So endete diese Unterhaltung. Sie erschien mir als höchst seltsam. Vielleicht wird man hier dieselbe Bemerkung machen, welche sich damals meinem Geiste aufdrängte, daß nämlich der König manchmal mit einer Art von Enthusiasmus *sprach*, der dann, wenn er *handelte*, durch eine ganz andre, ja der frühern entgegengesetzte Beeiferung verdrängt wurde. So war es mir schon früher vorgekommen, wenn ich das, was er mir so oft die Ehre erzeigte, zu sagen, mit seinen Gedichten verglich, die er mir vorlas. Aber

dieſe Gegenſätze waren vielmehr die Folge ſeines Enthuſiasmus als eines Mangels an Wahrheitsliebe. —

25

Rokitna, 13 Juli

— Hier ſehen Sie jemand, der während der ganzen Nacht kein Auge zugethan hat. Mein Blut war zu aufgeregt und dieſe Wallungen vertrieben den Schlaf, den ich ſo nötig hatte. Was wollen Sie? Ich muß mich in Bewegung ſetzen, ob ich will oder nicht. Ich bin ordentlich mißgeſtimmt. Glauben Sie, daß ich Launen habe?

— Wenn Majeſtät manchmal welche hätten, ſo wäre dies bei all den Schwierigkeiten der verſchiedenſten Art nicht zu verwundern.

— Aha, das iſt eine etwas zweideutige Antwort. Darnach habe ich Sie nicht gefragt ſondern, ob Sie glauben, daß ich leicht übellauniſch werde.

Ich wollte nicht antworten, aber der König drängte mich auf jede Art, ſodaß ich endlich erwiederte:

— Ja, Majeſtät.

— Und woran haben Sie das bemerkt?

Da ich ſah, daß ſich der König ein Vergnügen daraus machte, mich in Verlegenheit zu ſetzen, und daß er durchaus eine Auseinanderſetzung von mir haben wollte, ſo ſagte ich in der ungezwungenſten Weiſe:

— Sire, ich habe ein bischen übler Laune dann bemerkt, wenn Ew. Majeſtät eine unerwartete Meldung bekommt oder eine ſolche, die Ihren Erwartungen nicht entſpricht, oder wenn Majeſtät mit Leuten zu thun haben, welche aus Furchtſamkeit Ihre Befehle nicht genau ſo ausführen, wie dieſelben erteilt worden ſind.

— Bene, bene, dignus est*) intrare in corpore nostro,**) Sie, der Sie ſo gut ſprechen. Jetzt haben Sie mir

*) Für es.

**) Was dem König bei dieſem Zitate in der Erinnerung vorſchwebte, iſt nicht klar. Der Sinn iſt jedenfalls: „Du verdienſt in unſre Gemeinſchaft aufgenommen zu werden.“

offen Ihre Meinung gesagt, und das gefällt mir. Ich muß allerdings zugestehen, daß ich häufig übler Laune bin. Aber wie viel Grund habe ich auch dazu! Jene Rapporte, von denen Sie sprachen und über die ich mich so oft ärgere, haben häufig nicht Sinn noch Verstand. Es wird mehr berichtet, was sich einer einbildet, als was er gesehen hat. Meine Leute sind so schwerfällig, ja manchmal so albern, daß ich oft gezwungen bin, ihnen vorzubuchstabiren, was sie wissen und behalten sollen.

Glauben Sie aber nicht, daß ich der übeln Laune nachgebe, ohne sie durch Nachdenken zu zügeln und ihre Wiederholung zu beschränken. Ich handle im Kriege hierin ebenso wie im Frieden, sobald ich Unannehmlichkeiten sehe oder höre. Ich nehme dann meine ganze Willenskraft zusammen, um über den ersten Augenblick, der allerdings immer sehr schlimm bei mir ist, hinweg zu kommen. So lange diese Erregung bei mir dauert, nehme ich mich wohl in Acht, irgend eine Entscheidung über das zu treffen, was ich gesehen oder gehört habe und was mir die Galle erregt hat. Freilich glückt es mir nicht immer, und dann macht der Herr Dummheiten, die ihm nachher sehr unangenehm sind.

Man sagt, es sei eine Thorheit, von seinen eignen Fehlern zu sprechen. Ich dagegen behaupte, daß es eine Dummheit ist, sie nicht zugeben zu wollen, wenn Freunde, die wir um freimütige Mitteilung gebeten haben, uns davon in Kenntnis setzen.

Sie sehen, ich bin offenherzig und werde es ebenso in betreff des bischens guter Eigenschaften sein, die ich etwa habe. Ich werde mich zu ihnen bekennen, ohne jemand anderm zu nahe zu treten. Ebenso werde ich stets den Vorzügen andrer Leute, und zwar mit Freude, gerecht werden. Natürlich behalte ich mir auch das Recht vor, mit vielem Vergnügen die Narren, Heuchler und Dummköpfe jeder Art, von denen diese gute Welt wimmelt, an den Pranger zu stellen.

Nach all den schönen Dingen, die ich Ihnen gesagt habe und die ich Ihrem Nachdenken empfehle, wünsche ich

Ihnen eine gute Nacht. Auch ich will bald zu schlafen versuchen. Hoffentlich geht es mir besser als in der vergangenen Nacht. Ich habe den Schlaf dringend nötig, denn ich muß morgen ganz früh wieder im Sattel sein, wo ich dann mit drei Bataillonen sowie allen Dragonern und Husaren des Feldmarschalls Keith die Ehre haben werde, die Nachhut des Heeres und also auch Ihre zu decken. Also auf Wiedersehen morgen in der Vorstadt von Königgrätz. —

Diese Unterhaltung war sehr bemerkenswert. Der König hatte schon früher mehrmals versucht, mich in Verlegenheit zu setzen, aber diesesmal legte er es ganz besonders darauf ab. Er versuchte alles mögliche, um mich dahin zu bringen, von seinen Fehlern zu sprechen, die er dann zu diesem Zwecke selber zugab, sowie um mich davon zu überzeugen, daß meine Aufrichtigkeit ihm angenehm sei, und daß ich niemals etwas zu fürchten habe, wenn ich mich freimütig über ihn äußerte, besonders wenn er mir selber den Wunsch darnach zu erkennen gebe.

In diesem Augenblicke konnte ich mir nicht darüber klar werden, ob der König wirklich an das glaubte, was er sagte, und ob der Inhalt unsrer Unterhaltung in Wahrheit seinen Ansichten entsprach — aber das bemerkte ich, wie schon früher manchmal, jedenfalls, daß Seine Majestät bestrebt war, mir von seiner Person eine in jeder Beziehung vorteilhafte Meinung beizubringen.

Diese Wahrnehmung war mir erwünscht und ich gab mir Mühe, sie in der nützlichsten Weise für Seine Majestät und für mich selbst auszubeuten. Bei jeder sich darbietenden Gelegenheit berief ich mich auf seine Geistesgröße und Seelenstärke und auf die andern Tugenden eines Helden und Weisen und sprach ihm meine Bewundernng darüber aus, daß er in irgend einem besonders kritischen Augenblicke sich seine gute Lanue und die gleichmäßige Stimmung bewahrte, welche die wahre Größe zu begleiten pflegt.

Der König hatte früher zu viel gegen die schändlichen

Schmeichler deklamirt (und that es auch bei dieser Gelegenheit), als daß ich hätte daran denken können, mich selber auf Schmeicheleien einzulassen, selbst wenn mein Charakter mir eine solche Erniedrigung gestattet hätte. Mein einziges Ziel bei diesen Lobeserhebungen war, ihn sich selbst so zu zeigen, wie ihn Europa und alle Philosophen ansahen.

„Voltaire," sagte er einmal, „hat durch das Lob, welches er mir spendete, meine Anstrengungen, es zu verdienen, verdoppelt: so muß man mich behandeln. Glauben Sie mir, mein Lieber, wenn ich in meiner Jugend ermutigt statt gedemütigt worden wäre, so wäre ich besser als ich bin. Aber meine Erziehung war verfehlt. Ich habe sie selbst nachholen müssen: zum Teil ist es mir geglückt, und allerdings hat mir die Erinnerung an die Demütigungen meiner Jugend dabei etwas mitgeholfen." —

26

Königgrätz, 14 Juli

Der König war todmüde und ging sehr früh zu Bett. Er fragte mich, ob ich in der Stadt einquartiert sei. Ich erzählte ihm, daß der Prinz Moritz von Anhalt-Dessau mir zuerst ein Quartier im Jesuitenkloster hatte anweisen lassen, welches voll von Verwundeten und Soldaten war, die an ansteckenden Krankheiten litten. Ich ließ den Prinzen durch seinen Adjutanten, Oberst von Kleist, um ein andres Quartier ersuchen. „Das geht nicht, man muß nicht so wählerisch sein. Ich selber liegt oft genug in Quartieren, wo es wie der Teufel stinkt. Wer ist denn der Herr?"

„Gnädiger Herr, ein Schweizer. Dort geht er eben vorbei. Er gehört zum unmittelbaren Gefolge des Königs."

„Welcher Religion gehört er an?"

„Er ist Protestant, gnädiger Herr."

„Protestant!" — und augenblicklich läuft der Prinz hinter mir her, umarmt und küßt mich und sagt: „Gott sei Dank, daß der König endlich einen Ehrenmann und Protestanten bei sich hat. Vorwärts, Kleist, ein gutes Quartier! Das beste Quartier in der Stadt! — Speisen Sie bei mir."

Der König lachte sehr über den Vorgang und sagte:

— Vergessen Sie ja nicht, sich das Gesicht zu waschen, da er Sie mit seinem Zungenkrebs so kräftig auf den Mund geküßt hat. Der gute Moritz ist allerdings ein sehr seltsamer Mensch, aber dabei so tapfer wie sein Degen. Sich schlagen zu können ist für ihn das höchste Vergnügen. Alles erscheint ihm in rosenfarbenem Lichte. Was wäre das für ein Mann geworden, wenn er eine ordentliche Erziehung genossen hätte! So ist und bleibt er das, wozu die Natur ihn gemacht hat. —

15 Juli

Seine Majestät bemerkte bei einer Stelle aus Racines Athalia, welches Stück er vorlas:

— So denken die Canaillen von Priestern, die fortwährend Gott, die Könige und die Menschen verhöhnen. Die Schurken sind stets bereit, alles ihrem Nutzen zu opfern. Sie geben die schändlichen Schmeichler ab, welche das Ohr der Könige haben, den Abgrund, an welchem dieselben dahin wandeln, mit Blumen bestreuen und ihnen die traurige Wahrheit verbergen. Alles, was hier gesagt wird, ist mit feurigen Buchstaben in den Klöstern und den Köpfen der Priester zu lesen.

— Trotzdem muß man Ausnahmen zugeben, Majestät. Nicht alle Priester gleichen Racines Mathan.

— Gewiß nicht, denn dann wäre die Welt gar zu unglücklich. Was ich Ihnen von den Schuften sagte, ist zum großen Teile wahr. Aber sprechen wir nicht mehr von ihnen: sie bringen mein Blut zum Kochen. —

27

23 Juli

Die leichten Truppen des Feindes hatten alle Wege derartig besetzt, daß seit einiger Zeit kein Briefbeutel hatte ankommen oder abgehen können. Endlich wird dem Könige ein Courier gemeldet, der nicht einen, sondern mehrere Briefbeutel bringt. Der König läßt sich alle Briefe bringen, öffnet in seiner Ungeduld in Gegenwart

des Kabinetsrates Eichel die ersten Briefe, die ihm in die Hände fielen, darunter welche an die Prinzen, Mitchell und einen an mich gerichteten, und liest sie durch. Er hätte damit auch nicht aufgehört, wenn Eichel nicht zu ihm gesagt hätte: „Majestät, diese Briefe sind für andre bestimmt. Hier ist das Packet für Ew. Majestät."

— Geben Sie mir schnell meine Briefe, bringen Sie die fremden ihren Adressaten und entschuldigen Sie mich. —

Dies erzählte mir der Kabinetsrat, als ich unter meinen Briefen einen fand, der offen und zerknittert war. „Nichts war komischer als der Vorgang mit dem Oeffnen der Briefe, sagte er. Nie habe ich den König so neugierig und aufgeregt gesehen wie in dem Augenblicke, wo die Briefbeutel ankamen. In seiner Ungeduld wollte er die Briefe so schnell aufmachen, daß er mehrere zerrissen hat. Ich weiß nicht, wie ich die Sache entschuldigen soll." —

Der eröffnete und von Seiner Majestät gelesene Brief enthielt folgende Stelle, die mich wegen ihres Inhaltes nicht wenig beunruhigte, da ich nicht wußte, wie der König sie aufgefaßt haben würde.

„Es ist sehr auffallend, mein Freund, schrieb mir ein Landsmann in piemontesischen Diensten, daß Sie mir, obgleich zum Könige von Preußen berufen, keine Silbe über das Glück schreiben, im Dienste dieses großen Mannes zu stehen. Sie wissen doch, daß ich den aufrichtigsten Anteil an Ihrem Wohlergehen nehme: ich will deshalb glauben, daß Ihr Brief verloren gegangen oder unterschlagen worden ist, wie das so vielfach in Kriegszeiten vorkommt. Wie es sich aber auch damit verhalten mag, so bitte ich Sie, mir Ihr Schweigen möglichst bald zu erklären: ich nehme an, daß Sie nicht schuld daran sind, und wünsche Ihnen in der Umgebung Ihres Helden, der auch der meinige ist, alles mögliche Glück.

In erster Linie wünsche ich Ihnen Gesundheit, die mehr wert ist als alle Helden und alles, was die Helden gewähren können. Wie ich die Geradheit Ihres Charakters

und die Festigkeit Ihrer Grundsätze kenne, bin ich überzeugt, daß es nicht Ihre Schuld sein wird, wenn es Ihnen bei Ihrem Helden nicht gut geht. Das würde lediglich seine Schuld sein. Man behauptet, der nordische Salomon sei im geselligen Verkehr nicht leicht zu behandeln, da er hohe Anforderungen stelle und sehr häufig seine Begleitung demütige, sobald er irgend einen Grund zum Mißfallen hat. Ferner soll er außerordentlich argwöhnisch und wenig geneigt sein, geleistete Dienste zu belohnen. Gäbe es in seinem Schlosse nur den dritten Teil der schönen Frauen, die der Judenkönig Salomon hatte, so würden alle diese Gerüchte grundlos sein. Wenn man sich den Frauen nicht in übertriebenem Maße widmet (was ja schon die Natur verbietet), so sind sie viel mehr als die Literatur, die Philosophie und die erhabene Nichtigkeit der Metaphysik (die man ja nur aus Eitelkeit treibt) geeignet, Härten des Charakters zu mildern, den Menschen nachgiebiger im Umgange zu machen, seine Anforderungen herabzustimmen und ihm den Ton der Milde zu geben, welcher Königen ebenso wohl ansteht wie Privatleuten.

Es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen alles Glück zu wünschen. Wenn Sie mir dies schreiben, so werden Sie mein Glück erhöhen. Um Nachrichten bitte ich Sie nicht; ich weiß, daß Sie mir doch keine geben würden, und daran thun Sie recht.

Ich habe den Verfasser der Henriade gesehen. Er reißt seinen früheren Götzen, dem er seine Liebe, seine Eitelkeit und seine Habsucht gewidmet hatte, nicht wenig herunter. Schreiben Sie mir schnell, wie es Ihnen geht.“ —

Diese verteufelten Sätze in dem Briefe ängstigten mich nicht wenig. Manchmal dachte ich freilich, der König würde die Beachtung der Ansichten meines Freundes für unter seiner Würde halten, und garnicht oder nur obenhin und in scherzhaftem Tone davon sprechen. So begab ich mich um vier Uhr ziemlich beruhigt zu ihm.

— Guten Tag, mein Herr. Wie geht es Ihnen? Was haben Sie gethan? Was haben Sie gesehen? —

Nachdem ich diese Schlag auf Schlag kommenden Fragen beantwortet hatte, sagte er:

— Ehe ich es vergesse, zwei Briefe habe ich Ihnen geschickt, und einen eröffnet. Ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung und versichere Sie, daß ich nicht in schlechter Absicht gehandelt habe.

Er erzählte mir darauf das, was mir der Kabinetsrat mitgeteilt hatte. Dabei tadelte der König sich selbst wegen seiner Neugier oder vielmehr wegen der Ungeduld, welche in dem Augenblick, wo die Briefe ankamen, aufs höchste gestiegen war.

— Sie sehen, daß ich nicht zart mit mir umgehe, wenn ich einen Fehler begangen habe. In dem an Sie gerichteten Briefe, den ich gelesen habe, hat mich der kleine Ausfall gegen Ihren ergebenen Diener höchlichst belustigt. Gewiß hat mich Voltaire in Ihrer Schweizerei*) nicht geschont, aber Voltaire ist ein Gott: wir müssen ihn beiseite lassen. —

Da mein Korrespondent einen Hieb abbekommen mußte, so erhielt er ihn indirekt. Der König fuhr nämlich fort:

— Junge Offiziere sind manchmal wunderbar unbescheidene Schlingel. Ich habe einen (ich glaube, es war einer Ihrer Landsleute) gekannt, der in meinen Dienst treten wollte. Ich fragte ihn, ob er schon im Felde gestanden hätte.

„Jawohl," sagte er.

„Unter welchem General?"

„Unter dem Marschall Richelieu."

Und nun fängt der Bursche an, den Marschall zu kritisiren.

„Machen Sie, daß Sie fortkommen, sagte ich zu ihm. Das paßte sich wohl garnoch für einen jungen Mann, ein Urteil über seinen General abzugeben, wie Sie es thun!"

Ich mochte ihn nicht haben. So sind sie alle. Sobald sie das Geringste erlebt haben, kritisiren und urteilen sie ohne Sinn und Verstand. —

---

*) Im Originale Suisserie.

Da sonst keine Veranlassung war, weshalb mir der König die Geschichte des jungen Offiziers mitteilte, so nahm ich an, daß sie auf meinen Freund gemünzt war, und war sehr zufrieden, daß der Ausfall nicht so schlimm war, als ich gefürchtet hatte.

Ein Kammerhusar des Königs erzählte mir folgende lustige Geschichte:

— Ich plauderte am Tage nach unsrer Ankunft in Opotschna mit der Tochter des Pächters. Sie erzählte mir, daß der Kaiser zur Fasanenjagd herkomme, aber niemals ein Trinkgeld gäbe. „Ihr König sieht besser aus als unser Kaiser, aber es wird behauptet, daß er nicht freigebiger ist als unser Herr. Er wird uns gewiß auch nichts geben."

Unglücklicherweise hatte mich der König von seinem Fenster aus mit dem Mädchen sprechen sehen. Als sie fort war, ließ mich Seine Majestät rufen.

„Was machtest du da mit dem Mädchen?"

„Sie erzählte mir von dem Kaiser."

„Was erzählte sie dir von ihm?"

„Daß er manchmal zur Fasanenjagd herkommt."

„Weiter!"

Der König drang so lange in mich, bis ich zuletzt nicht anders konnte, als ihm alles erzählen.

„Gut," sagte er, „laß sie nur immer plaudern, aber nimm dich in Acht, sie . . ."

Man kann sich keine Neugier denken, die so groß ist wie die unsers guten Herrn: alles will er wissen, alles in Erfahrung bringen, selbst Kleinigkeiten, die oft so unbedeutend sind, daß er kaum auch nur darüber lächeln kann. —

Dies waren die Aeußerungen des Kammerhusaren.

28

24 Juli

Ich hatte noch keine Unterredung mit dem Könige gehabt, die mich so gerührt hätte, wie die des heutigen Tages. Ich habe sie oft vor meinem Geiste vorüberziehen

lassen, aber niemals ohne gerührt zu sein. Wenn es ein erhebendes Schauspiel ist, einen Mann unter großen Gefahren gegen das Mißgeschick kämpfen zu sehen, so hatte ich das Schauspiel vor mir. Die schreckliche Lage, in welcher sich der König befand, die rührende, maßvolle und charaktervolle Art, wie er davon sprach, die Anstrengungen, die er zu machen bereit war, um das Unglück zu überwinden, welches ihn verfolgte — alles dies erregte mich in einer Weise, die ich kaum wiederzugeben imstande bin.

Ein Mann, welcher bittere Schmerzen zu ertragen hat, große Verluste erleidet, sich am Rande des Abgrundes sieht und all dies Unglück erträgt, ohne sich gegen das Schicksal zu empören oder sich in übertriebenen Klagen zu ergehen, verdient ohne Frage sehr viel mehr Teilnahme als jemand, der seinem Herzen in bitterem oder kindischem Geschrei Luft macht oder phantastische und gespreizte Redensarten gegen das leidensvolle Schicksal ausstößt, ja auch viel mehr Teilnahme als selbst jemand, welcher aus einem Uebermaß von Eitelkeit ausruft, daß Schmerz und Unglücksfälle nichts schlimmes sind.

So erschien mir der König in der Unterhaltung, die ich hier getreulich wiedergeben will.

— Mein Freund, ich habe sehr schlimme Nachrichten erhalten. Es wird mir berichtet, daß der General Fermor, der im Juni die Weichsel überschritten und seine Truppen bei Posen konzentrirt hatte, mit einer Armee von 80000 Mann bis Meseritz vorgerückt ist. Seine Vorhut hat er bis Schwerin und Kloster-Paradies rücken lassen. Ich muß daraus schließen, daß er es auf Pommern und die Neumark abgesehen hat. So ist also mein Plan, hier zu bleiben, zunichte gemacht. Wiederum erwartet mich neuer Jammer. Wieviel Unglückliche werden diesen unsern Kämpfen zum Opfer fallen!

Dies alles bewegt mich und zerreißt mir das Herz. Vielleicht werde ich in diesem Augenblicke ausgelacht, und möglicherweise glaubt niemand, daß mir das Unglück, welches ich für mein armes Volk und für so viele tapfre Offi-

ziere voraussehe, die sich für mich opfern, schmerzlicher ist als mein eignes Mißgeschick. Freilich sind, alles in allem genommen, unsre Leiden untrennbar verbunden.

Mein Plan steht fest. Sie werden sehen, daß ich meine Anstrengungen verdopple, um das Unglück fern von mir zu halten, welches ich alle Veranlassung habe, zu fürchten. Alles, was der Himmel mir von Festigkeit und Charakterstärke zugeteilt hat, muß in diesem kritischen Augenblicke zur Anwendung kommen. Wenn, um das Ganze zu retten, mein Leben geopfert werden muß, so gehört es meinem Volke und meiner Armee. Gern will ich es hingeben. Es kostet mir nichts. Ich habe mein elendes Leben auch bis jetzt nicht geschont: meine Leute werden mir diese Gerechtigkeit widerfahren lassen. So können Sie sich denken, mein Freund, daß ich es auch jetzt nicht schonen werde, wo es sich um das Wohl eines Landes handelt, welches mir teuer ist.

Nach unserm Abmarsch aus Schmirsitz hatte ich auf die verschiednen, durch Umwege an mich gelangten Rapporte mehrere Dislozirungen für meine andern Armeekorps angeordnet. Aber aus den gestern hierher gelangten Nachrichten ersehe ich, daß dies alles nicht genügt, um die Offensive gegen Fermor ergreifen zu können. Ich muß Böhmen aufgeben, den größten Teil meiner Armee in Schlesien zurücklassen, mit einem Armeekorps zu den unter Dohnas Kommando stehenden Truppen stoßen und die Russen angreifen.

Die Oesterreicher werden sagen, daß sie mich durch ihre geschickten Manöver gezwungen haben, Böhmen aufzugeben. Aber daran, mein Lieber, ist kein wahres Wort. Sie mögen übrigens sagen, was sie wollen, wenn mir nur mein durch diese Zwangslage veränderter Kriegsplan glückt. Behalten Sie es wohl und vergessen Sie es nicht, daß wir nicht fliehen und daß unsre Ehre unverletzt ist.

Vergessen Sie auch nicht, daß ich, während ich das Geschick, welches mich verfolgt, zu bekämpfen versuche und alle menschenmöglichen Mittel anwende, um die Gunst des

Glückes wenigstens einigermaßen wieder zu erlangen, dennoch im Falle der Not mit Freuden mein qualvolles Leben zum Opfer darbringen würde. Ich bin die Bereitwilligkeit, dieses Opfer darzubringen, mir selbst, meinen Grundsätzen und noch mehr meinem Volke schuldig, welches so viel für mich duldet.

Sie werden mir zugeben, daß sich niemals ein Fürst in einer ähnlichen Lage befunden hat. Auf allen Seiten von überlegenen Streitkräften angegriffen, muß ich von einem Punkte zum andern marschiren oder vielmehr fliegen. Fortwährend komme ich mir vor wie jemand, der die Auflösung eines Rätsels sucht, ohne sie jemals finden zu können. Wenn ich endlich nach so viel Mühen, Sorgen, Anstrengungen und Gefahren unterliege, so werden Sie gestehen müssen, daß der Ruhm, mich und meine Armee vernichtet zu haben, nicht gerade sehr groß ist. —

29

Rohenicz, 28 Juli

Als von der Schwierigkeit die Rede war, die böhmischen Namen zu behalten, erzählte mir der König folgendes aus der Zeit seiner ersten Kriege, wo ihm die Notwendigkeit nahegetreten war, etwas von der Sprache des Landes zu verstehen, in dem er Krieg zu führen hatte.

— Ich legte mir eine Sammlung von Fragen an, die ich etwa in Böhmen zu stellen haben würde. Stolz auf diese Sammlung und meine Geschicklichkeit rufe ich mutig einen vorübergehenden Landmann an und frage ihn ganz tapfer nach der Terrainbeschaffenheit der Umgegend. Mein Bauer hört mich ruhig an und antwortet mir weiser als ich, mit schüchterner und bescheidener Miene. Da stehe ich Dummkopf, sperre die Augen auf und bemerke erst jetzt, daß es nicht genug ist, Fragen stellen zu können, sondern daß man auch die Antworten zu verstehen imstande sein muß, und daß man, um die Antworten verstehen zu können, die Sprache gut kennen muß. Kann man sich eine solche Dummheit denken? Selbst einem Schuljungen würde

man sie nicht nachsehen. Und dann ist man noch manchmal aufgeblasen und bildet sich ein, wer weiß wie viel Geist zu haben! Dieses kleine Abenteuer und einige andre ähnliche haben mich überzeugt, daß die Demut eine schöne Sache und die Eitelkeit eine Dummheit ist. — Hätten Sie mir wohl eine solche Einfalt zugetraut?

— Gewiß nicht.

— Und doch ist die Sache so, wie ich sie Ihnen erzählt habe. —

30

Neuvis oder Radisch, 5 August

— Haben Sie sich auch alles notirt, was ich Ihnen über die Truppenbewegungen gesagt habe? Sie glauben nicht, wie viel mir daran liegt. Vielleicht werde ich mich eines Tages an Sie um Hilfe wenden.

— An mich, Sire?

— Gewiß. Ich habe die Absicht, die Geschichte dieses Krieges zu schreiben, wenn es mir nämlich beschieden ist, sein Ende zu sehen. Die Geschichte der Kriege von 1740 und 1744 habe ich bereits abgefaßt, aber nur für mich und meinen Nachfolger. Ich will sie Ihnen mit meiner Vorrede vorlesen. Ueber die beiden ersten Feldzüge dieses Krieges habe ich mir Aufzeichnungen gemacht, aber manchmal verlege oder verliere ich sie und noch häufiger schreibe ich so klein, daß ich meine eigne Schrift nicht lesen kann. So werden also Ihre Notizen zur Berichtigung meiner Schmiererei dienen und wir beide zusammen der Unsterblichkeit entgegengehen können.

Verlieren Sie also Ihre Notizen nicht. Es wird Ihnen ja auch später Vergnügen machen, sich ins Gedächtnis zurückzurufen, was wir zusammen erlebt haben. Sie werden dann so manches mal sagen: „Hier schrieb ich auf, was der schwatzhafte alte Soldat mir sagte, dort klagte er unaufhörlich, verwünschte sein Loos, sprach den Wunsch nach Befreiung aus seiner schlimmen Lage aus, klagte, daß er ein Hundeleben führe, stets in Fieberangst schwebe, in

Verzweiflung darüber sei, was noch aus all seinem Unglücke werden würde, deklamirte mir dazwischen wieder schöne Tragödien, um seine Unruhe zu beschwichtigen, ließ mich mitunter wie ein Pferd traben und häufig zu sich befehlen, wenn ich zu nichts weiter Lust hatte, als mich auszuruhen oder zu schlafen."

Alles das werden Sie später in Ihren Notizen finden, aber wir wollen hoffen, daß das Schicksal uns nicht immer feindlich sein wird. Und doch, bin ich nicht ein alter Narr, wenn ich mir einbilde, daß mir das Glück noch jemals lächeln wird? —

Darauf zitirte mir der König, der offenbar guter Laune war, eine Stelle aus einer Chaulieuschen Ode. Auch am nächsten Tage war er sehr heiter gestimmt. Ich wagte es deshalb, von den Plünderungen zu sprechen, deren sich die Freikompagnien und auch die Soldaten schuldig machten.

Als ich vorgestern nach Wissowa kam und mich in mein Quartier begab, sah ich, wie alle Bauern, die in dem Dorfe geblieben waren, außer sich waren, weil sie völlig ausgeplündert waren.

„Wir sind verloren! riefen sie aus. Was soll aus unsern armen Kindern werden! Da war Schwerin doch anders. Der hätte jeden Soldaten henken lassen, der uns auch nur einen Halm weggenommen hätte."

Mein Bedienter übersetzte mir diese Klagen. Bei dieser Gelegenheit konnte man wieder sehen, wie wenig menschliche Klugheit nützt. Die armen Bauern hatten das mir angewiesene Haus für besonders sicher gehalten, weil es einen Keller hatte, und brachten deshalb ihre ganzen Habseligkeiten aus ihren Wohnungen dorthin. Ich bat einen Major von Lattorf, den Unglücklichen zu Hilfe zu kommen. Er erfüllte meine Bitte mit einer Güte, die mich tief bewegte, und zwang die letzten Räuber, die bei seiner Ankunft noch plünderten, ihre Beute wieder herauszugeben.

Der König sprach mir seine volle Entrüstung über diese Schändlichkeiten aus und versicherte mich, daß er die strengsten Befehle gegen jeden, er möchte sein, wer er wollte, ge-

geben habe, der sich eine Ausschreitung zuschulden kommen lassen würde.

— Trotzdem, Sire, wird nicht allein geplündert, sondern es werden auch die Hütten der unglücklichen Bauern zerstört, während doch kleingemachtes Holz vor jedem Quartier liegt.

— Ja, ich weiß, daß die Canaillen die Häuser einreißen. Sie hatten sogar schon mit meinem Quartier angefangen, als ich ankam. Ich ließ die Schurken mit Prügeln fortjagen und den Parolebefehl ausgeben, daß die Offiziere streng darauf sehen sollten, daß in Zukunft ähnliche Niederträchtigkeiten, die jedermann mit dem größten Unwillen erfüllen müssen, sich nicht wiederholen sollen. Der erste, der plündert oder Miene macht, ein Haus einzureißen, muß binnen einer Stunde gehenkt werden. Die armen Leute hier sind sehr zu beklagen.

— Wenn Ew. Majestät bewirken, daß sie nicht mehr zu beklagen sind und nichts mehr zu leiden haben, so werden sie Ihren Namen segnen. —

31

Grüssau, 10 August

Ermüdet von den Märschen der vorhergehenden Tage schlief ich bis gegen sechs Uhr nachmittags und würde noch länger geschlafen haben, wenn mich mein Diener nicht geweckt hätte:

— Herr, alles bricht auf. Der König ist schon weit fort.

— Wohin geht denn der Marsch?

— Ich weiß es nicht.

Ich trug ihm auf, mein geringfügiges Gepäck in Ordnung zu bringen, zog mich schnell an und ging nach dem Hauptquartier, um näheres über den Marsch des Königs zu erfahren. Ich treffe einen Adjutanten nnd frage ihn:

— Wo ist Seine Majestät?

— In Landshut. Morgen bricht der König von dort auf, um gegen die Russen vorzurücken."

— Ich gehe ihm nach.

— Hat er es befohlen?

— Nein, ich thue es aber doch.

— Glauben Sie mir und laſſen Sie es bleiben. Der König hat alle diejenigen beſtimmt, die ſein Gefolge bilden ſollen. Wenn er Ihnen nichts weder ſelbſt geſagt, noch durch andre hat ſagen laſſen, ſo thun Sie beſſer hier zu bleiben. Gehen Sie ihm ja nicht nach: er wird Sie fortjagen, wie er alle die fortgejagt hat, welche ihn um Erlaubnis gebeten haben, ihn begleiten zu dürfen. Ich ſelber bin grob zurückgewieſen worden. Er iſt ſehr ſchlechter Laune. Glauben Sie mir: bleiben Sie hier.

Ich folgte ſeinem Rate nicht, ſondern ſtieg zu Pferde und ſprengte im Karriere nach Landshut. Ich fragte nach dem Hauptquartier und hörte, daß es in einer der Vorſtädte ſei. Ich reite hin und begegne unterwegs mehreren Offizieren, die aus dem Hauptquartier herkamen:

— Wo wollen Sie hin?

— Zu Seiner Majeſtät.

— Der König hat Ihnen alſo befohlen, ſich ſeinem Gefolge anzuſchließen?

— Nein.

— Um Gotteswillen, kommen Sie ihm nicht vor Augen! Sie werden ſehen, wie er Sie behandeln wird.

Ich reite weiter; mehrere Offiziere, die zu ſeinem Gefolge gehörten, fragten mich, wie die andern, ob ich Befehl erhalten habe, mich dem Könige anzuſchließen, und ſagten, ohne meine Antwort abzuwarten:

— Aber, warum zum Teufel läßt der König Sie ſolche forcirten Märſche machen?

— Er thut es garnicht, ſondern ich komme, um die Erlaubnis nachzuſuchen, ihn begleiten zu dürfen.

— Thun Sie das ja nicht. Gehen Sie ſchnell fort; da kommt der König ſchon.

Die Herren waren offenbar ſchon in Gedanken darüber vergnügt, mich ebenſo zurückſchicken zu ſehen, wie die andern.

— Was ist das? sagte der König, was wollen Sie, was machen Sie hier?

Ich muß gestehen, daß ich von diesem Empfange nicht sehr erbaut war, und erwiederte nichts weiter, als daß ich nichts von seinem Abmarsch aus Grüssau gewußt und ihm nachgeeilt sei, um ihn um die Erlaubnis zu ersuchen, ihn begleiten zu dürfen.

— Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit. In Grüssau habe ich Ihnen deswegen nichts sagen lassen, um Ihnen neue Anstrengungen zu ersparen.

Bei diesen Worten legte mir der König die Hand auf die Schulter, wiederholte, daß ich ihm eine Freude bereite, daß es ihm sehr angenehm sei, wenn ich die anstrengenden Märsche mitmachen wolle, und fügte hinzu, es thue ihm leid, daß ich nur ein Packpferd mitnehmen könne, wie er denn selbst nur einen leichten Wagen habe, da er den Marsch nicht durch viel Gepäck aufhalten wolle.

— Sire, ein Packpferd ist genug für mich.

— Gut, sehen Sie zu, wo Sie die Nacht über bleiben können. Guten Abend, mein Lieber, und vielen Dank. —

Die Offiziere seines Gefolges beeilten sich, mir zu den Freundlichkeiten, welche mir der König gesagt hatte, Glück zu wünschen. Ich dankte Ihnen für die Aufrichtigkeit, mit der sie es thaten, und kehrte in die Stadt zurück, um die Nacht in dem Wagen Sir Andrew Mitchells, der zum königlichen Gefolge gehörte, zuzubringen. —

32

Rohnstock, 11 August

Um vier Uhr wurde ich zum Könige befohlen.

— Ein Marschtag wäre zu Ende, aber wir brauchen noch acht strenge Marschtage, ehe wir an die Barbaren kommen. Ich will sie die Schändlichkeiten, die sie meinem armen Lande zufügen, möglichst teuer bezahlen lassen. Wo sie nur durchkommen, folgt ihnen die Verwüstung auf dem Fuße.

Wenn ich gegen meinen innigen Wunsch nicht so vom Glücke begünstigt werde, wie ich hoffe, so werde ich sicherlich schwer getadelt werden. Und doch thue ich alles, was nur menschenmöglich ist.

Ich weiß nicht, ob Sie sich eine klare Vorstellung von meiner Lage machen können. Ich muß häufig genug gegen die, im allgemeinen ganz guten, strategischen Gesetze handeln. Meine Lage ist eben so schwierig, daß ich, um mich aus einer unmittelbaren Gefahr zu befreien, oder gegen einen mich in der Front bedrohenden Feind zu verteidigen, oder*) gegen einen andern zu marschiren, der noch weit entfernt ist, fast immer mit einer Schnelligkeit und Verwegenheit handeln muß, welche eine kluge Vorsicht niemals billigen würde.

Kalte Klugheit ist in Lagen, die weniger schlimm sind, als die meinige fast immer ist, gewiß vonnöten, aber sie hilft nicht dazu, aus so kritischen, ja verzweifelten Situationen herauszukommen. Was hülfe es mir, wenn ich mich mit Anwendung aller möglichen Vorsicht auf der einen Seite behauptete? Man würde auf der andern Stücke von meinem Staate abreißen, und ich würde den Feind in so festen Positionen finden, daß es mir unmöglich wäre, ihn aus dem Lande zu jagen.

Auf diese Weise bin ich gezwungen, dem Zufall eine größere Rolle in meinen Berechnungen zuzuschreiben, als es in einer weniger schwierigen Lage ratsam wäre. Ich muß arbeiten und laufen wie Herkules, ohne die Stärke des Sohnes des großen Jupiter zu haben.

Aber freilich, wenn man so viel auf den Zufall bauen, fortwährend Gewaltmärsche machen und sich in jedem Augenblicke schnell zu etwas neuem entschließen muß, so sind Fehler und Vorwürfe nicht zu vermeiden, und ich setze mich fortwährend der Kritik aus. Ich hoffe, daß die Leute vom Handwerk sich meine Lage ordentlich klar machen werden.

---

*) S. 148, 10 ist in Catts Texte wohl durch einen Schreibfehler soit vor pour courir à un autre ausgefallen.

Sehen sie, daß ich in diesem Kriege, den ich mit Aufbietung aller meiner Kräfte führe, am Ende den gegen mich vereinigten Truppenmassen erliege, so hoffe ich, sie werden Nachsicht gegen die Fehler üben, die ich begangen habe und vielleicht auch künftig begehen werde. Mögen Sie dann mit Turenne, der unser aller Lehrmeister ist, sagen, daß wer im Kriegshandwerk keinen Fehler begeht, das Handwerk noch nicht lange treibt.

Das, mein Lieber, ist das Geheimnis meiner Situation. Deswegen muß ich mich so schnell entschließen und handeln. Sie wissen, wie sehr ich mich darnach sehne, mich aus der schrecklichen Klemme zu befreien, in der ich stecke, und das Vaterland zu retten. Wenn meinem Staate und mir noch größeres Mißgeschick beschieden, wenn uns der Untergang bestimmt ist, so beten Sie darum, daß die erste Kanonenkugel mir den Kopf wegnimmt. Doch ich kann mich nicht länger aufhalten. Morgen marschiren wir bei Tagesanbruch weiter. Gute Nacht. Ich danke Ihnen noch einmal vielmals für das Vergnügen, welches Sie mir durch Ihre Begleitung verursacht haben. —

33

12—20 August

Am zwanzigsten traf der König in Frankfurt ein. Die Infanterie wurde in der Stadt einquartiert, die Kavallerie lag in der Vorstadt Lebus. Die Armee hatte in glühender Hitze eine erstaunlich große Entfernung zurückgelegt.

Während all dieser Märsche las der König, sobald er seine militärischen Geschäfte erledigt hatte, morgens für sich allein Ciceros Tuskulanen und abends um fünf Uhr (zu welcher Zeit ich immer zu ihm befohlen wurde) Ciceros Bücher vom Wesen der Götter. Oft machte er dabei Bemerkungen, die ich bei andrer Gelegenheit niederschreiben werde. Am meisten frappirte mich dabei, daß er, obgleich er oft Gelegenheit dazu hatte, niemals von Religion sprach, so sehr auch gerade diese Lektüre Anlaß zu solchen Ge-

sprächen bot. Das einzige, was er äußerte, wenn die Rede auf die schöne Ordnung des Weltalls kam, war folgendes:

— Mein Freund, wenn man die Existenz eines Wesens leugnet, welche das Weltall erhält, so muß man den Verstand verloren haben. So bewunderungswürdig hohe Ziele und soviel Mittel, dieselben zu erreichen, beweisen offenbar, daß es eine Intelligenz giebt, welche sich jene Ziele gesteckt hat und diese Mittel anwendet, um sie zu erreichen. Man nimmt Einsicht bei den Menschen wahr, und muß also doch eine höhere Einsicht voraussetzen, welche ihnen den Teil des Weltgeistes mitgeteilt hat, den sie genießen. Sind Sie nicht meiner Ansicht?

— Gewiß, Majestät. Ich wäre irrsinnig, wenn ich es nicht wäre. Ich glaube, daß es mathematisch zu beweisen ist.

— Ich würde es eher eine moralische Ueberzeugung nennen. —

In Wartenberg war der König in einem Kloster, ich glaube bei den Jesuiten, einquartiert. Er ging mit mir im Garten auf und ab und hörte plötzlich Klagelaute, welche aus einem Keller herkamen. Seine Majestät rief einen Geistlichen heran:

— Was hört man denn hier? Es scheint mir, daß jemand jammert.

Dabei sah der König den Geistlichen scharf an und schloß aus seinem Gesichtsausdruck, daß es sich um etwas Ungewöhnliches handelte, besonders da derselbe nur stotternd antwortete.

— Ich will durchaus wissen, was dahinter steckt. Sagen Sie mir die Wahrheit, oder der Teufel soll euch alle holen.

Der arme Mann war durch den Ton, in welchem der König sprach, ganz eingeschüchtert und erwiederte:

— Majestät, es ist ein Bruder, der sich vergangen hat und nun bestraft wird.

— Rufen Sie Ihren Abt, lassen Sie den Gefangenen herausbringen. Ich will ihn sehen und sprechen.

Der Befehl wurde vollzogen. Der König erblickte ein wahres Skelett. Zornig sagte er zu dem Abte und mehreren Geistlichen, welche dabei standen:

— Man muß wirklich sagen, daß Ihr schändliche Schurken seid, einen armen Unglücklichen so zu behandeln!

Er fragte den eingekerkerten Klosterbruder.

— Sire, erwiederte derselbe, ich habe mir allerdings einigemale Ungehorsam zuschulden kommen lassen. Deshalb bin ich fast ein Jahr in einer Kerkerzelle bei Wasser und Brot gehalten und häufig gezüchtigt worden.

Diese Antwort erbitterte den König noch mehr, er hielt den Herren eine Rede, in welcher die stärksten Ausdrücke vorkamen, deren die deutsche Sprache fähig ist, sagte ihnen, sie seien Elende, und befahl ihnen auf das strengste, den Klosterbruder zu pflegen und künftig mit ebensoviel Güte zu behandeln, als er bis dahin Härte erfahren hatte.

— Ihr seid mir dafür verantwortlich, und Ihr (jetzt sprach er zu dem Unglücklichen) gebt mir Nachricht, ob man Euch nach meinen Befehlen behandelt. Wo nicht, so soll Euch allen der Teufel an den Kopf fahren! —

Das Ende machte eine kurze Predigt des Königs über die Duldsamkeit und über den Geist der Nächstenliebe, welche verzeiht und die Verirrten mit Milde ermahnt.

Der König war so freundlich, mir das, was ich nicht verstanden hatte, zu übersetzen.

— Was sind das doch für erbärmliche Schufte, und ich, fuhr er mit den Worten Abners in Athalia fort, der ich im Kriege und mitten unter Blutvergießen aufgewachsen bin, muß meine unglückliche Stimme hergeben — während den Dienern des Friedens das Blut nicht schnell genug fließen kann. —

In Kroffen empfing der König, während er Cicero über das Wesen der Götter las, eine Depesche, in welcher die Grausamkeiten der Kosaken und die Einäscherung von Küstrin ausführlich geschildert wurden. Der König wurde blutrot, während er las.

— Fühlen Sie, wie meine Stirn glüht. Ich muß alle Kraft zusammennehmen, um die Leidenschaft des ersten Augenblickes zu bekämpfen. Für mich fürchte ich nichts, aber das Schicksal meiner armen Leute geht mir zu Herzen. Was mich betrifft, so ist mein Entschluß gefaßt: soll ich fallen, desto besser!

34

Frankfurt, 20 August

Obgleich der König von dem anstrengenden Marsche und der fürchterlichen Hitze dieses Tages sehr angegriffen war, so ließ er mich doch um sechs Uhr zu sich befehlen.

— Ich habe Sie rufen lassen, mein Lieber, um Ihnen zu sagen, daß ich es, so dankbar ich Ihnen auch dafür bin, daß Sie die Gefälligkeit gehabt haben, mich begleiten zu wollen (das waren die Worte des Königs), trotzdem gern sehen würde, wenn Sie hier bleiben, während ich den Russen auf den Leib rücke.

Hören Sie mich an. Meine Feinde beschuldigen mich, daß ich meine ganze Umgebung kämpfen und sich exponiren sehen will. Das ist nun allerdings eine Verleumdung; begleiten Sie mich aber, und es stößt Ihnen in der Schlacht ein Unglück zu — was sehr leicht möglich ist —, so wird es von neuem heißen: Giebt er nicht wiederum ohne jeden Grund Leute den Gefahren des Krieges preis, die gar keinen Grund dazu haben? Und während man über mich schimpft, wird man über Sie lachen und sagen: Was zum Teufel brauchte er denn seine Nase da hinein zu stecken? Bleiben Sie also lieber hier, mein Freund, und beten Sie für einen glücklichen Ausgang. Komme ich aus der Schlacht, die nicht auf sich warten lassen wird, lebendig zurück, so hole ich Sie hier wieder ab. —

Ich setzte dem Könige in aller Ergebenheit auseinander, daß ich deshalb die Märsche mitgemacht habe, um bei ihm zu sein, und jetzt vor Verlangen brenne, ihn noch weiter zu begleiten. Der König blieb bei seiner Ansicht und ich bei meiner ehrfurchtsvollen Bitte.

— Nun, wenn Sie es durchaus wollen, meinetwegen! Vergessen Sie aber nicht, und erzählen Sie es auch gelegentlich weiter, daß ich dagegen protestirt und Sie gebeten habe, bis nach der Entscheidung hier zu bleiben.

Morgen will ich mit der Kavallerie nach Mauschnow marschiren, wo ich das Korps des Grafen Dohna finden werde. Da der General Fermor bei Schaumburg eine Demonstration gemacht hat, um über die Oder zu gehen, so hat sich Dohna dort verschanzt, um den Uebergang zu verhindern. —

35

Manschnow, 21 August

Als der König die eingeäscherte Stadt Küstrin besichtigte, sprach er seine tiefe Entrüstung aus. Die Kavalleristen, welche in der Nähe Seiner Majestät auf dem Marsche waren, riefen ihm zu: „Vater, sei ruhig, wir wollen die Schurken niedersäbeln! Wir wetzen alle die Säbel, Quartier wird nicht gegeben!"

Ich benutzte die Gelegenheit, um mir Küstrin anzusehen. So viele schöne Häuser, die jetzt in Trümmern lagen, und so viele Unglückliche, die alles verloren hatten, und jetzt, ohne eine Zuflucht zu haben, herumirrten — alles dies ergriff mich tief.

Ich sah mir auch das Schloß an und ließ mir das Zimmer zeigen, welches der König einst hatte bewohnen müssen. Wie war mir zu Mute, als ich dieses Loch sah! Eine Menge von Gedanken bestürmten mich: ich konnte mich, wenn ich die Vergangenheit mit der Gegenwart ergriff, nicht der Thränen enthalten: damals wie jetzt Unglück, wenn auch von verschiedner Art: in der Vergangenheit der Thronerbe im Gefängnis und in Lebensgefahr, und jetzt ein König, der im Begriffe stand, vor den Mauern dieses Unglücksortes die Entscheidungsschlacht zu wagen, worin er Krone und Leben verlieren oder sich namenlosem Unglück ausgesetzt sehen konnte.

Der König hatte mich gesehen, während er durch Küstrin ritt. Abends sagte er:

— Sie müssen gestehen, daß einem der Anblick dieser unglücklichen Stadt das Herz zerreißt.

— Er hat mich sehr traurig gestimmt, Majestät.

— Sie hätten nur das entsetzliche Loch sehen sollen, in welchem ich in so barbarischer Weise eingesperrt war.

— Ich habe es gesehen, Sire, und viele Thränen darin vergossen.

Der König legte mir die Hand auf die Schulter und sagte:

— Mein Freund, wir wollen nicht mehr von der Vergangenheit sprechen und uns lieber mit der Gegenwart beschäftigen, die ja für mich noch sehr viel schlimmer als jene Zeit werden kann. Gott weiß, ich habe in meinem Leben viel Kummer gehabt, aber sind wir nicht, alles in allem, zum Leiden geboren? Was ist das Leben? Ein Hauch, der fortfliegt, ob man es nun merkt oder nicht. —

36

Klossow, 23 August

— Wir sind gut über die Oder gekommen und ich bin glücklich darüber, daß meine ganze Armee kampfbegierig ist. „Vater" riefen mir die Soldaten mehrfach auf dem Marsche zu, „führe uns schnell gegen den Feind, wir wollen ihn schlagen oder alle für Ew. Majestät sterben." Diese Zurufe rührten mich tief.

— Auch ich habe sie gehört, Sire, und mir übersetzen lassen. Ich danke dem Himmel für diesen glückverheißenden Kampfesmut. —

Ehe ich mich zum Könige begab, hatte ich einen Vorgang mit angesehen, der mich aufs tiefste empörte. Ein Kalmücke war gefangen eingebracht worden. Ein General ging auf den armen Teufel zu und schimpfte auf ihn los, natürlich ohne daß der Gefangene ihn verstand. Da der General sah, daß er ein Heiligenbild auf der Brust hatte, wollte er es mit dem Stocke berühren, wahrscheinlich um zu sehen, was es war. Jener wiederum glaubte, sein Heiliger solle ihm genommen werden, und bedeckte das

Bild mit den Händen. Der General wird wütend und schlägt ihm mit aller Gewalt auf die Hände, sodaß sie blutrot wurden und anschwollen. Da der Kalmücke seinen Heiligen festhielt und den General nur traurig ansah, der ihn barbarisch mißhandelte, so schlug ihn der General ins Gesicht, sodaß das Blut darüber hinströmte.

Ich konnte es nicht mehr mit ansehen und sagte, wenn die Kalmücken und Kosaken für Barbaren ausgegeben würden, so gebe es andre Leute, welche noch schlimmer seien.

— Was sagt der ...

— Wenn der König mit ansähe, wie die einfachsten Grundsätze der Menschlichkeit mit Füßen getreten werden, so ...

Bei diesen Worten mäßigte sich der Grimm des Generals. Er bat mich, nicht über die Sache zu reden:

— Sie müssen doch zugestehen, daß die Kerls abscheuliche Schufte sind.

Ich antwortete nichts, sondern freute mich nur, daß alle Anwesenden sich entrüstet über die Grausamkeit des Generals aussprachen.

37

Neudammer Mühle, 24 August

Da wir spät ins Quartier kamen, am nächsten Tage die Schlacht bevorstand und ich den König schon vor dem Abmarsche gesprochen hatte, so erwartete ich nicht, noch zu ihm befohlen zu werden. Trotzdem ließ er mich gegen neun Uhr abends rufen.

Er saß in einer kleinen Stube der Mühle und schrieb. Ich glaubte, er schriebe die Anordnungen für die Schlacht, aber nein, er dichtete.

— Ew. Majestät dichten, und morgen soll die Schlacht geschlagen werden!

— Nun, was ist da weiter dabei? Kann ich mich denn nicht wie jeder andre heute Abend zu meiner Zerstreuung mit Dichten beschäftigen, wenn auch die Verse

möglicherweise schlecht sind? Ich habe mich den ganzen Tag mit der Hauptsache beschäftigt, mein Entschluß steht fest, mein Schlachtplan ist fertig: ich denke, da kann ich mir doch so gut wie jeder andre erlauben, ein paar Reime zu schmieden.

— Daran wird niemand zweifeln, Sire. Ich kann es mir nur schwer denken, daß jemand in einem so entscheidenden Augenblicke, wie der Abend vor der Schlacht ist, Neigung zum Dichten verspürt.

—Wären Sie seit so langer Zeit an den Kriegslärm gewöhnt, so würden Sie meine Neigung, mich am Vorabende einer Schlacht derartig zu zerstreuen, nicht so verwunderlich finden. Uebrigens dichte ich garnicht, sondern versuche nur, einen andern Dichter womöglich zu verbessern.

Als Sie mich heute Morgen verließen, wollte ich Rousseaus Ode an das Glück lesen. Als ich aber das Buch aufschlug, fiel mein Auge auf seine Ode an den Grafen von Sinzendorff. Zwei Strophen mißfielen mir sehr. Einen Augenblick Geduld, ich habe nur noch die zweite umzuändern und durchzusehen. Dann zeige ich Ihnen meine schöne Arbeit.

Sehen Sie: Vielleicht finden Sie, daß der Herr Dichter sein großes Werk für einen so anstrengenden Tag garnicht so schlecht ausgeführt hat.

— Gewiß. Ew. Majestät haben für einen derartigen Augenblick etwas sehr Anerkennenswertes geleistet. Ich glaube kaum, daß einer von den Generalen, welche Majestät jemals zu bekämpfen gehabt haben oder haben werden, am Tage vor der Schlacht ein Gedicht gemacht hat.

— Da habe ich eine bessere Meinung von ihnen. Ich glaube vielmehr, sie würden ebenso dichten wie ich, wenn sie nur könnten. Die kleine Arbeit erfrischt mir Kopf und Gedanken und ich habe es nötig, daß beide frisch sind.

— Da diese kleine Arbeit (wie Ew. Majestät sie nennen) etwas so außerordentlich Merkwürdiges ist, so möchte ich die Bitte wagen, daß Majestät mir das Blatt

ſchenkten: es wird mich ſtets an dieſen denkwürdigen Augenblick erinnern.

— Sehr gern, wenn es Ihnen Vergnügen macht und Sie Wert darauf legen, ſo unbedeutend die Sache auch iſt. Behalten Sie das Blatt und machen Sie damit, was Sie wollen.

Die Ode iſt eine ſchwierige Dichtungsart. Malherbes Oden ſind in der Harmonie der Poeſie und des Stiles von der größten Sorgfalt. Wenn die meiſten Dichter wenig Glück mit der Odendichtung haben, beſonders wenn es Lobeshymnen ſind, ſo liegt es hauptſächlich daran, daß ſie zu ſehr übertreiben. Wenn man allzuſehr loben will, ſo gelangt man leicht zu einer gräßlichen Albernheit. Mein geliebter Racine ſteht in ſeinen Oden weit unter ſeinen Tragödien. Um die Oden zu verſtehen, muß man einen Kommentar zu Hilfe nehmen, der bei ſeinen Trauerſpielen nicht nötig iſt. Und wenn er auch in den Verſen ſeiner Tragödien faſt nur das ſagt, was ich in Proſa auch ſagen könnte, ſo kommt doch nichts der zauberiſchen Harmonie ſeiner Verſe gleich.

— Ich glaube trotzdem, Majeſtät, daß es recht ſchwer wäre, ſo manche Stelle Racines wiederzugeben, zum Beiſpiel den Vers:

Der Gott, der ſeinen Zaum dem Meere auferlegt.*)

— Sie haben recht, das würde allerdings ſehr ſchwer ſein. Was meinen Sie, wenn ich es verſuchte?

Der König hatte richtig ſchon die Feder in der Hand — ich habe immer bemerkt, daß er, ſowie man ihm eine Sache als ſchwierig darſtellte, die Schwierigkeit zu überwinden ſuchte — da wurden die Generale gemeldet.

— Warten Sie einen Augenblick hier. Ich gehe nur hinaus, um den Generalen meine Befehle zu geben. Jeder muß genau wiſſen, was er zu thun hat. Werden meine Anordnungen befolgt, ſo hoffe ich, daß alles gut geht.

---

*) Celui qui met un frein à la fureur des flots.

Der König ging hinaus, sprach eine halbe Stunde mit den Generalen und sagte mir beim Zurückkommen:

— Alles ist besorgt. Wir wollen sehen, was ich mit dem machen kann, „der den Zaum anlegt."

Eine Viertelstunde später war seine Nachahmung fertig, die ich ihn auch bat mir zu schenken.

— Und nun, mein Freund, wollen wir Weintrauben essen. Wer kann wissen, ob wir es morgen können? Wir brechen mit Tagesanbruch auf.

Ich werde die Russen mit meinem linken Flügel angreifen und den rechten in der Reserve halten. Ich rate Ihnen beim rechten Flügel zu bleiben. Dort werden Sie weniger exponirt sein als überall anderswo. Halten Sie sich dicht beim Regiment meines armen Bruders, des Prinzen von Preußen. Ich hoffe, daß dort nur eine Kanonade sein wird.

Gute Nacht, ich gehe zu Bette. Ich glaube nicht, daß man mich wird in den Schlaf wiegen müssen. Suchen Sie eine Stelle zu finden, wo Sie Ihr Haupt niederlegen können. Wenn Sie das Feuer sich entfernen hören, so denken Sie daran, daß das ein gutes Zeichen für uns ist. Gute Nacht, beten Sie für mich und für meine Armee und vergessen Sie sich selbst nicht. —

Den Rest des Abends brachte ich in meinen Mantel gewickelt und an einen Baum gelehnt zu. Nach Mitternacht sah ich Licht in einem kleinen Zelte. Ich ging hin, um die Unterhaltung aufzuschreiben, die ich mit dem Könige gehabt hatte. Dann begab ich mich ins Hauptquartier, wo der König schon Kaffee trank. Ich fragte den Lakaien, welcher in der Nacht die Wache gehabt hatte, ob Seine Majestät sich etwas ausgeruht hätten.

— Ausgeruht? Majestät schlief so fest, daß ich alle Mühe hatte, ihn zu wecken.

38

25 August

Die Schlacht war gewonnen. Um $8^1/_4$ Uhr abends schrieb der König, auf einer Trommel sitzend, an die Königin

und an die Minister. Er fragte nach mir, und sein Adjutant, Herr von Krusemarck, sagte ihm, ich sei da.

Ich wurde zum Könige befohlen, beglückwünschte ihn wegen des erfochtenen Sieges und dankte ihm dafür, daß er sich vormittags erkundigt hatte, ob ich gesehen worden sei.

— Da ich wußte, daß Sie auf dem rechten Flügel waren, so wollte ich gern erfahren, ob Sie dort geblieben wären. Hatte ich es Ihnen nicht gesagt, mein Freund, daß ein Schlachttag ein Tag des Schreckens ist? Was sagen Sie zu den Barbaren, die all meine Dörfer eingeäschert haben? Seidlitz hat gut daran gethan, diesen Mordbrennern die Grausamkeiten teuer heimzuzahlen, welche sie begangen haben.

Während ich auf die Worte des Königs hörte, wurde ich eines Russen ansichtig, der sich mit einem Säbel ohne Scheide mitten in der Umgebung des Königs befand.

— Nehmt dem Burschen den Säbel ab, sagte der König, wie kommt er hierher?

Warten Sie einen Augenblick, ich habe noch mit Ihnen zu sprechen, ich muß einige Befehle erteilen. Die Sache ist gleich erledigt. —

Wenige Minuten später trat ich in das kleine Zelt ein, welches man für den König aufgeschlagen hatte, und wünschte ihm noch einmal zum Erfolge des Tages Glück.

— Der Tag war schrecklich. Ich sah schon den Augenblick kommen, wo alles zum Teufel ging. Und so wäre es auch beinahe gekommen; mein tapfrer Seidlitz, der Mut meines rechten Flügels und besonders die Tapferkeit des Regiments meines guten Bruders und Forcades hat alles wieder gut gemacht. Ich sage Ihnen, sie haben den Staat und mich gerettet. Deswegen wird meine Erkenntlichkeit solange leben wie der Ruhm, den sie sich an diesem Tage erworben haben, ebenso wie meine Entrüstung über die Regimenter kein Ende kennt, auf welche ich rechnete. Diese Tölpel liefen davon wie alte H.... und haben mir schreckliche Angst verursacht. Die Schufte wurden von panischem

Schrecken befallen, den man ihnen nicht benehmen konnte. Schrecklich ist es, von einer solchen Bande von Schurken abhängig zu sein.

— Trotzdem, Majestät, ist die Schlacht gewonnen und ich gratulire aus Herzensgrunde dazu.

Ich erwartete in diesem Augenblicke gewiß nicht ein Gedicht zu hören, aber der König zitirte mir eine Strophe aus Rousseaus Ode an das Glück. Er hätte wohl noch mehr davon angeführt, wenn nicht in diesem Augenblicke Butterbrote gebracht worden wären. Der König aß drei davon, ohne ein Wort zu sprechen. Dann sagte er:

— Ich glaube, Sie werden auch Lust haben zu essen. Nehmen Sie die beiden, die noch übrig sind. Es ist allerdings wenig für einen jungen Magen, der gewiß noch nüchtern ist, aber in dieser Welt, und besonders an einem Schlachttage, muß man es nehmen, wie man es hat.

Haben Sie etwas von dem Verlaufe dieses heillosen Tages verstanden?

— Majestät, ich habe die Märsche und den ganzen Schlachtplan verstanden, auch habe ich den Beginn der Schlacht genau beobachtet, aber die weitere Entwicklung ist mir entgangen. Von den letzten Operationen habe ich nichts begriffen.

— Sie sind nicht der Einzige, mein Freund, Sie sind nicht der Einzige, trösten Sie sich.

— Ich habe mir während des Verlaufes der Schlacht einige Erklärungen geben lassen, ich weiß aber nicht, ob sie richtig waren.

— Gut, morgen, wenn wir mehr in Ruhe sind, werde ich Sie rufen lassen. Sie müssen mir dann erzählen, wie man Ihnen den Vorgang dargestellt hat, und ich werde Ihnen das erklären, was etwa noch fehlt. Für jetzt will ich mich angekleidet auf meine Matratze legen. Ich bedaure, daß Sie die Nacht unter freiem Himmel zubringen müssen, mitten unter Toten und Sterbenden. Da sehen Sie, was es heißt, im Gefolge eines alten Soldaten zu sein, der getrabt ist, jetzt trabt und künftig traben wird

Schlafen Sie, wenn Sie können; ich selbst bin zu aufgeregt, um mir Ruhe versprechen zu können, wie nötig ich sie auch habe. Mein armer Kopf ist mir schrecklich schwer. —

39

26 August

Der König nahm mit Tagesanbruch eine Rekognoszirung des Schlachtfeldes vor. Er bemerkte, daß die feindlichen Regimenter, welche aufgelöst und durcheinander geraten waren, sich damit beschäftigten, sich zu sammeln und in Brigaden zu formiren. Der König ließ seine Truppen eine neue Aufstellung nehmen.

Der ganze Tag ging mit einer Kanonade hin, ohne daß ein Gefecht stattgefunden hätte. Während der Rekognoszirung am Morgen war der König dem Kartätschenfeuer des Feindes so ausgesetzt, daß der Oberst von Schwerin, welcher die Gensdarmes kommandirte, ihn dringend bat, sich zurückzuziehen.

— Sehen Ew. Majestät nicht, daß es auf Sie abgesehen ist?

— Nein, ich habe es nicht bemerkt.

— Aber, bei allen Teufeln, wenn Majestät es nicht sehen, hören Sie denn nicht die Kugeln um uns herum pfeifen? Sie wühlen ja die Erde dicht vor Ihrem Pferde auf.

— Einbildungen, Herr von Schwerin.

— Nun, meinetwegen, bleiben Majestät so lange Sie wollen: was mich anlangt, so gehört mein Leben dem Regiment, welches ich die Ehre habe zu kommandiren, und ich werde mit ihm vorrücken. —

Der König lachte herzlich über dieses kleine, so hübsch aufgeführte Lustspiel. Das große Königszelt war aufgeschlagen. Der König hatte sich darin häuslich eingerichtet, als würde er mehrere Tage darin bleiben müssen. Ich wurde dreimal am Tage zu ihm befohlen.

— Sie sehen, hier bin ich ebenso gut einquartiert wie in Pose-dam (der Marquis d'Argens konnte nie Pots-

dam aussprechen und der König machte seine Aussprache nach). Ich habe meine Bücher, meine Papiere und alles, was zum Schmieren notwendig ist, meine Karten dienen als Tapeten und diese Tapeten sind besser als seidene.

Nun, wie steht es mit gestern? Was haben Sie selbst gesehen und was haben Ihnen die andern in betreff dessen gesagt, was Sie nicht verstehen konnten?

Ich berichtete über alles. Der König unterbrach mich manchmal, um meine Auffassung zu berichtigen, und erzählte mir den ganzen Hergang, um mir den Gang der Schlacht besser begreiflich zu machen. Auf einem Stück Papier, welches ich noch aufbewahre, zeichnete er mir seine eigne Stellung und die des Feindes auf. Er gab seine eignen Angriffsbewegungen, sowie die Evolutionen der Truppen während der Schlacht an. Um die Schluchten und Sümpfe zu kennzeichnen, spritzte er alle Tinte aus seiner Feder. Die Tinte war zu reichlich, verdarb alles und er mußte wieder von vorn anfangen. Zuletzt spritzte er die Feder etwas weniger gewaltsam aus und sein kleiner Schlachtplan wurde ganz verständlich. Als er damit fertig war, fragte er mich, ob ich ihn ordentlich verstanden hätte.

— Jawohl, Majestät.

— Dann wiederholen Sie mir, was Sie gelernt haben. Sie sehen, daß ich Sie stramm herannehme.

Während der König den kleinen Schlachtplan entwarf, zischten die Kanonenkugeln häufig ganz über und neben seinem Zelte. Dann sah er mich wohl an und sagte:

— Die schönen Herren werden uns in unsrer Arbeit nicht stören. Man gewöhnt sich an jede Art Geräusch. —

Zwischen meiner zweiten und dritten Unterhaltung mit dem Könige schrieb ich meine Beschreibung der Schlacht auf. Der König las sie, nahm einige Aenderungen vor, erklärte sie aber sonst für ganz leidlich. Dann las er mir drei und eine halbe Seite vor, welche er selbst, ebenfalls in der Zwischenzeit, niedergeschrieben hatte. Als ich seine Beschreibung hörte, wollte ich meine Kritzelei zerreißen.

— Zerreißen Sie Ihr Papier nicht, es wird eine Erinnerung für Sie sein, und es ist, wie ich Ihnen schon sagte, ganz leidlich.

Der König sprach noch mit Entrüstung von den Regimentern, welche so feige geflohen waren, und mit begeistertem Danke und Bewunderung vom General von Seidlitz, den Truppen des rechten Flügels und besonders vom Regimente des verstorbenen Prinzen von Preußen, sowie von dem des Generals Forcade.

— Diese Regimenter und Seidlitz haben mich gerettet. Was könnte ich nicht thun, wenn ich mehrere ähnliche Generale und Truppen hätte!

Ich wunderte mich darüber, daß der König nur beiläufig vom Prinzen Moritz und seiner Tapferkeit sprach, obgleich derselbe in einem Augenblicke, wo ein unwillkürlicher Ausruf des Königs die so schon kritische Lage noch hätte verschlimmern können, seinen Hut in die Luft warf und ausrief: „Es lebe der König!“ Der König kam noch einmal auf das tapfere Regiment Prinz von Preußen zurück und erzählte mir etwas, was sich am Morgen zugetragen hatte.

— Die Sache hat mich tiefer gerührt, mein Freund, als ich Ihnen sagen kann. Ein Offizier dieses Regiments, mit Namen von Berg, hatte sich vor dem Zuge seines Bataillons, zu welchem er gehörte, auf die Erde gesetzt, indem er die Hand in die Seite stemmte. Der arme junge Mensch war angegriffen von dem gestrigen Tage, der Nacht und der starken Hitze des Vormittags, und wollte sich auf diese Weise einen Augenblick ausruhen. In diesem Augenblicke zerschmetterte ihm eine Kanonenkugel die Hand und die Hüfte. Es wurde Hilfe gebracht, aber er wollte sich nicht verbinden lassen, da er, weil die Kanonade noch fortdauerte, glaubte, die Schlacht sei noch nicht zu Ende.

„Keinen Verband! Ich bin im Begriff zu sterben, und sterbe glücklich, wenn der König die Schlacht gewinnt und dies Volk von Mordbrennern vernichten kann.“

„Der König hat die Schlacht gewonnen.“

„Dann sterbe ich glücklich!“ mit diesen Worten fiel er in Ohnmacht. Er wurde nach Frankfurt transportirt und starb vier Tage später, indem er dem Wundarzt seines Regiments, mit Namen Köhler, dieselben Worte wiederholte, welche er im Augenblicke der Verwundung ausgesprochen hatte. Dann sagte er noch: „Sieben Dörfer und die Stadt Küstrin in Flammen! Sind das Menschen? Mein König ist Sieger: ich bin bereit zu sterben.“

Als der König mir von der Verwundung des Offiziers und seinem rührenden und ihn selbst ebenso wie das Regiment ehrenden Benehmen erzählte, standen ihm die Augen voll von Thränen.

— Da Sie kein Zelt haben, so habe ich Wobersnow gebeten, Sie in sein Zelt aufzunehmen. Sie werden darin eine weniger schlechte Nacht zubringen als die vorige. —

Ich dankte dem Könige vielmals für seine Güte, die mir sehr zu statten kam. Trotzdem half mir seine Fürsorge nicht viel, da ich erst um Mitternacht in das Zelt kam, als schon alles in Bewegung war. Zwei Stunden später fing der Feind, welcher den ganzen Tag in seiner Stellung unter den Waffen geblieben war, an, nach rechts, in der Richtung auf Wilkersdorf und Cammin, abzumarschiren unter furchtbarem Kanonenfeuer von preußischer Seite. Bei Tagesanbruch verfolgte ihn der König mit der ganzen Armee bis über Tamsel hinaus. Da aber der General Fermor den Höhenzug von Cammin besetzt und sich darauf mit seiner gesamten Artillerie verschanzt hatte, so konnte Seine Majestät absolut nichts unternehmen. Der König schlug sein Hauptquartier in Tamsel auf.

40

Tamsel, 27—31 August

Während der fünf Tage, welche wir in Tamsel lagen, wurde ich immer nachmittags um fünf Uhr zum Könige befohlen. Die schöne Besitzung Tamsel gehörte einer alten und angesehenen Familie der Gegend und hatte schrecklich von dem Aufenthalt und Durchmarsch des Feindes zu leiden

gehabt. Sie hatten geplündert und Bauern und Bäuerinnen geschändet oder niedergemetzelt. Vor dem Schlosse sah ich die Leiche einer Unglücklichen liegen, welche die Kosaken geschändet, ausgezogen und an mehreren Stellen mit ihren Piken durchbohrt hatten.

Als ich hier zum ersten male zum Könige befohlen wurde, ging er mit mir durch alle Teile des Schlosses.

— Sehen Sie, mein Lieber, in welchen Zustand diese Canaillen die Einrichtung der guten Familie von Wreech gebracht haben. Die Möbel und alles, was sie nicht fortschleppen konnten, haben sie zerstört. Und ebenso haben sie den größten Teil der Bauern behandelt. Haben Sie die Leiche des Mädchens vor dem Garten liegen sehen? Müssen einem bei solchen Dingen nicht die Haare zu Berge stehen? Ist das noch Krieg zu nennen? Müßten nicht Fürsten vor Scham erröten, die sich solcher Truppen bedienen? Sie sind schuldig und vor Gott verantwortlich für alle Greuel, welche ihre Soldaten ausüben. —

Nachdem der König das ganze Schloß in Augenschein genommen hatte, begab er sich in den Garten, der, wie mir schien, ganz nach holländischem Geschmack angelegt war. Als wir wieder herauskamen, warf sich eine ziemlich gut angezogene und schon bejahrte Bäuerin dem Könige zu Füßen.

— Steht auf, gute Frau, was wollt Ihr von mir?

— Ich will Ew. Majestät um eine kleine Stelle für meinen Sohn bitten, der bald heiraten wird, damit er zu leben hat. Wenn Majestät mir diese Gnade gewähren, so wird Gott im Himmel Sie segnen.

— Gute Frau, ich brauche den Segen des Himmels, aber wie kann ich jemandem eine Stelle geben, der ich nicht einmal sicher bin, meinen eignen Platz behaupten zu können?

Die Bäuerin fing an zu weinen.

— Worüber weint Ihr? sagte der König, der vielleicht glaubte, sie weinte wegen dessen, was er über seine eigne Lage gesagt hatte. Darauf entließ er sie mit den Worten:

— Ich hoffe, Euer Sohn und seine Frau werden viele Kinder haben. Er kann nach dem Frieden nach Potsdam kommen. —

Seine Majestät übersetzte mir diese Unterredung, die ich nicht verstanden hatte.

— Sie müssen mir zugeben, mein Lieber, daß es hübsch ist, gerade in diesem Augenblicke zu kommen und mich um etwas zu bitten.

— Majestät, die arme Frau kennt Ihre augenblickliche Lage nicht. Sie rechnet auf Ihre Güte und bildet sich ein, daß ein König sein Wohlwollen in irgendeiner Weise zu allen Zeiten und überall beweisen kann.

— Zum Teufel, mein Lieber, davon ist keine Rede. Um aber zu unsern Barbaren zurückzukommen, so kann ich Ihnen jetzt mit Bestimmtheit sagen, daß der Feind große Verluste gehabt hat, größere, als ich mir gedacht hatte. Der General von Bredow, den ich mit zwei Regimentern das Schlachtfeld rekognoszieren, die Gefallenen begraben, die Verwundeten herschaffen und die erbeuteten Kanonen fortbringen ließ, hat mir darüber berichtet. Außer diesem Verlust, den er übrigens, vielleicht nur aus Vergeßlichkeit, nicht genau angeben konnte, haben wir 3000 Mann, 6 Generale und 84 Offiziere zu Gefangenen gemacht. Ferner haben wir 101 Kanonen erbeutet, ein paar Pauken, 27 Fahnen und einen großen Teil des Gepäcks und der Kriegskasse der Russen. Wir haben, alles in allem, an Toten, Verwundeten und Versprengten ungefähr 5000 Mann, sowie einige Kanonen verloren, deren sich der Feind bemächtigte, als die Tölpel meines linken Flügels vor der russischen Kavallerie flohen. Uebrigens taugt ihre Kavallerie nicht viel; sie wird nie vor meiner standhalten. Die Infanterie ist viel mehr wert und besonders tüchtig in der Defensive. Wird sie gut geführt, so kann man etwas mit ihr machen. Die russischen Generale sind so, wie der Feldmarschall Keith sie mir geschildert hat, sie taugen nichts. Die Infanterie ist nur dazu gut, ihre Stellung zu behaupten, völlig ungeübt

in taktischen Bewegungen und schwer von der Stelle zu bringen. Sie stand fest und meine Elenden vom linken Flügel ließen mich im Stiche; ich bin ganz beschämt darüber und hätte es nicht für möglich gehalten. —

Diese Worte des Königs erweckten in mir den Verdacht, daß er zum Teil aus verletzter Eitelkeit Scham empfand, weil er sich entweder in seinen Berechnungen getäuscht oder nicht auf die Ratschläge gehört hatte, welche ihm gegeben worden waren.

Als nämlich der König aus Schlesien gegen die Russen aufbrach, fragte er Keith, wie die russischen Truppen beschaffen seien.

„Majestät, es sind tapfere Soldaten, aber sie werden schlecht geführt."

„Gut, gut," erwiederte der König. „Sie werden sehen, daß ich die Schurken angreifen und beim ersten Stoße werfen werde."

„Majestät, diese Schurken fliehen nicht so leicht und ich glaube, daß ich Ew. Majestät hierauf mit dem Freimut und der Ergebenheit aufmerksam machen muß, welche ich Ihnen schuldig bin."

„Nun, Sie werden sehen, daß dies nicht dieselben Russen sind, welche Sie gekannt haben."

Nach solchen Aeußerungen hätte der König in demselben Augenblicke angreifen und in die Flucht schlagen müssen, aber nach dem Angriffe und der Flucht, die sie allerdings zuerst ergriffen, standen die Russen bis acht Uhr abends fest, und ich glaube, daß diese Hartnäckigkeit in der Behauptung ihrer Stellung und in ihrer Verteidigung etwas mit zu dem Schamgefühl beitrug, von dem der König sprach. Wie konnte er, nach der Erfahrung, die er gemacht hatte, Keith gegenüber noch weiter behaupten, daß diese Schufte Leute darnach waren, sich im ersten Augenblick in die Flucht schlagen zu lassen, oder gar bei der Ueberzeugung bleiben, daß ein andrer nicht so richtig urteilen könne als der König?

Diese Vermutung, welche ich eben aussprach, ist viel-

leicht etwas gewagt; glaubhaft wird sie jedoch durch das Stillschweigen, welches der König dem Feldmarschall Keith gegenüber in betreff der Schlacht und alles dessen beobachtete, was sich auf die Russen beziehen konnte — ein Stillschweigen, welches den Marschall Keith in Erstaunen setzte, wie er mir selbst sagte, als wir wieder zur Armee des Markgrafen Karl stießen. Er leugnete nicht, daß der König einigen Grund für die Richtigkeit der Darstellung gehabt habe, die er sich bildete; denn die Russen waren wirklich vor dem Anprall unsrer Vorhut zurückgewichen, und wenn die Brücken nicht verbrannt gewesen wären, so wäre die Schlacht schnell zur Entscheidung gekommen: ich spreche hier der Ansicht Seiner Majestät gemäß. —

Der König las täglich morgens und nachmittags seinen geliebten Lucrez. Lucrez war, wie er sagte, sein Brevier, wenn er traurig war. Gegen seine Gewohnheit sprach er in den ersten vier Tagen nichts über seine Lektüre. Endlich am letzten Tage sagte er:

— Sie sehen, ich bin mit Lucrez beschäftigt, das ist ein Zeichen, daß ich Sorgen habe. Das Leben eines irrenden Ritters zu führen, sich in den Ländern und auf den Heerstraßen umherzutreiben, allerorten neue Feinde bekämpfen zu müssen und nichts ordentlich zu Ende bringen zu können wegen der Menge dieser Feinde — alles das, mein Freund, ist kein Vergnügen. Die Russen, die ich hier in der Nähe habe, quälen mich wenig: ich werde leicht Mittel finden, sie fortzujagen. Von andern Feinden muß ich mich zu befreien suchen. Es ist keine Zeit zu verlieren, wenn ich gegen sie vorrücken und sie verhindern will, sich meine Abwesenheit zu nutze zu machen, um etwas gegen mich zu unternehmen. Ich glaube, sie haben große Lust dazu.

Um mich in meinen trüben Gedanken zu zerstreuen, lese ich Lucrez und sage wie er: Allmächtige Venus, die du den grausamen Kriegsgott in deinen Armen hältst, der sein schreckliches Haupt, von deinem Reize überwältigt, auf deinem Busen ruhen läßt, erweiche ihn, damit die Gräuel dieses Krieges endlich dem Glücke des Friedens

Platz machen und das preußiſche Volk nach ſo viel Unglück wieder einmal aufatmet: dann kann der irrende Ritter von Preußen wieder nach ſeinem Potsdam zurückgehen und in den Armen der Philoſophie die Ruhe, deren er ſo lange beraubt war, genießen. Dann kann er ferner mit anſehen, wie ſein lieber Leidensgefährte den Muſen opfert und eine liebenswürdige Gemahlin verehrt, in deren Geſellſchaft er alle Seligkeit genießen wird, welche den armen Sterblichen beſchieden iſt.

Das iſt jetzt mein tägliches Gebet, die beiden andern kennen Sie, die freilich nicht ſo wortreich wie jenes ſind. Nun ſagen Sie noch, mein Lieber, daß ich gottlos bin, niemals bete und große Gefahr laufe, eines Tages etwas angebraten zu werden.

— Wenn ſchon die Gebete Ew. Majeſtät, ſo oft ſie auch wiederholt werden, mich noch nicht an große Frömmigkeit glauben laſſen, ſo meine ich doch nicht, daß für Ew. Majeſtät das hölliſche Feuer zu fürchten iſt, wenn Sie nur imſtande ſind, gläubig zu ſagen: Mein Gott, ſei meiner Seele gnädig, wenn ich nämlich eine habe! Ew. Majeſtät ſagen das allerdings manchmal, aber nicht aus Herzensgrunde.

Der König lachte laut.

— Mein Freund, ich verzweifle daran, Sie zu bekehren, aber geben Sie auch die Hoffnung auf, mich zur Umkehr zu bringen. Meine Grundſätze, die auf gründlichem Nachdenken beruhen, ſind unerſchütterlich. Glauben Sie es nicht auch?

Ich wollte erſt nicht antworten, aber der König drängte ſo in mich, daß ich mich dazu gezwungen ſah. Ich wollte nicht alle einzelnen Gründe für meine Ueberzeugung ausſprechen, und begnügte mich damit zu erwiedern:

— Es kommt mir vor, als ob Majeſtät, wenn Sie Ihrer Geſinnungen und Grundſätze ganz ſicher wären, nicht ſo oft davon ſprechen würden.

Dieſe Antwort, die den Anfang einer langen Diskuſſion hätte bilden können, machte zu meinem großen Erſtaunen

dieſem Teile der Unterredung ein Ende. Der König ging augenblicklich zu einem andern Gegenſtande über.

— Wiſſen Sie, mein Lieber, daß ich binnen zehn Monaten Franzoſen, Oeſterreicher und Ruſſen geſchlagen habe? Ich glaube, daß man meine Dispoſitionen in der letzten Schlacht nicht tadeln kann. Ich verſichere Sie, ich habe alles gethan, was menſchenmöglich war. Wenn meine Coujone auf dem linken Flügel ſtand gehalten hätten, ſo hätte ich die Schlacht bei Leuthen zum zweiten male geſchlagen. —

41

Hof-Lößnitz, 10 September

— Ich habe früher, als ich jung war, leicht Freundſchaft geſchloſſen, und glaubte, daß die Menſchen, welche ich mir zu Gefährten auserkor, mich nicht täuſchen könnten und daß alle ihre Reden nur zu meinem Vorteil ausſchlügen. Ich muß geſtehen, daß dieſer Gedanke, der zum Teil das Glück meines Lebens ausmachte, mir ſehr lieb war. Trotzdem machte ich denn doch auch meine Beobachtungen, und ſobald ich bemerkte, daß jener mir ſo angenehme Gedanke weit von der Wahrheit entfernt war, beobachtete ich noch ſchärfer. Ich nahm eine andre Methode an und begann einzuſehen, daß ich mein Inneres nur in ganz ſichern Fällen aufſchließen könne, daß es von Wichtigkeit ſei, meine Umgebung, die damalige wie die künftige, davon zu überzeugen, daß bei mir nichts durch Klatſchereien und Intriguen zu gewinnen, daß ich fähig ſei, mit eignen Augen zu ſehen und daß ein einmal gefaßter Entſchluß unerſchütterlich feſtſtehe. Wer will ſagen, ob ich viel dabei gewonnen habe, daß ich auf dieſe Weiſe die Menſchen richtig zu beurteilen lernte, ihnen zeigte, daß ich ſie für Schurken hielt, und daß man mit mir nicht machen könnte, was man wollte? Nein, nein, für meinen eigentlichen Vorteil habe ich damit nichts gewonnen, daß ich die Falſchheit menſchlicher Tugend durchſchaute, aber ich glaube, daß ich allerdings für den Nutzen des Staates

viel erreicht habe, nämlich die feste Stütze der ehrlichen Leute für meinen Thron, ohne welche alles zu grunde geht. Ich bin ganz sicher, daß wenn mein Bruder zur Regierung gelangt wäre, er ebenfalls die Menschen studirt hätte, und daß er sich nicht von ihnen hätte leiten lassen, sondern daß er dieselbe Festigkeit gehabt haben würde, die ich habe und mir bis zum letzten Lebenshauche bewahren werde. —

Während des Marsches las Seine Majestät morgens, sobald die militärischen Angelegenheiten besorgt waren, Ciceros Academica. Abends unterhielt er sich mit mir über das, was er morgens gelesen hatte. Er setzte mir auseinander, daß diese Art, von seiner Lektüre Rechenschaft zu geben, die beste Methode sei, um sich den Inhalt derselben anzueignen. Nachdem er mir so mitgeteilt hatte, was er morgens gelesen, las er mir den Rest des Buches vor. Auf diese Weise las er außer den Academica während des Marsches noch Ciceros Bücher vom höchsten Gut und höchsten Uebel.

Eines Abends wollte er die Tragödie Andromache anfangen, aber schon nach den ersten vier Versen klappte er das Buch zu und sagte:

— Bin ich nicht ein alter Narr, ein Trauerspiel zu lesen, während ich aller Wahrscheinlichkeit nach selbst eins, wenn auch von andrer Art, werde aufführen müssen. Ach, mein Lieber, wenn ich die hundert Arme des Briareus haben könnte, was für schöne Thaten wollte ich ausführen! —

Am Abend unsrer Ankunft in Lübben, während der König mir vorlas, wurde ihm ein Brief überbracht.

— Sehn Sie, Catt, sagte er, hier bekomme ich einen Brief von meinem lieben Marquis d'Argens, er gratulirt mir zu der gewonnenen Schlacht. Er ist noch in Hamburg und wird wahrscheinlich nicht so bald abreisen: ich kenne ihn zu lange. Wissen Sie, was er in der Handelstadt macht?

— Nein, Majestät!

— Er ißt Auſtern und Taſchenkrebſe, ſchluckt alle Pillen herunter, die es in den Apotheken giebt, und läßt ſich ſämtliche Lavements geben, die vorhanden ſind. Ich wette darauf, daß er ſich jetzt, in dieſem Augenblicke, hermetiſch in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen hat.

Trotz all ſeiner kleinen Schwächen, von denen er behauptet, daß ich ſie ihm nur andichte, und mit denen ich ihn häufig necke, habe ich für den Marquis eine ganz beſondre Zuneigung. Er iſt einer von den Männern, die in einem Augenblicke Freundſchaft ſchließen können. So hat er ſich denn auch mein volles Vertrauen erworben. Ich werde ihm morgen antworten und ihm mein lucreziſches Gebet ſchicken. Er hat eine Babette, die ihn glücklich macht: ich brauche ihm alſo nicht, wie Ihnen eine beſſere Hälfte zu wünſchen, die das Glück ſeines Lebens ausmachen ſoll. Nach meinem Gebete werde ich meinen lieben Marquis ſeinem Apotheker, ſeinem Bette und dem Schutze des Zufalls anempfehlen, welcher in ſo willkürlicher Weiſe die Dinge dieſer ſublunaren Welt, welche wir die Ehre haben zu bewohnen, lenkt und entſcheidet. Wenn mir morgen mein Kopf nicht weh thut, ſo will ich ihm alle dieſe Hirngeſpinnſte ſchreiben. —

42

In Elſterwerda langten wir am 9 an. Der König ging im Schloßgarten ſpazieren und ordnete an, daß ich nach meiner Ankunft zu ihm befohlen würde. Ich fand den König damit beſchäftigt, mit ſeinem Stocke Linien in den Sand zu zeichnen.

— Sie finden mich hier mit einem ſehr feinen Pinſel beſchäftigt, einige Alleen von Sansſouci aufzuzeichnen. Während ich durch dieſen Garten gehe, kommt es mir in der Phantaſie vor, als wäre ich in den Alleen des japaneſiſchen Hauſes, ginge dort nach den Kolonnaden, kehrte dann um und ſchritte der Orangerie und der Galerie zu. Manchmal freilich wird mir meine Illuſion verdorben: ich

sehe, daß ich in einem Garten bin, der mir nicht gehört, und kann Sanssouci nicht erreichen. Ach, vielleicht werde ich es nicht mehr wiedersehen!

Als ich den König ansah, wurde ich gewahr, daß seine Augen feucht waren. Seine Worte rührten mich, ich wollte ihn von den traurigen Gedanken ablenken, die ihn zu beschäftigen schienen, und fing an, von einem Briefe des Marquis d'Argens zu sprechen, den ich am Morgen bekommen hatte.

— Lassen wir den Brief, sagte der König, ich sehe, Sie wollen mich von meinen Gedanken abziehen, weil Sie dieselben für traurig halten; sie sind durchaus nicht traurig, lassen Sie sie mir, wie sie sind. Ich finde Vergnügen daran, mir das Bild von etwas zurückzurufen, was nicht mehr für mich zu hoffen ist.

Darauf schwieg er eine gute Viertelstunde, indem er, den Blick immer auf den Rasen geheftet, umherging. Darauf sagte er:

— Wir wollen in die andern besser gehaltenen Alleen gehen und uns dann zu unserm Freunde Cicero wenden. Ich will Ihnen das Ende seines schönen Werkes vorlesen, das wird außerdem besser sein, als allzusehr über das ruhige Leben nachzudenken, welches ich führen möchte und nicht kann. —

Als der König fortging, hörte er einen Hauptmann des Frei-Bataillons Du Verger das Kommando geben: „Gewehr auf Schulter!" Ein Soldat antwortete: „Gleich, Herr Hauptmann." Ich glaubte, daß diese unerhörte, jeder und besonders der preußischen Disziplin widersprechende Art zu antworten den Unwillen des Königs erregen würde, aber ich täuschte mich. Er sagte einfach lächelnd zu einem Offizier in seiner Nähe:

— Ich muß zugeben, daß ich gräuliche Schufte in meinem Dienste habe. Was kann man mit der Bande machen, als sie nach Art der Kosaken verwenden? Aber wenn die Schurken sich einfallen lassen, hier zu plündern, so werden sie ohne Gnade zu Tode gefuchtelt. —

43

Schönfeld, 13 September

Während der dreizehn Tage seines Aufenthaltes in Schönfeld beschäftigte sich der König in den Augenblicken, welche ihm seine Kriegssorgen übrig ließen, nur damit, kleine Satiren gegen seine Feinde zu schreiben.

— So lange ich atme, werde ich die Menschen verspotten, die mich in so erbitterter Weise verfolgen. Schlagen kann ich sie allerdings nicht, so will ich sie wenigstens zerreißen und so sehr in Wut bringen, als es mir nur möglich ist. Diese federlosen zweibeinigen Gimpel sind voller von lächerlicher Albernheit, als Sie sich denken können, und es ist nicht schwer, ihre schwachen Seiten aufzufinden. Ich mache mir ein Geschäft daraus, und ohne ihnen irgend etwas Verletzendes zu sagen, überhäufe ich sie mit Lobeserhebungen, die sie nicht verdienen. Während sie mir alles nur mögliche Ueble anthun, werde ich meinerseits, abgesehen von meiner Armee, Tinte und Feder gegen sie ins Feld führen, um Pfeile gegen sie abzuschießen, welche sie in Wut und Verzweiflung setzen müssen. So werde ich wie Herkules diese Hydra stets von neuem und unaufhörlich gegen mich und mein Vaterland aufstehender Feinde niederwerfen. —

In diesem Sinne verfaßte Seine Majestät den Brief eines Schweizers an einen edeln Venezianer, den eines Sekretärs des Grafen Kaunitz an einen Sekretär des Grafen Cobenzl und den Entwurf der Briefe Phihihus wie den des Schreibens der Frau von Pompadour an die Königin von Ungarn, um von ihr die Aufhebung des Kollegiums der Keuschheit zu erbitten. Alle diese kleinen Schriften wurden gedruckt, jedoch ließ der König nur drei oder vier Exemplare abziehen, von denen er die Gnade hatte, mir eins zu schenken. Sie werden zusammen mit denjenigen Pasquillen, welche der König künftig schreiben wird, in einem Bande erscheinen, denn ich glaube nicht, daß er schon in der Stimmung ist, damit aufzuhören.

Jeden Abend las er mir vor, was er geschrieben hatte.

— Nun, mein Lieber, habe ich den vielgeliebten Gemahl des apostolischen A.... und die griechische H... nicht gut mitgenommen? Glauben Sie nicht, daß sie von Herzen darüber lachen werden?

— Gewiß nicht, Sire, aber sie würden noch viel weniger lachen, wenn Ew. Majestät, was noch viel schöner wäre, die Armeen Ihrer Feinde vernichten könnte.

— Nicht jeder schlägt, wer es gern möchte. Merken Sie sich das, aber schreiben kann jeder, der will und nur etwas Verstand hat.

— Gewiß, Majestät, aber wer das will, muß, um seiner Einbildungskraft die Zügel schießen lassen zu können, wenigstens 200 000 Mann unter seinem Befehl haben.

— Sie haben Recht, mein Freund, Sie finden also meine Satiren sehr scharf und spitz?*)

— Zu scharf, erwiederte ich.

— Zu scharf? Zum Teufel, ich sehe doch recht gut ein, daß fremdes Unglück und fremde Verlegenheit nur in der Einbildung ein Vorteil ist.

— Die Verlegenheiten Ew. Majestät beruhen wahrlich für mich nicht in der Einbildung, aber ich sähe es lieber, wenn Majestät sich ihnen durch Kanonenschüsse statt durch Federpfeile entziehen könnten, die nicht, wie die Kugeln, eine Entscheidung herbeiführen, dagegen die friedlichen Federzüge möglicherweise entfernen können, die noch mehr ausrichten würden als die Kanonen.

— Lieber Herr Staatsmann, Sie sagen mir da sehr schöne Sachen, aber wundern Sie sich nicht, wenn ich, da nun einmal gefiederte Pfeile fliegen müssen, bis Ihre friedlichen ankommen, feindliche entsende. —

Als der Prinz Heinrich im Hauptquartier eintraf, empfahl mir Seine Majestät an demselben Abend, mich ihm vorzustellen, und fügte hinzu, ich würde in ihm einen sehr

*) Der Text der Memoiren hat (S. 176, 18) asséré, was wenigstens asserté heißen müßte, da assérer unsers Wissens kein französisches Wort ist. Catt hat sich offenbar nur verschrieben und acéré gemeint.

liebenswürdigen, talentvollen und tapfern Prinzen kennen lernen, der so hochherzig wie ein König sei. So schilderte mir der König seinen Bruder, dann sagte er:

— Was ich Ihnen über ihn sage, entspringt aus keinem Vorurteil. Er ist so, wie ich ihn Ihnen beschreibe. —

Ich hatte die Ehre, dem Prinzen meine Aufwartung zu machen. Zuerst konnte ich bemerken, daß er jene feinste Höflichkeit, welche die Menschen heranzuziehen und zu ermuntern weiß, im höchsten Grade besaß. Was die andern Eigenschaften anlangte, von welchen Seine Majestät zu mir gesprochen hatte, so verließ ich mich auf das Urteil des Königs, da ich nicht imstande war, dieselben in dem Augenblicke, währenddessen ich das Glück hatte, ihn zu sehen, nach Gebühr würdigen zu können.

44

Rammenau, 26 September und folgende Tage

Der König war stark mit seinen militärischen Maßnahmen beschäftigt und oft sorgenvoll: ein Brief Voltaires, der zu eben dieser Zeit anlangte, gewährte ihm eine angenehme Zerstreuung. Eines Abends wurde ich sehr früh zum Könige befohlen. Er kam mir, mit einem Papiere in der Hand, im Vorzimmer entgegen.

— Mein Freund, ich erhalte eben einen Brief von Voltaire aus Les Délices, er sagt mir allerhand schöne Dinge. So wenig mein Kopf auch jetzt bei diesem Kriegslärm darnach angethan ist, ihm ebenso zu antworten, so will ich doch mein möglichstes thun. Vorher muß ich aber meine Ode an die Franzosen feilen, ich glaube versichern zu können, daß sie ihn zum Lachen bringen wird.

Er las mir den Brief vor, der ihm soviel Vergnügen gemacht hatte. Herr von Voltaire schrieb allerdings außerordentlich schmeichelhafte Dinge, und bezeugte das größte Interesse an den Erfolgen des großen Mannes.

— Sie sehen, mein Lieber, daß Voltaire mich nicht vergißt, jetzt wird unser Briefwechsel noch einmal aufleben

und nicht wieder eingehen. Sie müssen gestehen, daß der Mann göttlich schreibt. Wenn sein Herz so groß wie sein Geist wäre, was wäre das für ein Mensch! Wir alle würden klein neben ihm sein. —

Voltaires Charakter ließ mir die Uebersendung dieser Ode, in welcher Seine Majestät die Franzosen und ihren König so hart behandelte, als bedenklich erscheinen. Der König hatte mir eine so entsetzliche Schilderung von Voltaires Charakter gemacht, daß ich die Freude, welche er über den Empfang dieses Briefes empfand, nicht zu teilen vermochte. Die Verwendung, welche Voltaire für die Ode des Königs haben konnte, bestimmte mich, einen günstigen Augenblick zu ergreifen, um den König ehrfurchtsvoll zu bitten, dieselbe wenigstens nicht gerade jetzt abzuschicken. Die Gelegenheit bot sich dar, und ich ergriff sie.

Seine Majestät hatte mich gegen seine Gewohnheit morgens rufen lassen.

— Sehen Sie, sagte er, meine Ode! Sie ist durchgesehen, gefeilt und verbessert, kurz ganz fertig. Sie werden einsehen, wie notwendig es ist, daß Voltaire zugesteht, daß der nordische Don Quixote (so sagte der König) die Dichtkunst nicht vernachlässigt, und daß Apollo ihn noch manchmal begeistert, soweit auch Don Quixote von seinem ehemaligen Lehrmeister entfernt ist. Also hören Sie!

Der König fing an, mir die Ode vorzulesen.

— Nun, finden Sie das leidlich?

— Gewiß, aber was wird der Charakter Voltaires, den Ew. Majestät fürchten und von dem Sie mir so oft gesagt haben, daß er von unerhörter Verworfenheit ist, mit dieser Strophe machen?

— Und was sollte er denn dagegen haben? Verlassen Sie sich darauf, daß er über den Ausfall lachen wird.

— Ja, aber vielleicht mit dem Lachen, welches, wie Majestät mir gesagt haben, die Vorbereitung einer Bosheit oder einer Rache begleitet.

Ich las:

ich sehe ihre Horde
so feig im Schlachtenmorde
als in der Plündrung stark.

— Nun, haben sich die Herren Franzosen etwa in der Schlacht von Roßbach sehr mutig gezeigt?

— Soldaten lassen sich manchmal einschüchtern, man hat schon oft gesehen, wie ein panischer Schrecken tapfere Männer ergriff, das ginge aber noch. Jedoch:

was? euer schwacher König,
ein Spiel der Pompadour,
befleckt von mehr als einem
Brandmal der Leidenschaft,
der, jede Arbeit fliehend,
des Regimentes Zügel
im todeskranken Reiche
dem Zufall überliefert —
der Sklave spricht als Meister,
und ein verliebter Schäfer
will herrschen überall?

Da Majestät mir erlauben, offen zu sprechen — dieser Ausfall wird, fürchte ich, nicht hingenommen werden, ohne daß damit Mißbrauch getrieben wird.

— Sie glauben also, daß nicht jede Wahrheit so beschaffen ist, daß man sie Voltaire mitteilen könnte?

— Majestät können darüber besser urteilen als ich.

— Gut, dann wollen wir die Ode nicht abschicken, der Schurke könnte allerdings mein Vertrauen mißbrauchen. Ich werde ihm einfach nur meinen Brief schicken. Sie können sich eine Abschrift davon nehmen, damit, wenn er und Sie mich überleben, Sie mein Zeuge für das sind, was ich ihm geschrieben habe, und jedem darüber die Wahrheit mitteilen können. —

Ich gestehe, daß meine Freude darüber groß war, daß der König auf meine Bitte eine Sendung unterließ, welche ihm Verdruß bereitet hätte. (Indessen schickte er den Brief trotzdem ohne mein Wissen ab, wie ich später Gelegenheit haben werde, zu bemerken.)

45

Der König beschäftigte sich während der wenigen Tage, welche wir noch in Rammenau zubrachten, damit, die kleinen Schriften, welche er in Schönfeld verfaßt hatte, sowie seine Ode an die Germanen zu verbessern. Er las mir beinahe die ganze Sammlung seiner Gedichte vor, von der er nur einige Exemplare hatte abziehen lassen.

— Ich habe diese Gedichte gemacht, um mich zu beschäftigen und zu zerstreuen, sie sind nur für mich und für einige Freunde bestimmt, denen ich sie vorlese.

Ich bin unbedachtsam genug gewesen, Voltaire ein Exemplar davon zu schicken. Er hat es mir allerdings infolge des Befehls, den ich ihm durch Freytag übermitteln ließ, zurückgeschickt, aber Gott weiß, ob der Lump es nicht hat nachdrucken lassen; er ist imstande, mir einen derartigen Streich zu spielen. —

Bei dieser Gelegenheit sagte ich ihm, daß alle Zeitungen die gewaltthätige und unwürdige Art mitgeteilt hätten, in welcher Herr Freytag sich gegen Voltaire benommen hätte.

— Ich weiß es, sagte der König. Ich weiß, daß Voltaire laut geschrieen und an allen kleinen Höfen bei seiner Durchreise Feuer und Flammen gegen mich gespieen hat. Alle Schändlichkeiten, die er mir angedichtet hat, sind mir bekannt und ich habe darüber gelacht. Aber verlassen Sie sich darauf, daß der Tölpel von Freytag meine Befehle überschritten hat. Ich hatte ihm einfach aufgetragen, mir meine Gedichte wieder zu verschaffen, und der Grobian hat sie mit einer Härte zurückverlangt, welche ich mißbillige. Ich kenne die Rücksichten, die man ausgezeichneten Schriftstellern schuldig ist: wie hätte ich sie gegen einen Schriftsteller außer Acht gelassen, der alle andern übertrifft? Voltaire hat auf das Frechste gelogen, als er die unwürdige Behandlung, die er in Frankfurt erfuhr, auf meine Rechnung schrieb. Er hat mit mir deswegen auf das Entsetzlichste geschmollt, und trotz seiner Schmeicheleien traue ich ihm nicht allzusehr. —

Dieſer Wechſel zwiſchen Vertrauen und Mißtrauen, der oft wieder auftrat, wenn es ſich um Voltaire ſowie um manchen andern handelte, hat mich immer in Erſtaunen verſetzt. Bei ruhiger Ueberlegung mißtraute der König den Streichen, deren Herr von Voltaire fähig war, wenn er ſich aber ſeiner durch glänzende Vorſpiegelungen und feine Lobſprüche aufgeregten und geſchmeichelten Einbildungskraft überließ, ſo gab er ſich ohne Rückhalt dem Patriarchen der Literatur hin.

46

Bautzen, 7 Oktober

— Ich war bei meiner Ankunft in Bautzen ſo müde und litt ſo entſetzlich an Zahnſchmerzen, daß ich Sie nicht rufen ließ, um ſich mit einem armen Kranken zu langweilen. Richten Sie ſich darnach ein, mein Lieber, alles läßt ſich nach einem glücklichen Ende des Feldzuges an, ob dasſelbe nun durch die Bewegungen meiner Truppen oder durch eine Schlacht herbeigeführt wird, die allerdings nicht von Stroh ſein würde.

Wenn ich nur noch etwas von meinem alten Glücke hätte! Ach, wie gelegen käme es mir jetzt! Aber das Glück hat mich verlaſſen. Wie will man auch im übrigen bei der Verwirrung und Gährung aller Verhältniſſe erraten können, was der Ausgang des Feldzuges ſein wird?

Ein glückliches Ereignis kann meine ſchlimme Lage zum Guten wenden, aber andrerſeits kann mich auch ein Unglücksfall völlig vernichten.

Freilich muß ich mich auf jede Möglichkeit gefaßt machen. Ich muß mich hinter meinem Stoicismus verſchanzen, dem Strom der uns fortreißenden Wechſelfälle überlaſſen und morgen abmarſchiren, um zu ſehen, ob jener Strom uns in den Hafen bringt. —

Dieſes nur für Augenblicke dauernde Aufflackern eines Hoffnungsſtrahles, dann wieder dieſe Unruhe wegen der Zufälligkeiten dieſes verwünſchten Haſardſpieles, wie der König es nannte, da er mit ſo hohem Einſatze ſpielte, er-

regte die Seele des Königs fortwährend. Er war in diesen Augenblicken mehr als ich es sonst beobachtet hatte dazu geneigt, sich trüben Ahnungen über die Gefahren hinzugeben, welche er zu bestehen hatte.

Die Stimmung, in welcher ich ihn oft fand, schmerzte mich, und wenn der König bemerkte, daß ich allzu angegriffen war, so pflegte er zu sagen:

— Wir wollen niemals verzweifeln. Alles kann noch gut werden. Ich werde es Ihnen mitteilen, sobald ich guten Grund zu der Hoffnung habe, daß alles nach Wunsch gehen wird. —

47

Rodewitz, 10 Oktober

Ich wurde abends um sechs Uhr zum Könige befohlen. Ich fand ihn mit dem Entwurf einer Epistel an seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth, beschäftigt. Seine Majestät hatte seit mehreren Tagen schlimme Nachrichten über ihren Gesundheitszustand erhalten, die ihn lebhaft beunruhigten. Er suchte seinen Schmerz dadurch, daß er an sie schrieb, zu erleichtern.

— Sie finden mich tief betrübt und voll Angst wegen des Zustandes meiner Schwester; ich beschäftige mich in diesem Augenblicke mit ihr. Ich habe nämlich eine Epistel an sie entworfen, ich werde sie sorgfältig während unsers hiesigen Aufenthaltes ausarbeiten. Ich habe sie unendlich lieb. Hätte ich das Unglück, sie zu verlieren, so würde mich nichts mehr an das Leben fesseln. Ich glaube, ich habe es Ihnen schon gesagt, daß sie es ist, der ich zum großen Teile alles verdanke, was ich bin. Sie hat mich sehr häufig wieder zur Besinnung gebracht und auf diese Weise die Leidenschaftlichkeit meines Temperaments gemäßigt, die häufig allzuweit ging. Sie hat mich zur Arbeit ermuntert und mich gelehrt, daß jeder Fürst, besonders sobald er zu regieren berufen ist, früh die Gewohnheit zu arbeiten annehmen muß, und daß er alle seine Talente und seine ganze Kraft zur Erwerbung gründlicher Kenntnisse benützen

muß, um dadurch befähigt zu werden, gut zu regieren. Meine Schwester schilderte mir, wie träge, vergnügungssüchtige und beschränkte Fürsten nichts durch sich selbst thun wollen oder können, fortwährend auf den guten Willen ihrer Umgebung angewiesen sind, durch die Ratschläge und auf Veranlassung derselben stets nicht wieder gutzumachendes Unheil verschulden und, so gut auch im Grunde ihr Charakter sein mag, von dem allgemeinen Haß und der allgemeinen Verachtung getroffen werden. „Wie können Sie, lieber Bruder," sagte sie eines Tages, als ich Stubenarrest hatte, „wenn Sie nicht fleißig Ihre natürlichen Gaben ausbilden, mit Erfolg an dem Glücke und der Ruhe der Unterthanen mittelst weiser Gesetze und guter Einrichtungen arbeiten, die Sie eines Tages werden regieren müssen? Und welche Freude für Sie, lieber Bruder, wenn Sie den, wenn man sie gut erfüllt, so schönen Pflichten der Krone Genüge gethan haben, dann den Musen und Künsten, deren Studium ich Ihnen empfehle, die Augenblicke opfern können, welche jene Pflichten Ihnen übrig lassen."

Meine Schwester hat mir aber nicht allein die mich stets beherrschende Neigung, mich fleißig zu belehren, eingeflößt und die Angelegenheiten selbstthätig und ohne auf Leitung andrer angewiesen zu sein, zu besorgen, sondern sie hat mich auch beständig in meinem häuslichen Kummer aufrecht gehalten und das Gewicht desselben durch die Beweise bewunderungswürdiger Freundschaft erleichtert. Nach dem, was ich Ihnen gesagt habe, können Sie ermessen, mein Lieber, ob das Leben mir nach dem Verluste einer so innig geliebten Schwester noch als begehrenswert erscheinen kann! Ach, wenn ich, um die zu retten, die in diesem Augenblicke vielleicht nicht mehr lebt, und das Leben, welches mir so teuer ist, zu verlängern, mich selbst dem Tode weihen müßte, den ja doch früher oder später tausend Zufälligkeiten herbeiführen, mit welcher Freude würde ich mein trauriges Leben zum Opfer bringen!

Bei diesen Worten weinte der König. Ich nahm teil an seinem Schmerze, der mich tief rührte, versuchte jedoch

ihn davon abzubringen. Es mißlang mir, seine Thränen versiegten nicht. Er wollte mir den Entwurf seiner Epistel vorlesen, mußte aber so oft innehalten, daß er mich entließ, indem er sagte:

— Warum soll ich Sie mit meinen traurigen Gedanken langweilen, mein Lieber. Gute Nacht! Kommen Sie morgen um fünf Uhr, dann werde ich schon weit mit meiner Epistel sein. —

11 Oktober

Der König war wirklich weit mit seinem Gedichte vorgerückt, denn es fehlten nur noch etwa zehn Verse daran. Er las es mir mehrmals vor und verbesserte einige zweideutige Ausdrücke.

— Sie haben recht, mein Lieber, diese Ausdrücke taugen nichts. Außerdem ist jeder Vers schlecht, der zu seinem Verständnis eine Erklärung braucht. Ich möchte gern, daß dieses Gedicht vollkommen wäre. Was die Gesinnung anbetrifft, aus der es hervorgegangen ist, so wird es das sein: mein Herz sagt es mir. Was die Verse*) anlangt, so ist es eine andre Sache: ich sollte mehr Sorgfalt darauf verwenden.

Bin ich mit meiner Epistel zufrieden, so schicke ich sie an den Herrn Arouet. Sie werden zugeben, daß sie diesem Lumpen keine Handhabe gegen mich bieten wird. —

12 Oktober

Am nächsten Tage sprach der König zu mir von seiner nun vollendeten Epistel. Er las sie mir wiederum mehrere male vor, indem er mir einiges noch einmal erzählte, was er mir am Tage unsrer Ankunft in betreff seiner Schwester mitgeteilt hatte.

Er fügte hinzu, daß er infolge der Ratschläge der Markgräfin sich fest vorgenommen habe, sich niemals von

*) Im Originale der Memoiren (S. 185, 14) steht: pour la lecture des vers, wo lecture ein Schreibfehler für tournure sein dürfte.

irgend jemand leiten zu lassen, da dies das Schlimmste sowohl für den Fürsten sei, der sich in eine solche Abhängigkeit begiebt, wie für die Unterthanen, die regelmäßig die Zeche bezahlen.

48

Doberschütz, 14 Oktober

Eine Stunde nach unsrer Ankunft im ersten Hauptquartier nach der Schlacht von Hochstädt ereignete sich ein Vorfall, der bei einer andern Gelegenheit, und wenn er nicht den König empört hätte, von erheiternder Wirkung gewesen wäre.

Der König war in seinem Zimmer mit Briefschreiben beschäftigt, als der wachthabende Offizier in der größten Aufregung hereintrat und sagte:

— Majestät, der Feind zeigt sich im Dorfe.

Als der König dies hörte, ging er eilig hinaus und rief nach seinem Pferde, das gesamte Gefolge ebenso. Das ganze Quartier wurde allarmirt. Der König trat vor, indem er auf sein Pferd wartete, und fragte die ersten Husaren:

— Kinder, was ist los?

Keine Antwort. Sie jagen in voller Karriere weiter. Darauf läßt der König durch seine Leibwache den nachfolgenden Husaren den Weg vertreten.

— Was Teufel soll der ganze Lärm bedeuten?

Ein Husar antwortete:

— Majestät, meine Kameraden, welche vor uns herreiten, haben den Bauern einige Gänse genommen. Die Bauern fingen an zu schreien, als stäken sie am Spieße; das ist die ganze Geschichte.

Der König war aufs äußerste erzürnt. Er fuhr den wachthabenden Offizier, welcher blinden Lärm geschlagen hatte, sowie alle, die ihm in diesem Augenblick vor Augen kamen, sehr energisch an. Dann zog er sich in sein Zimmer zurück, beschied den Offizier zu sich und sagte ihm alles

nur irgend denkbare, um ihn zu demütigen. Der Offizier erzählte mir die ganze Szene wieder, die man sich besser denken als wiedergeben kann.

Ich wurde an diesem Unglückstage um drei Uhr nachmittags zum Könige befohlen. In meiner traurigen Stimmung fürchtete ich den ersten Augenblick des Wiedersehens. Ich betrat sein Zimmer in tiefster Bewegung. Der König kam mir mit gefaßter Miene entgegen und deklamirte mir, indem er mich mit eigentümlichem Ausdrucke ansah, einige Verse aus dem Mithridates, in welchen er jedoch einiges geändert und zum Beispiel aus Pompejus Daun gemacht hatte.

Dies beruhigte mich etwas. Nach einer Pause von wenigen Minuten sagte er:

— Mein Freund, ich bin ein armer Besiegter. Ein schreckliches Unglück hat mich getroffen. Wie beschränkt ist doch die Einsicht, welche uns Klugheit und Erfahrung gewährt! Die Zukunft ist in einen dichten Schleier gehüllt. Dieses durch Ueberraschung herbeigeführte Unglück müssen wir wieder gut zu machen suchen. Wir können mit ebenso viel Recht mit Franz dem Ersten sagen: Alles ist verloren, nur die Ehre nicht! Meine Soldaten haben sich mutvoll geschlagen und ich habe mich selbst auch nicht geschont.

Jetzt ergriff ich das Wort, denn bis dahin hatte der König mir keine Zeit dazu gelassen:

— Majestät haben sich nicht geschont. Das ganze Gefolge, ja die ganze Armee sind der Ansicht, daß Ew. Majestät sich sogar zu sehr exponirt haben. Was sollte aus uns werden, wenn wir unsern Vater nicht mehr hätten? Dies ist die Sprache der Soldaten und der Offiziere, welche für Ew. Majestät gezittert haben.

Dies war wirklich der Fall gewesen. Ich sah Thränen in den Augen des Königs.

— Was Sie mir sagen, rührt mich. Warum, mein Lieber, sollte ich mich nicht für alle die tapfern Männer exponiren, die ihr Leben für mich opfern? Die Gefahr

war zu groß, als daß ich sie nicht selbst hätte teilen müssen. Es handelte sich um die verwünschteste Geschichte, die mir jemals passirt ist, und ich mußte mit Kopf und Leben für die Rettung der unglücklichen Trümmer des Schiffbruches einstehen.

— Gerade weil dieses Haupt in dem Schiffbruche so notwendig ist, muß es geschont werden.

— Gut, gut, wenn ich nicht mehr da bin, so ist mein Bruder da.

Es wurden Generale gemeldet.

— Es sind Offiziere, denen ich Befehle geben muß. Wenn Sie sich nicht bei einem armen Unglücklichen langweilen, so werde ich Sie bitten, später noch einige Augenblicke bei mir zu verweilen. —

Ich verließ den König um fünf Uhr und wurde später noch einmal zu ihm befohlen. Er kam mir noch trauriger und niedergeschlagener vor als in dem Augenblicke, wo ich ihn zuerst gesehen hatte.

— Mein lieber Feldmarschall Keith ist todt. Das ist ein wahrer Verlust für die Gesellschaft und für die Armee. Was wird der gute Lord Marishal zum Verlust eines Bruders sagen, den er so sehr liebte! Sobald ich wieder gesammelter bin, werde ich ihm schreiben, um ihn zu versichern, daß ich seinen Schmerz ebenso tief empfinde, als wäre es mein eigner, und daß ich unsern gemeinsamen Verlust in einem Gedichte besingen will. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie viel ganz spezielle Gründe ich habe, den armen Feldmarschall schmerzlich zu vermissen.

Auch der Tod des Prinzen Franz von Braunschweig flößt mir aufrichtigen Schmerz ein. Er wurde durch eine Kanonenkugel getötet. Er war talentvoll und von großem persönlichen Mute, der in seiner Familie erblich ist. Wie viel tapfere Männer verliere ich, mein Freund, und wie gründlich verabscheue ich das Handwerk, zu welchem mich der blinde Zufall meiner Geburt verurteilt hat! Aber ich trage etwas bei mir, womit ich der Sache ein Ende machen kann, wenn sie mir unerträglich wird.

Wahrscheinlich veränderte sich mein Gesichtsausdruck bei diesen Worten in einer Weise, die dem Könige auffiel Er sagte:

— Gott bewahre, was machen Sie für ein Gesicht!

Er knöpft seinen Kragen auf und zieht unter seinem Hemde ein Band hervor, an welchem eine kleine, länglich-runde goldne Büchse befestigt war, welche er auf der Brust trug.

— Sehen Sie, mein Freund, hier habe ich alles nötige, um den Schlußakt des Trauerspiels herbeizuführen.

Er öffnete die kleine Büchse; es waren, wie wir zählten, achtzehn Pillen darin.

— Diese Pillen, sagte er, enthalten Opium. Die Dosis ist völlig ausreichend, um sich dadurch an jene finsteren Ufer befördern zu lassen, von denen niemand zurückkehrt.

Nachdem der König mir dies gezeigt hatte, hing er sich die Büchse wieder um den Hals.

— Jetzt, mein Lieber, sind Sie wohl so gut, mir behilflich zu sein, meinen Kragen wieder zu befestigen, denn ich bin so ungeschickt, daß ich nicht allein damit fertig werde, und ich will nicht, daß irgend ein andrer von meiner letzten Zuflucht weiß.

Ich legte dem Könige seinen Kragen wieder an.

— Alles dies, fuhr er fort, stimmt nicht recht zu Ihrem orthodoxen Calvinismus, aber Sie sind nicht an meiner Stelle und können also die Notwendigkeit meiner kleinen Büchse nicht einsehen. Sie werden indessen seit dem Augenblicke, wo Sie mich kennen gelernt haben, zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß mehr als Festigkeit und Energie dazu gehört, um mich zu halten, und dieses Mehr — sollte ich wirklich kühn genug sein, es hoffen zu können? Ich sage Ihnen rund heraus, wenn mich ein neues Unglück trifft, so überlebe ich den Ruin und die Verwüstung meines Vaterlandes nicht.

So denke ich: bilden Sie sich nicht ein, daß ich mir einen Sertorius oder Cato zum Muster nehmen will. Nicht der Ruhm, sondern das Staatsinteresse wird für

mich die Entſcheidung abgeben. Und ferner, mein Lieber, wenn mich der ſchreckliche Schlag träfe, in einer Schlacht gefangen genommen zu werden, würden Sie wünſchen, daß ich eine ſo fürchterliche Erniedrigung überlebte? Nein, nein, mein Freund, ſollte es ſo kommen, ſo würde ich die unerträgliche Laſt des Lebens abwerfen. Selbſt Sie, mein Freund, werden, ſo orthodox Sie auch ſind, zugeben müſſen:

wenn alles man verliert, wenn jede Hoffnung flieht,
ſo iſt das Leben Schimpf und ſterben wird uns Pflicht.

Dieſe Erwägung macht mir meine kleine Büchſe wert. Meine Feinde müßten ſehr ſchlau ſein, um ſie zu entdecken.

Der König ließ mir keine Zeit, ein Wort auf ſeine Aeußerungen zu erwiedern, ſondern entließ mich mit dem Wunſche einer ruhigeren Nacht als die ſein würde, welche er erwartete.

— Ich werde Sie vielleicht morgen früh rufen laſſen und Ihnen ſagen, was wir zu hoffen oder zu fürchten haben. Gute Nacht. —

49

15 Oktober

Ich wurde nicht am Morgen befohlen, wie es der König mich hatte hoffen laſſen, ſondern erſt abends gegen ſieben Uhr.

Der König ſchien mir außerordentlich niedergeſchlagen zu ſein.

— Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan. Immer, wenn ich im Begriffe war, einzuſchlummern, traten mir tauſend traurige Gedanken vor die Seele, um mich dem Schlafe zu entreißen, den ich ſo dringend nötig hatte. Zerſchlagen wie ich war, als ich aufſtand, habe ich den ganzen langen Tag wie ein Pferd arbeiten müſſen. Erſt in dieſem Augenblicke bin ich fertig geworden.

Ich kann Ihnen jetzt noch nicht, wie ich geſtern glaubte, etwas ſicheres über unſre augenblickliche Lage ſagen; was ich jedoch vermute und was Sie beruhigen kann, iſt die Ueberzeugung, daß wir uns gut aus der Sache ziehen

werden. Sollte sich jedoch meine Erwartung unglücklicherweise nicht erfüllen, so ist ja meine kleine Büchse stets da.

Bei diesen Worten legte der König seine Hand auf die Brust.

— Früher trug ich die Büchse in der Hosentasche, aber ich sagte mir, daß, wer mich gefangen nähme, vielleicht niederträchtig genug sein könnte, mich zu durchsuchen. Deswegen ließ ich an der Büchse einen kleinen Ring befestigen, durch den ich das Band zog, welches ich um den Hals trage, wie Sie gesehen haben. Das müßte ja mit dem Teufel zugehen, wenn man die Büchse dort fände. Ich hoffe doch, man wird mich nicht ganz nackt ausziehen. Ich kann Ihnen nicht sagen, mein Freund, wie sehr mich diese ganze Vorkehrung beruhigt. Stellen Sie sich vor, ich ein Gefangener dieser Menschen, und auf Gnade und Ungnade in ihrer Gewalt! Entsetzlich! Nein, mein Charakter ist nicht für Schande und Erniedrigung gemacht!

Sie müssen mir zugeben, mein Freund, daß mein Lebenslauf sehr schwierig und unglücklich ist, und daß ich in der großen Lotterie ein recht unglückliches Loos gezogen habe, aber ich kann dieses Loos nicht ändern, ich muß mich damit begnügen und thun, was menschenmöglich ist, um dem Zufalle eine andre Wendung zu geben. — Und außerdem ist es gut, daß es den Königen geht wie allen andern Menschen, und daß das Unglück sie manchmal heimsucht. Eitelkeit und Stolz können den Menschen ebenso wie das Fieber zu allem möglichen verleiten.

Ich gestehe Ihnen, daß ich noch nicht recht begreife, wie wir überrascht werden konnten. Es war nur möglich durch die äußerste Nachlässigkeit unsrer Vorposten. Wenn auch ein solches Unglück nur alle hundert Jahre einmal vorkommt, so ist es nichtsdestoweniger eine Scharte, über die ich mich nicht eher trösten werde, als bis ich sie in glänzendster Weise ausgewetzt habe. Aber lassen wir diesen schmerzlichen Gegenstand und versuchen wir, ob der Schlaf uns heute günstiger ist. Gute Nacht. Morgen werden wir vielleicht mehr wissen. —

16 Oktober

Seine Majestät ließ mich morgens um sieben Uhr zu sich befehlen. Als ich in sein Zimmer trat, kam er mir entgegen und sagte:

— Jetzt kann ich Ihnen und dem hochberühmten Marschall sagen, was einst zu Hannibal gesagt wurde: „Großer Daun, du verstehst zu siegen, aber du verstehst nicht den Sieg zu benutzen. Die Schlacht, die du mir geliefert und in der tiefsten Finsternis gewonnen hast, war überflüssig und unnütz: Du hast, ohne Zweck und Ziel, eine Menge unglücklicher Menschen hingeopfert, die dereinst Rechenschaft für ihr Blut von dir verlangen werden. Ihr Tod liegt auf deiner Seele."

Aber, Scherz beiseite, mein Lieber, ich werde mich glimpflich aus der Sache ziehen können und der Marschall wird keinen Nutzen aus seiner vorteilhaften Lage ziehen. Ich habe Mittel gefunden, um alle seine Pläne zu schanden zu machen und diesen unseligen Feldzug zu einem leidlichen Ende zu bringen.

Trotz dieses Hoffnungsstrahles, der mir wieder etwas Mut einflößt, habe ich heute morgen bitterlich um meinen lieben Keith geweint. Ich betrauere ihn mehr als ich Ihnen sagen kann. Er hatte großartige Anschauungen und was er einsah, sah er außerordentlich gut ein. Er war mir mit dem größten Eifer und der größten Uneigennützigkeit ergeben, die man sich nur denken kann. Wer wird mir seinen Verlust jemals ersetzen! Noch wenige Tage vor der Schlacht hatte er mir sprechende Beweise seiner Anhänglichkeit gegeben. Warum mußte er fallen, und ich, der ich mich in den Schlachten so oft exponirt habe (ich glaube, diese Gerechtigkeit wird man mir widerfahren lassen), niemals auch nur die kleinste Wunde davontragen? Finden Sie das nicht sehr merkwürdig?

Jetzt muß ich zu Pferde und das Lager besichtigen. Kommen Sie heute Abend gegen sechs Uhr auf einige Augenblicke wieder. —

Ich wurde später noch einmal zum Könige befohlen, aber nicht um sechs Uhr, sondern nach seinem Diner, welches nur eine Viertelstunde dauerte.

— Nun, mein Lieber, sagte er mit Thränen in den Augen, lesen Sie diesen Brief.

Der Marquis d'Adhémar, Oberhofmeister am Hofe der Markgräfin von Baireuth, gab dem König Nachricht davon, daß die Markgräfin sehr krank und so schwach sei, daß man ihren Tod befürchten müsse. Ich gab dem Könige den Brief zurück.

— Das ist lediglich ein Brief, der mich vorbereiten soll. Gewiß ist meine liebe Schwester nicht mehr am Leben. Ich bekam den Unglücksbrief, als ich aus dem Lager zurückkam, und mußte, um das Unglück vollzumachen, noch meiner Gäste wegen eine unbekümmerte Miene annehmen, damit niemand die Trauer, welche ich empfand, bemerken konnte: fast alle meine Leute sind erschrocken, wenn sie auf meinem Gesichte Unheil zu lesen glauben. Sie bilden sich gleich ein, daß die politischen Angelegenheiten eine verzweifelte Wendung genommen haben.

Darauf zitirte er mir mehrere Verse aus der Iphigenie, in welchen das Loos der Könige beklagt wird, die ihrem Schmerze nicht einmal durch Thränen Luft machen können.

Dann schwieg er einige Augenblicke. Endlich sagte er noch einmal:

— Meine liebe Schwester ist gewiß schon gestorben. Glauben Sie es nicht auch?

Der König weinte bitterlich.

— Sprechen Sie, mein Lieber. Sie ist gewiß schon tot. Schmeicheln Sie mir nicht.

— Sire, dieses große Unglück ist allerdings möglich, und nach dem Briefe, den Ew. Majestät erhalten haben, glaube ich allen Grund zu der Furcht zu haben, daß Sie Ihre ganze Philosophie und jene Seelenstärke werden zu Hilfe nehmen müssen, welche Sie so hoch über die andern Menschen stellt.

— Man braucht mehr als Seelenstärke, um einen solchen Verlust zu verwinden. Ich bin stark genug, um den Schlag des vierzehnten Oktober wieder gut zu machen. Lassen Sie nur erst meinen Bruder herkommen und Sie werden sehen, daß Daun keinen Vorteil aus der Schlappe ziehen wird, die er uns beigebracht hat.

Aber wie soll ich jemals den Verlust wieder gut machen, den alles mir als nahebevorstehend erscheinen läßt! Wer wird mir je diese Schwester ersetzen, sie, die so viel Ehrerbietung, ja Anbetung verdiente, sie, die mich seit meiner frühesten Jugend so innig geliebt hat!

Wie konnte ich bei der Abfassung der an sie gerichteten Epistel, in der ich ihr die ganze Wärme meiner Zuneigung ausmalte, auf den Gedanken kommen, daß sie mir sobald entrissen werden würde!

Alles stürzt über mir zusammen. Wie leid thun Sie mir, mein Freund, weil Sie ohne Unterlaß Zeuge von Ereignissen sein müssen, die mich quälen und jeden Augenblick wiederkehren. Wie leid thut es mir, daß ich Sie ein so trauriges Leben führen lassen muß.

— Gewiß ist es traurig, aber nur deswegen, weil ich Ew. Majestät von Schmerz getroffen sehe! Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich dazu beitragen könnte, diesen Schmerz zu erleichtern! —

Nach vielen Thränen und Aeußerungen, die der Lage des Königs entsprachen, entließ er mich mit der Bitte, mich nicht zu weit vom Hauptquartier zu entfernen, da er mich jeden Augenblick rufen lassen könne.

17—19 Oktober

Es wurde mir sehr schwer, einzuschlafen. Endlich sank ich in einen tiefen Schlaf, als nachts um zwei Uhr ein königlicher Lakei mit dem Befehle kam, mich, sobald ich angezogen sei, zum Könige zu begeben. Ich dachte mir schon, was die Veranlassung dazu war, und der Lakei bestätigte meine Vermutung.

— Eine Stafette hat gestern die Todesnachricht der

Markgräfin überbracht. Der König ſtand augenblicklich auf und iſt jetzt mit Briefſchreiben beſchäftigt.

Ich trat ein. Der König ſchluchzte. Ich ſtand einige Minuten da, ohne daß er fähig war, ein Wort zu ſprechen. Endlich rief er aus:

— Ich habe meine Schweſter verloren. Alles iſt vorbei, ich werde ſie niemals wiederſehen! Das iſt der entſetzlichſte Schlag, der mich treffen konnte. So verliere ich Mutter, Bruder, Schweſter, alles, was mir teuer iſt. Ein Schlag folgt auf den andern, ein Verluſt kommt nie allein, und bald werde ich weder Freunde noch Verwandte haben! Der Tod entreißt mir alles. Mein Leben iſt ſehr unglücklich. —

Der jammervolle Zuſtand, in welchem ich Seine Majeſtät ſah, zerriß mir das Herz. Ich trug ihm alles vor, was man in ſolchen Augenblicken ſagen kann, um den Schmerz zu beruhigen. Ich nahm teil an ſeiner Trauer und ließ mich von den Gründen überzeugen, welche ihn berechtigten, tief gebeugt zu ſein und ſeine zärtlich geliebte Schweſter zu beweinen. Ich berief mich auf ſeine Philoſophie, deren Hilfe er mir bei manchen Gelegenheiten gerühmt hatte, wenn er auch in andern Fällen von ihrer völligen Nutzloſigkeit ſprach. Endlich wies ich auf die Feſtigkeit und den Mut hin, auf welchen die Augen der ganzen Welt mit Bewunderung gerichtet waren. Aber der König hatte ſich ſeinem Schmerze gänzlich hingegeben, er weinte unaufhörlich, antwortete mir nur hie und da mit einem Worte und bat den Himmel, ſich ſeiner und ſeines Unglücks zu erbarmen.

Gegen fünf Uhr wurde ich entlaſſen, ſchrieb an den König einen Brief, in welchem ich verſuchte ihn zu tröſten, und ließ denſelben ſogleich befördern.

Eine Viertelſtunde ſpäter wurde ich zum Könige befohlen. Er kam mir entgegen, umarmte mich, und ſeine Thränen benetzten meine Wangen. Dies ergriff mich auf das lebhafteſte. Der König gewahrte meine Erregung und ſagte:

— Ich danke Ihnen für Ihren Brief, aber ach, nichts kann mir in einem so schmerzlichen Augenblicke helfen. Verurteilen Sie meine Thränen nicht: kann man wohl überhaupt mit mehr Recht weinen?

— Ach, Sire, ich bin weit entfernt, Sie zu verdammen.

— Wenn alles Unglück, welches mich trifft (hier bezog er sich auf eine Stelle meines Briefes), der Ausfluß des Willens einer Vorsehung ist, wie das ja wohl möglich ist, so muß ich hoffen, daß dieselbe Mitleid mit mir haben wird. Alle Anzeichen sind ja dafür, daß es eine Vorsehung giebt. Meinen Sie nicht?

— Majestät, ich bin fest davon überzeugt. Ja, ich glaube sogar, daß dies die einzige Erwägung ist, welche uns die oft so schwere Bürde des Lebens zu tragen hilft.

— Aber Sie müssen nebenbei glauben, daß eine Büchse, die man zu seiner Verwendung hat, auch ein guter Trost ist. —

So dachte und sprach der König bald nach der Niederlage bei Hochkirch und der Nachricht von dem Tode seiner Schwester. Ich habe dies alles getreulich für mich aufgeschrieben, um mir eine klare Vorstellung von dem Geiste und dem Herzen dieses merkwürdigen Fürsten zu bilden, und ich gebe es hier ebenso gewissenhaft zum Nutzen derjenigen wieder, welche etwa künftighin neugierig sein sollten, zu erfahren, wie er sich in den verschiedenen schlimmen Lagen benahm, in welchen er sich befand.

Ich wurde an diesem Tage nachmittags noch einmal gegen drei Uhr befohlen und blieb bis sieben. Ebenso war es an den beiden folgenden Tagen. Da sich die Unterhaltung stets um den Verlust drehte, welcher den König soeben getroffen hatte, und er in dieser Beziehung nur seine früheren Klagen wiederholte, so verzichte ich auf eine Wiedergabe der Einzelheiten, wenn ich auch diese Unterhaltungen unmittelbar nachher niedergeschrieben habe, um sie mit den vorigen vergleichen zu können. Nur eins will ich nicht mit Stillschweigen übergehen, nämlich, daß der

König während der ersten vier Tage nach Empfang der Trauerbotschaft die Fensterläden seines Zimmers beinahe während des ganzen Tages hatte schließen lassen, sodaß ich die Gestalt Seiner Majestät in der Dunkelheit kaum zu unterscheiden vermochte. Nur einmal wurden sie etwas mehr geöffnet, weil er einen Brief an eine seiner Schwestern schreiben wollte.

50

22 Oktober

An diesem Abend schien mir der König sehr viel trauriger gestimmt als an den vorigen. Er wollte eine Leichenrede von Fléchier lesen; aber kaum war er mit einer Seite fertig geworden, als er das Buch wieder hinlegte.

— Ich kann nicht weiterlesen, denn ich weiß wirklich nicht, was ich lese. Ich bin nicht aufgelegt, etwas hintereinander zu lesen. Am Morgen habe ich es versucht, aber ich war nicht einmal imstande, meine eignen Gedichte durchzulesen, die ich ansah, um mich von den traurigen Gedanken abzubringen, die mich quälen und niederdrücken.

In diesem Augenblicke trug sich ein wunderbarer Vorfall zu. Während der König über seine traurigen Gedanken sprach, hörte er ziemlich nahe vor den beinahe ganz geschlossenen Fensterläden sprechen. Leise öffnet er das Fenster und hört während einer guten Viertelstunde zu. Dann machte er das Fenster ziemlich laut wieder zu. Einige Augenblicke später fragte er mich, ob ich nicht von der Größe unsers Verlustes am vierzehnten habe sprechen hören.

— Nein, Majestät, ich habe nichts gehört.

— Indessen ist man doch sehr geneigt dazu, sich darüber zu unterrichten, um sein Urteil abgeben zu können, was an irgendeinem bestimmten Tage geschehen ist, was hätte gethan werden können, sowie über die Vorgänge vor einer Schlacht. Das ist auch garnicht übel, denn durch die Mitteilung nehmen unsre Gedanken an Klarheit und Umfang zu. Es wäre doch merkwürdig, wenn Sie nichts darüber gehört hätten, daß wir überrascht worden sind.

— Ich habe in Rodewitz die Ehre gehabt, Majestät zu sagen, was ich über die Wahl des Lagerplatzes gehört hatte; seitdem hat man nicht aufgehört (was wirklich der Fall war), von der Festigkeit Ew. Majestät, sowie von Ihren Manövern, um die Ueberbleibsel des Heeres zu retten, und von dem Mute Ihrer Truppen zu sprechen.

Der König verzog das Gesicht ein wenig und wünschte mir gute Nacht.

— Auf morgen zu derselben Stunde! —

Als ich in meine Wohnung kam, fand ich den Adjutanten, Hauptmann von M., mich erwartend.

— Ich beschwöre Sie, sagen Sie, was hat das geräuschvolle Zuwerfen des Fensters zu bedeuten?

Ich erzählte ihm den Vorgang, und der Hauptmann berichtete mir seinerseits über die Unterhaltung zwischen ihm und einem seiner Freunde.

— Ich sprach, indem ich mich an die Wand lehnte, in welcher der verdammte Fensterladen ist, mit einem Freunde, welcher mich nach dem wahren Grunde meines Arrestes fragte, sowie darnach, was der König zu mir im Lager von Hochkirch gesagt hätte. Seine Majestät hatte mir an unsern früheren Marschtagen befohlen, das Lager abzustecken. Ich kam seinem Befehle nach. Da er seit einiger Zeit einen Vorwand suchte, mich abzukanzeln, so nahm er diese Gelegenheit wahr und machte mir Vorhaltungen, die mich sehr demütigten.

„Das Lager, wie Sie es abstecken, ist abscheulich und gegen jede Vorschrift des gewöhnlichsten Menschenverstandes!"

Das waren noch seine mildesten Ausdrücke. Ich bekam Arrest und blieb darin bis zu unsrer Ankunft in Hochkirch. Der König befahl mir, ihn zu begleiten, als er dort sein schönes Lager abstecte. Als er mit seiner Arbeit fertig war, sagte er in dem ironischen Tone, den Sie ja kennen:

„Sehen Sie, Herr von M., so muß man ein Lager abstecken. Lernen Sie die Sachen nicht auf die leichte Achsel zu nehmen, besonders wenn sie von solcher Wichtig-

keit sind, wie die gute oder schlechte Wahl eines Lagers. Der Teufel soll Sie holen, wenn Sie das, was ich von Ihnen erwarte, noch einmal ohne Sorgfalt ausführen."

Das war nicht sehr angenehm, mein Freund, zudem war die Lektion, welche mir erteilt wurde, sehr lächerlich, vor allem deswegen, weil von allen jemals abgesteckten oder abzusteckenden Lagerplätzen der von Hochkirch der denkbar schlechteste gewesen ist. Aber noch viel schöner war die Antwort, welche der König dem General von Seydlitz gab, welcher ihn bat, die Infanterie zurückzuziehen, da sie unnütz geopfert würde.

„Wenn ich die Infanterie zurücknehme, erwiederte der König, so verliere ich die Schlacht."

„Gut, antwortete der General, ich will wünschen, daß Ew. Majestät sie gewinnt."

Damit gab er seinem Pferde die Sporen und sprengte zur Kavallerie zurück.

Sehen Sie, mein Herr, das war der Inhalt unsrer Unterhaltung. Ich gebe zu, daß ich ebenso unvorsichtig war wie unser Herr, der mir zugehört hat. Aber, warum zum Teufel will er denn auch alles sehen und alles hören? Was ist das für eine entsetzliche Neugier! Wenn seine geheiligte*) Majestät meine Worte gehört hat, so verzeiht er mir niemals.

— Vielleicht hat der König nicht alles gehört.

— Desto schlimmer. Mir wäre es angenehmer, wenn er kein Wort verloren hätte. Denn wenn er mich nicht ordentlich oder nur zur Hälfte verstanden hat, so wird sich seine Einbildungskraft dieser Hälfte bemächtigen und sich ein Ganzes daraus zurechtmachen, welches nie ein Ende nehmen wird. — Spielt der König in Ihrer Gegenwart auf die Sache direkt oder indirekt an, so seien Sie so freundlich, mich von seinen Aeußerungen in Kenntnis zu setzen.

---

*) sacrée mit einem Doppelsinn, der im Deutschen nicht wiederzugeben ist, da das Wort auch verdammt heißt.

Ich versprach es ihm. — Uebrigens irrte sich der Adjutant, denn er sagte mir später selbst:

„Ich hätte geglaubt, daß der König bis ans Ende der Dinge mit mir schmollen würde, aber ich bin mit einer ganz eigentümlichen Strafe davongekommen. Er las mir eine kleine Schrift gegen die Satiriker vor und stichelte, während er vorlas, mehrere male auf mich. Ich merkte sehr wohl, daß die Unterhaltung, welche er belauscht hatte, sehr viel zur Abfassung der Schrift beigetragen hatte, that aber, als hätte ich keine Ahnung davon und ließ mir die Sache zur Warnung dienen."

51

Görlitz, 26—29 Oktober

Als ich am 26 um drei Uhr zum Könige befohlen*) wurde, sagte er:

— Die vergangene Nacht ist seit dem schrecklichen Verluste, den ich erlitten habe, die erste, in welcher ich etwas geschlafen habe. Ich bin infolge davon ein ganz andrer Mensch, und kann wenigstens einigermaßen wiederum einen Gedanken festhalten und weiter verfolgen.

Ich kann Ihnen nach reiflicher Ueberlegung im Vertrauen mitteilen, daß die Lage des Staates nicht mehr verzweifelt ist — verzweifelt ist nur der Zustand meines Innern.

Ich hoffe, meine Armee wird finden, daß ich meine Dummheit vom vierzehnten wieder ziemlich gut gemacht habe. Wenn Retzow damals gleich im Anfange der Schlacht die ihm befohlene Stellung eingenommen hätte, wenn meine Gauner von Freibataillonen wachsamer gewesen wären, wenn der Landgraf die Scheunenthore nicht hätte schonen wollen, sondern sie, um mein Brot zu backen, angezündet hätte, so wäre ich am vierzehnten nicht in Rodewitz gewesen, — und wenn, und wenn ... aber glauben Sie nicht, daß

*) Im Texte fehlt (S. 200, 33), wohl durch ein Versehen de Catts selbst, appelé.

ich mich rechtfertigen will. Ich habe Fehler begangen und Dummheiten gemacht. Gott gebe, daß es die letzten gewesen sind! Da jedoch sterbliche Menschen nun einmal immer Fehler machen, so gieb mir, Gott, die Klugheit, sie mit Glanz wieder gut machen zu können. Das ist allerdings für einen Calviniſten ein etwas kahles Gebet.

Eigentlich möchte ich auch beten, daß alle Dummheiten von beiden Seiten aufhören, und daß jeder ruhig nach Hause geht: es ist hohe Zeit, daß diese Greuel aufhören.

Wie wird die Bevölkerung überall gepeinigt, und beſonders das arme Sachſen. Von allen Seiten wird das Land ausgeſaugt, und die ſogenannten Freunde hauſen auch nicht übel. Heut morgen erzählte mir mein Wirt, daß die Oeſterreicher, wenn ſie von ihren Freunden, den guten Sachſen, ſprechen, ſie nie anders als die Lutherſchen Canaillen nennen. Das iſt nicht allzu erbaulich: man ſoll zu dem Unglück, welches man über ſeine Freunde bringt, nicht noch das hinzufügen, daß man von ihnen in einem Tone von Verachtung ſpricht, die ſie nicht verdienen. —

Der König erſchien mir bei den vielen Sorgen, welche der Marſch nach Görlitz und verſchiedne damit zuſammenhängende Anordnungen erheiſchten, weniger trübe geſtimmt. Er hatte ſeinen Verluſt nur kurz gegen mich erwähnt, und ſeine Aeußerungen waren, wenn auch nicht gerade fröhlich und lebhaft, ſo doch weniger traurig als in Doberſchütz. Aber während der drei letzten Tage unſers Aufenthaltes in Görlitz ſtellte ſich die Traurigkeit wieder ein: er ſprach fortwährend von ſeiner Trauer über den Tod ſeiner Schweſter, beklagte ſein unglückliches Schickſal und kam auf ſeine Büchſe, als auf das letzte Mittel, zurück, ſich von ſeinem Unglück zu befreien, wenn es ihn allzu ſchwer drückte. Vergebens verſuchte ich, ihn auf andre Gedanken zu bringen. Er wies jeden derartigen Verſuch zurück, ſodaß ich auf ſeine Gedanken einging und ihn meiner warmen Teilnahme an ſeinem Schmerze verſicherte. Derartige Verſicherungen ſchienen ihn zu beruhigen.

52

Lauban, 31 Oktober

Man hatte dem Könige die Nachricht überbracht, der Hauptmann Zetmar von den Zietenhusaren habe Loudon mit einem Pistolenschusse getötet.

— Das wäre nicht übel, antwortete er, aber ich glaube es nicht. Loudon wird nicht so unklug gewesen sein, sich mit einem Husaren herumzuschießen, wenn er auch im übrigen ebenso mutvoll als intelligent ist. Allerdings behauptet man, daß er in der Schlacht allzu leidenschaftlich wird. Nun, wir werden ja erfahren, was daran ist. Im übrigen ist mir die Sache sehr gleichgiltig. —

Pombsen, 2 November

Seine Majestät ließ mich um vier Uhr zu sich befehlen.

— Bei meiner Ankunft habe ich einen Brief von Voltaire erhalten, der allerdings meinen Schmerz vermehrt, aber mir trotzdem Freude gemacht hat. Im Unglücke hat man es gern, davon sprechen zu hören. Bitte, lesen Sie mir seinen Brief vor.

Herr von Voltaire gab seinem tiefen Schmerze über den Tod der Markgräfin Ausdruck, von welcher er in Worten des wärmsten Lobes sprach. Ferner drückte er dem Könige, den er krank glaubte, sein Bedauern über seinen Zustand aus. Der König weinte, während ich las, und fand den Brief rührend.

— Hier habe ich die Antwort, sagte er, immer noch weinend, die ich an den guten Voltaire gerichtet habe, der so viel Teil an meinem Kummer nimmt. —

Diese Unterhaltung, wie die der folgenden Tage, war sehr traurig.

53

Girlsdorf, 8 November

Ich wurde um vier Uhr zu Seiner Majestät befohlen.

— Ich war gestern von meinem kleinen Ausfluge nach Neisse sehr müde geworden. Trotzdem war mein

Blut in solcher Wallung, daß ich in der Nacht kein Auge schließen konnte. Um mich etwas zu erheitern, ersuchte ich Herrn Guichard um die Ehre seiner Gesellschaft zum Diner und spielte ihm einen kleinen Schabernack.

„Herr Guichard, sagte ich zu ihm, wir haben heute tüchtige Bewegung gehabt, und Sie haben gewiß ebensoviel Appetit wie ich."

„Gewiß, Sire, um so mehr, als man gestern in Groß-Rossen, wo alles überfüllt war, selbst für Geld nichts bekommen konnte, sodaß ich fast noch nüchtern bin."

„Gedulden Sie sich einen Augenblick, Herr Kapitän, wir werden uns gleich dafür schadlos halten können."

Die Suppe wird gebracht und der König läßt den Hauptmann bedienen. Als er eben einen Löffel voll genießen wollte, sagte er:

„Da fällt mir eben ein, Herr Kapitän: erzählen Sie mir doch noch einmal die Geschichte von der Kammerjungfer in London, die Sie von den Schuften befreiten, welche ihr Gewalt anthun wollten. Die Sache war sehr interessant."

Guichard fängt seine Geschichte an, nicht ohne manchmal einen Blick auf seinen Teller zu werfen. Ich esse meine Suppe auf, die Teller werden weggenommen und der erste Gang wird gebracht. Ich lege dem Kapitän gehörig vor, natürlich mit der Bitte, seine außerordentlich interessante Geschichte fortzusetzen. Ich höre zu und esse, während Herr Guichard mit großen Augen seinen Teller anstarrt, der ihm endlich ebenso wie der erste weggenommen wird. Als ich mit meinem Teller fertig war, wiederholt sich derselbe Spaß beim zweiten Gange, und als auch dieser beendigt war, dankte ich dem Kapitän für seine Gefälligkeit und versicherte ihn, daß die Rettung einer Unschuldigen von der Schande, die ihr so nahe bevorstand, sehr viel mehr wert sei als die besten Diners; daß seine schöne Handlung eine poetische Verherrlichung verdiene, und daß ich, wenn ich einmal weniger in Anspruch genommen sein sollte, ihm bei einem Diner den

Plan einer Tragödie vorlegen würde, deren Held der Herr Kapitän sein solle.

„Majestät belieben zu scherzen, aber ich kann dreist behaupten, daß Trauerspiele über Gegenstände gedichtet worden sind, die weniger interessant waren als der, welchen ich Ew. Majestät vorzutragen die Ehre gehabt habe."

Da mein Kapitän in ein Trauerspiel versetzt werden will, so wollen wir ihn hineinbringen, das verspreche ich Ihnen, aber ich muß dazu nichts andres im Kopfe haben. Finden Sie das Diner nicht unterhaltend?

— Vielleicht war es für Majestät unterhaltend.

— Nicht für Herrn Guichard?

— Ich glaube kaum, Sire.

— Warum glauben Sie es nicht?

Da ich mich sehr über diese Gelegenheit freute, dem Könige zu verstehen zu geben, daß derartige Neckereien mich außerordentlich peinlich berühren würden, wenn er sie etwa später einmal mir gegenüber vornehmen sollte, so antwortete ich:

— Sire, wenn Herr Guichard zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß er sich unmöglich die Achtung Ew. Majestät auch nur im geringsten erworben haben kann, da er in dieser Weise verhöhnt wird, so glaube ich nicht, daß ihn das Diner erheitert hat. Wenn es ein Glück, ja das größte Glück ist, welches man sich denken kann, sich die Achtung eines Fürsten zu erwerben, dem man aus Zuneigung dient, so ist es der Gipfel des Unglücks, dieselbe nicht erlangen zu können, auch wenn man alles gethan hat, um sie zu verdienen.

Der König hörte mich ruhig und gütig an, antwortete nichts darauf und ging zu einem andern Gegenstande über.

— Bei Amüsements fällt mir etwas ein, was zum Gegenteil gehört. Wissen Sie, daß uns der Feind vor Neisse 100000 Bomben, Granaten und Kugeln mit dem ganzen Belagerungspark zurückgelassen hat, und daß unaufhörlich Deserteurs zu uns übergehen? Das ist immerhin etwas.

Aber ich habe wichtigere Dinge im Kopfe. Es wird mir berichtet, daß Daun mit seiner ganzen Armee auf Dresden los marschirt ist. So muß ich also in Gewaltmärschen mit meinem Heere zum Entsatz von Dresden eilen, um Unglück zu verhüten.

Morgen gehen wir nach Schweidnitz. Wenn Sie Guichard sehen, so wird er Ihnen gewiß von seinem angenehmen Diner erzählen. —

Er erzählte mir allerdings davon, indem er lebhaft gegen den König loszog, der, wie er sagte, bei dieser wie fast bei jeder andern Gelegenheit einen argen Mißbrauch mit den Vorrechten seiner Stellung getrieben hatte.

— Er wird dafür bestraft werden! Darf man einen Ehrenmann von tadellosem Benehmen in dieser Weise behandeln? Warum, zum Teufel, mußte ich auch hierher kommen?

Ich sagte ihm dasselbe, was ich ihm schon früher geraten hatte, und er versprach mir, sich nicht wieder zu derartigen Neckereien herzugeben. (Freilich hielt er nicht Wort und die Neckereien, die er sich übrigens großenteils selbst zuzog, wurden noch sehr viel schlimmer.)

— Ich habe mich vor niemand anders sehen lassen mögen: bitte geben Sie mir etwas zu essen, ich kann es vor Hunger nicht mehr aushalten. Welch schändlichen Streich hat er mir gespielt! —

54

Schweidnitz, 9 November

Mit Tagesanbruch begann der Marsch nach Schweidnitz. Es war schneidend kalt, der König litt darunter und mußte sich bei der Ankunft ins Bett legen. Am Nachmittage wurde ich zu ihm befohlen. Ich fand ihn fiebernd, das Gesicht sah feuerrot aus, als wollte es anfangen zu brennen.

— Ich fühle mich gar nicht wohl. Fühlen Sie meinen Puls.

Der Puls ging sehr schnell und der Kopf war ihm, wie er sagte, ganz benommen.

— Dies hündische Fieber kommt mir sehr zu unrechter Zeit. Aber ich werde es bald fortjagen und durch Hunger überwältigen. Ich esse nichts und gehe in einer Sintflut von Thee unter, das ist mein Universalmittel. Da ich ziemlich viel von Medizin verstehe, so behandle ich mich selbst.

Ich fühlte mich schon gestern, als ich zu Bette ging, nicht recht wohl. Der Frost, den ich während des Marsches empfand, hat das Unwohlsein noch vermehrt. Herr Guichard wird sagen, daß der Himmel mich für den Streich bestraft, den ich ihm gespielt habe. Der Himmel kümmert sich herzlich wenig um ihn und um mich, und es ist ihm sehr gleichgilig, ob man dinirt oder nicht.

Da ich mit dem Kommandanten von Schweidnitz, Zastrow, wegen mehrerer Anordnungen, die nötig sind, zu sprechen habe, so habe ich ihn herbestellt.

Dieser Zastrow ist ein gläubiger Verehrer der Propheten und Prophezeiungen und wird mir gewiß von seinen Orakeln vorerzählen. Da werde ich schöne Sachen, oder vielmehr den größten Unsinn zu hören bekommen! Wie kann man etwas von der Zukunft wissen wollen? Weiß ich doch nicht einmal, wie es morgen oder schon heute Abend mit meinem kleinen Fieberanfalle gehen wird!

Gute Nacht, morgen sollen Sie erfahren, was die falschen Propheten sagen. Auf Wiedersehen um drei Uhr. —

Schweidnitz, 10 November

Als ich um drei Uhr eintrat, sah ich an dem erhitzten Gesichte des Königs, daß er keineswegs schon wieder wohl war. Er ließ mir aber keine Zeit, mich nach seiner Gesundheit zu erkundigen. Zuerst sprach er von dem Kommandanten:

— Wenn ich gestern in der Stimmung gewesen wäre, mich zu belustigen, so hätte ich mich königlich über Zastrow amüsirt. Sie haben keine Vorstellung von dem Blödsinn, den er mir aufgetischt hat. Er hat nicht weniger denn fünf Propheten aus der Ebene und den Bergen gesprochen,

zieht aber die letzteren vor, da er ihnen eine höhere Inspiration zutraut als den andern.

Alle haben die Schläge vorherberechnet, die mich getroffen haben, den Verlust der Schlacht wie den schrecklichen meiner so liebevollen und vorzüglichen Schwester. Außerdem aber haben sie durch ihre Berechnungen gefunden, daß das Ende des Feldzuges glänzend sein und mein früheres Unglück wieder gutmachen wird. Freilich werden die Narren die Wunde meines Herzens niemals heilen können.

„Aber, Zastrow, wie können Sie denn an solche Albernheiten glauben? Sehen Sie denn nicht, daß diese Bestien nur die Sachen erraten, welche sich schon ereignet haben? Sie sind ein gescheiter Mann und lassen sich durch Schufte betrügen, die Ihnen nur Ihr Geld abnehmen wollen!"

„Ich bezahle sie nur dann, Sire, wenn sie richtig prophezeit haben. Und wie können sie erst nachträglich provhezeien,*) wenn sie mir alles, was ich die Ehre gehabt habe, Ew. Majestät auseinanderzusetzen, schon im Mai oder Juli vorhergesagt haben?"

Mit einem Worte, mein lieber Zastrow schwor hoch und teuer, daß diese Leute ihn nicht betrügen, daß sie wirklich die Zukunft berechnen können, ja daß sie noch ganz andre Mittel in Anwendung bringen. Sie befragen nämlich längst Verstorbene, welche ihnen auf ihre magischen Beschwörungen die ganze Zukunft wie in einem Bilde zeigen. Zastrow ist so fest von der Macht seiner Propheten überzeugt, daß es zum Erbarmen ist. Ich habe alles mögliche versucht, um ihn zur Vernunft zu bringen, aber wann kommt die Narrheit jemals zur Vernunft?

Ich nenne es eine Narrheit, an Wahrsagungen, Propheten oder gar an Träume glauben zu wollen. Wie kann

*) Dies dürfte der Sinn sein: im Originale (S. 207, 21) ils devinent après coup steckt offenbar eine Verwirrung; so geben die Worte keinen Sinn.

man einen derartigen Glauben hegen, während uns doch alle Naturerscheinungen beweisen, daß die Gegenwart nichts von der unmittelbar darauffolgenden Zukunft weiß. Zum Glück für die Menschen ist die Zuknnft in eine dichte Wolke gehüllt. Und diese Wolke sollte sich durch Berechnungen, Beschwörungen, deren Gaunerei an allen möglichen Zeichen zu erkennen ist, und durch allerhand lächerliche Alfanzereien von Narren erhellen lassen, die sich in Begeisterung versetzen und die Toten ins Leben zurückrufen! Jeder Privatmann und vor allem jeder Fürst ist zu beklagen, der sich derartigen lügnerischen Versicherungen überläßt. Es ist im Grunde immer nur darauf abgesehen, den Betrogenen das Geld aus der Tasche zu locken und sie nach Gefallen am Gängelbande zu führen.

Der König hatte viel, vielleicht zuviel gesprochen. Ich entnahm aus seinem Aussehen und dem Ton seiner Stimme daß das Fieber stärker geworden war. Er hatte dasselbe Gefühl, ich mußte noch einmal seinen Puls fühlen, der außerordentlich stark und schnell ging.

— Ich will mich ins Bett legen und ein Pulver nehmen. Haben Sie die Güte, gegen sechs Uhr noch einmal auf einen Augenblick herzukommen. —

Um sechs Uhr fand ich den König ruhiger. Er zeigte mir seine Hände, die mit roten Flecken bedeckt waren.

— Ich habe des erst bemerkt, als Sie schon fort waren.

— Ich glaube, daß es ein gutes Zeichen ist. Majestät sollten zu Bette gehen und Thee trinken, die Hitze wird alles heraustreiben, was noch im Körper sitzt.

— Es muß ohne das heraus, mein Lieber. Ich habe keine Zeit, mich zu pflegen. Morgen müssen meine alten Knochen wohl oder übel wieder in der Frühe zu Pferde sein. Ich habe keine Zeit zu verlieren, sondern muß laufen wie Don Quixote, um den Schlag, der in Sachsen gegen den irrenden Ritter vorbereitet wird, abzuwenden.

Ich hielt es für angezeigt, dem Könige zu raten, den bevorstehenden Marsch im Wagen mitzumachen.

— Im Wagen, mein Freund! Was denken Sie? Halten Sie mich für ein altes Weib? Was würde man in meiner Armee ſagen, wenn man den ſchönen Herrn ordentlich eingepackt in einem Wagen ſähe? Was würde ich ſo manchen Offizieren für ein gutes Beiſpiel geben, die es im Gegenteil nötig haben, vor einem ſchlimmen Vorbilde bewahrt zu werden! Ginge ich ihnen mit ſo etwas voran, ſo würden ſie ſich beim geringſten Uebelbefinden pflegen und ſchonen wollen.

— Da die Armee weiß, daß Majeſtät krank ſind, ſo würde ſie die Sorge für Ihre Geſundheit mit lebhafter Freude begrüßen.

— Sie irren ſich, denn primo brauchen die Soldaten nicht zu merken, daß ich krank bin, und secundo würde man ſich ebenſo über mich luſtig machen, wie über den armen Müller, der mit ſeinem Sohne und dem Eſel zu Markte zog.

— Wenn das wirklich der Fall ſein ſollte, ſo könnten Majeſtät ebenfalls Ihrerſeits mit La Fontaine ſagen:

er macht' es wie er wollte, und that nur wohl daran.

Wenn Majeſtät ſich wohl befänden, ſo würde ich mir nicht einfallen laſſen, von einem Wagen zu ſprechen.

— Nein, nein, mein Lieber. Sie werden mich nicht dazu überreden. Ich laſſe mich nicht leiten, mein Herr, ich laſſe mich von niemand leiten.

Es wäre mir lieb geweſen, wenn die Unterhaltung zu Ende geweſen wäre, denn ich ſah, daß ſich der König erhitzte. Als er aber von Leitung ſprach, glaubte ich etwas ſagen zu müſſen, und das führte wiederum zu einer neuen und recht merkwürdigen Unterhaltung.

— Ich ſollte auf den Einfall kommen, Majeſtät beeinfluſſen zu wollen! Niemals in meinem Leben habe ich auf irgend jemand Einfluß ausüben wollen, und am wenigſten ſicherlich auf Ew. Majeſtät.

— Warum ſollten Sie nicht auf dieſen Gedanken kommen können? Alles in der Umgebung eines Fürſten

strebt, der eine auf diese, der andre auf jene Weise, darnach, Einfluß auf ihn zu gewinnen. Gelingt es, so kann man schöne Geschichten erleben! Dann handelt er nicht mehr, sondern seine Leiter oder Höflinge,*) und die Folgen sind früher oder später ebenso verderblich für den Fürsten wie für diejenigen, für deren Wohl er verantwortlich ist.

Mein Lieber, ich habe schon frühzeitig diese schlimmen Folgen begriffen. Die Geschichte aller Völker und aller Zeiten hat sie mir laut ins Ohr gerufen. Da habe ich mir fest vorgenommen, daß ich mich niemals von irgend jemand führen lassen wollte. Um diese Absicht auszuführen und mich nie von ihr entfernen zu brauchen, empfand ich die Notwendigkeit, mir Kenntnisse zu erwerben. Es ist mir gelungen, denn ich sah ein, daß ich die Zeit benutzen und die segensreiche Gewohnheit der Arbeitsamkeit annehmen müsse. So habe ich die Welt meine feste Absicht merken lassen und gezeigt, daß ich gern mit eignen Augen sehe und mir ein Vergnügen wie eine Pflicht daraus mache, alles in eigner Person zu prüfen.

Nein, nein, mein Lieber, weder Sie noch irgendwer sonst wird mich jemals beeinflussen.

Ich lächelte bei diesen Worten.

— Worüber lachen Sie?

— Majestät, ich lache darüber, daß Sie glauben, ich hätte diesen Gedanken jemals gehabt oder hätte ihn jetzt.

Da auch der König zu lächeln schien, so fügte ich hinzu:

— Im übrigen glaube ich, daß es leichter ist, auf einen Fürsten Einfluß zu haben, welcher behauptet, daß dies sehr schwierig oder gar unmöglich ist. Gerade wenn man diesen festen Willen hat, ist man oft nicht auf seiner Hut und läßt sich da fassen, wo man eine Ueberraschung für unmöglich hielt.

— Der Gedanke ist nicht übel, und doch paßt das, was Sie sagen, nur auf Einfaltspinsel, die es nicht ver-

*) Meneurs ou menins mit einem im Deutschen nicht zu übersetzenden Wortspiele.

stehen, sich vorzusehen, ohne daß man es bemerkt. Sie brauchen sich übrigens nicht einzubilden, daß mein fester Wille, mich niemals beeinflussen zu lassen, mich etwa hindert, auf gute Ratschläge zu hören, die mir erteilt werden sollten. Nein, ich höre an, was man mir vorschlägt, und sind die fremden Gedanken besser als meine eignen, so gebe ich es ganz einfach zu und lasse die Leute merken, daß ich vor den Gründen und nicht vor der Person dessen, der sie ausspricht, die Waffen strecke. Mein Schluß ist also, daß weder Catt noch wer es auch sonst sei mich leiten wird und daß er ebenso wie ich schlafen gehen muß. Morgen marschiren wir aber nicht im Wagen, sondern als ein Reiter, der auf Abenteuer ausgeht. —

Unten an der Treppe begegnete ich Herrn von Zastrow, der sich nach der Gesundheit des Königs erkundigen wollte. Ich sagte ihm, er habe einen starken Ausschlag.

— Ich habe dem König vorgestellt, es würde wohlgethan sein, im Wagen zu fahren, da es jetzt morgens immer sehr kalt sei. Aber auf diese Vorstellungen, welche mir die Sorge für seine Gesundheit einflößte, antwortete er mir mit einer schönen Predigt über den Text, daß er sich von niemand, wer es auch sei, am Gängelbande führen lasse.

— Ich habe ihm ganz dasselbe gesagt, und er hat mir ganz dieselbe Antwort gegeben: denken Sie, fügte er hinzu, ich bin eine alte H...? Ich fürchte, daß der für morgen bestimmte Marsch ihm sehr schlecht bekommen wird und daß er ein Opfer seines Eigensinns oder vielmehr seines Widerspruchsgeistes wird: denn hätten Sie und ich ihm gesagt, daß ihm die Bewegung beim Reiten gut bekommen würde, so hätte er sich vielleicht dafür entschieden, im Wagen zu fahren.

— Das kann ich mir wohl vorstellen, Herr Kommandant. Uebrigens müssen Sie den König besser kennen als ich, der ich ja hier noch ein Neuling bin.

— Und ob ich ihn kenne! Er ließ mich gestern

kommen.*) Nachdem er mir einige notwendige Befehle erteilt hatte, sprach er weitläufig von dem, was er meine Propheten nennt und wollte wissen, was sie von seiner Lage hielten. Ich sagte es ihm, dann machte er sich über dieselben wie über mich lustig, kam aber immer wieder darauf sowie auf das zurück, was ich davon glaubte. Ich sagte es ihm, und er schien mir die Pille, sobald sie nur ein wenig überzuckert war, ganz gut hinunterzuschlucken. —

55

Rohnstock, 11 November

Der König hatte die Nachricht erhalten, daß der Feind es auf Dresden, Torgau und Wittenberg abgesehen habe, und setzte daher seinen Marsch mit erstaunlicher Schnelligkeit fort. Trotz seiner Krankheit war er schon bei Tagesanbruch zu Pferde und an der Spitze der Vorhut.

Es war sehr kalt, und der Markgraf Karl, den ich die Ehre hatte, auf dem Marsche zu treffen, beschwerte sich bitter darüber, und bedauerte den König noch mehr als sich selbst, da derselbe bei seinem gegenwärtigen Zustande in Gefahr war, sich eine bedenkliche Krankheit zuzuziehen.

Seine Majestät mußte sich, kaum in Rohnstock angekommen, ins Bett legen. Das Fieber hatte sehr zugenommen, der Ausschlag war zurückgetreten und der Kopf so eingenommen, daß er sich, wie er sagte, absolut mit nichts beschäftigen konnte. Ich beschwor ihn von neuem, am nächsten Tage den Marsch im Wagen mitzumachen.

— Marschiren werde ich, aber gewiß nicht im Wagen. Ich habe Thee bestellt und will schwitzen. Sie werden sehen, daß ich Morgen so wohl wie jeder andre bin. Die Kälte war heute Morgen allerdings recht empfindlich: ich habe niemals so sehr gefroren. Aber jetzt darf ich mich nicht pflegen, sondern muß vielmehr alles thun, um den

*) Nach hier (S. 210, 10) muß ein Punkt stehen.

Verlust des vierzehnten Oktober wieder gut zu machen. Bis jetzt läßt sich die Sache nicht übel an. Wenn mir das glückt, was zu thun noch übrig ist, so wird dies das beste Mittel gegen meinen Ausschlag und mein Fieber sein. —

Schönau 12, Löwenberg 13 November,
Lauban, 14 November und die folgenden Tage

Wenn sich der König auch nicht gerade so wohl befand wie jeder andre, so war sein Zustand doch weniger schlimm als am Tage vorher. Der Ausschlag war wieder hervorgetreten, und der König ging nach der Ankunft in Schönau zu Bett, schwitzte viel, und brach am dreizehnten nach Löwenberg auf.

— Jetzt bin ich wieder ganz hergestellt: die alte Maschine brauchte nur etwas Ruhe, die hat sie gehabt, und nun kann sie wieder fleißig arbeiten. Morgen wird sich mein Bruder Heinrich mit mir in Lauban vereinigen: das wird für mich ein Festtag sein, an dem ich mich ausruhen will. Von da marschire ich ohne Aufenthalt nach Dresden, es müßte denn sein, daß mir das Mißgeschick einen seiner gewöhnlichen Streiche spielt. Da der Teufel nicht fortwährend auf einen armen Menschen lauert, so hoffe ich, daß das Geschick mir nicht die Thore Dresdens verschließen wird. —

Er las mir am 14 und 15 in Lauban die Leichenrede Fléchiers auf Turenne vor und sagte auswendig ganze Seiten davon her, indem er mir befahl, dieselben im Buche nachzulesen, um zu sehen, ob er etwas ausließe. Zweimal wiederholte er die Stelle, in welcher der Redner ein Heer schildert, und die andre, in welcher er sagt: Schon nahm der Adler, welcher vorher unsre Provinzen erschreckt hatte, seinen Aufschwung nach den Bergen.

Görlitz, 16 November

Der König marschirte auf Görlitz los, überschritt die Neiße, und fand auf den Höhen diesseits der Stadt eine

ſtarke Schanze. Die Feinde hatten ſie aufgeworfen, um uns die Straße nach Lauban zu verlegen. Sobald ſie von der Rückkehr des Königs hörten, gaben ſie die Stellung auf.

Maltitz, 17 November

Während dreier Tage las der König abends nur Fléchiers Leichenreden.

Bautzen, 18 November

— Dieſe Lektüre erinnert mich an den Tod meiner geliebten Schweſter, die jetzt nicht mehr iſt. Alles iſt für mich von Intereſſe, was mich an ſie erinnert: Wenn Sie mir eine Freude machen wollen, ſo ſprechen Sie oft von ihr.

Während dieſer Worte weinte der König.

— Auf dem Marſche zwiſchen Maltitz und Bautzen habe ich die Stelle des Lagers beſichtigt, welches ich bei Hochkirch hatte aufſchlagen laſſen. Ich habe mich einige Zeit aufgehalten, um das Terrain genau zu beſichtigen. Dabei habe ich über alles nachgedacht, was an jenem Unglückstage geſchehen iſt, und was hätte gethan werden können. Dieſe Betrachtungen, von denen ich mir Nutzen verſpreche, haben mich, das kann ich Sie verſichern, trübe geſtimmt. Meine Traurigkeit wurde noch vermehrt durch die Erinnerung an alle die tapfern Männer, welche an dem Unglücksorte ihr Leben laſſen mußten. Ich ließ mir die Stelle zeigen, wo der Feldmarſchall Keith den Tod gefunden hat und begraben iſt. Ich befahl ſeinem Adjutanten von Cocceji, ſeine Ueberreſte nach Berlin ſchaffen zu laſſen, damit ſie dort in ehrenvoller Weiſe beigeſetzt werden können. Bin ich ſo glücklich, Berlin wiederzuſehen, ſo will ich dem verdienten Feldmarſchall auf dem Wilhelmsplatze ein Standbild ſetzen laſſen. Erinnern Sie mich in Dresden daran, einen Brief an Lord Mariſhal zu ſchreiben; was muß das für ein Schlag für ihn geweſen ſein! —

Ich bemerkte, daß der Anblick von Hochkirch traurige

Gedanken bei dem Könige wachgerufen hatte. Dieſe Gedanken hielten noch längere Zeit nachher an.

56

Dresden, 20 November 1758

Wenn ſich auch der König während ſeines dreiwöchentlichen Aufenthaltes in Dresden ein wenig von den unerhörten Anſtrengungen dieſes Feldzuges erholte, ſo genoß er doch die Ruhe des Gemütes nur wenig, die ſo notwendig iſt, um die Kräfte eines durch ſoviele Anſtrengungen angegriffenen Körpers wiederherzuſtellen. Ich fand ihn ſtets traurig, ſtets in Gedanken mit ſeiner Schweſter, der Markgräfin von Baireuth, beſchäftigt, und ſtets in Unruhe wegen ſeines künftigen Schickſales, in welchem er keine Wahrſcheinlichkeit einer Beendigung ſeiner Sorgen wahrnahm.

Am Abend nach unſrer Ankunft wurde ich um fünf Uhr befohlen.

— Mein Lieber, Sie ſehen mich bald in den Hütten der Armut, bald in den Schlöſſern der Könige. Wo iſt man glücklicher? Ach, hier nicht!

Er zitirte mir eine Strophe eines Gedichtes von Greſſet, welche von dem wahren Glücke handelt, und bei deren letzten beiden Verſen ſeine Augen ſich mit Thränen füllten.

— Um Sie ein wenig zu erheitern, will ich Ihnen Athalia vorleſen.

Am Ende des erſten Aktes hielt er inne.

— Ich kann auf dieſen königlichen Stühlen nicht ſitzen: ſie ſind oder ſie ſcheinen mir ſo hoch, daß ich ſchwindlich werde. In jedem Augenblicke fürchte ich nach der einen oder andern Seite herunterzufallen.

Der König ließ ſich ſeinen niedrigen Feldſtuhl bringen.

— Die Menſchen im allgemeinen und meine Standesgenoſſen wie ich ſelbſt im beſondern ſind rechte Narren, wenn ſie ſich unbequeme Möbel ſo viel koſten laſſen. Mein Feldſtuhl iſt viel beſſer als alle dieſe ſchönen Seſſel und koſtet nur drei Thaler.

Der König fuhr fort vorzulesen und sagte, als das Stück zu Ende war:

— Ich glaube, daß in diesen Räumen niemals ein Trauerspiel gelesen worden ist. Wenn mein großer königlicher Bruder hierher zurückkommt, so würde er sehr erstaunt sein, wenn diese Mauern ihm die Tragödie wiederholten, die ich soeben gelesen habe, diejenige, welche ich noch lesen will, und die Verse, die ich mir vorgenommen habe, auswendig zu lernen.

Wissen Sie, womit sich mein vielgeliebter, großer, königlicher Bruder unterhält? Er läßt seine Hofnarren kommen, giebt einem ein paar ordentliche Ohrfeigen und dem andern einen Fußtritt in den Hintern. Alle schreien: Au, au, das thut ja furchtbar weh! dann erhebt mein Bruder ein schallendes Gelächter und, infolge seiner Ohrfeigen und Fußtritte ganz außer Atem, schickt er seine lieblichen Hofnarren nach Hause. Diejenigen, welche das Land regieren wollen, lassen es sich, wie man das leicht versteht, auf das äußerste angelegen sein, meinen teuern Bruder bei seinen edeln Belustigungen festzuhalten.

Der würdige Minister hat Geist und Gaben. Ich weiß nicht, ob er viel gelesen hat und ob er seine Bibliothek häufiger durchstudirt hat als seine Garderobe, aber ich weiß, daß seine Sammlung von Büchern unermeßlich ist. Unsre Leute haben ihre Zahl etwas vermindert. Das war allerdings nicht wohlgethan: wenn der Herr Graf mir auch alles mögliche Unheil zufügt und zugefügt hat, so bin ich doch nicht für derartige Plünderungen. Gott weiß, in was für Hände die schöne Bibliothek gefallen ist! —

Ich blieb an diesem ersten Tage bis acht Uhr beim Könige.

Der König ging während seines Aufenthaltes in Dresden nur ein einziges mal aus.

Er stand ganz früh morgens auf, besorgte die militärischen Angelegenheiten und feilte dann an seiner Beschreibung der Schlacht bei Hochkirch. Der König hatte schon drei Hefte über diesen Krieg geschrieben, welche er die Gnade hatte, mir vorzulesen. Dasselbe that er mit

der Vorrede zu seiner Beschreibung des Krieges von 1742, welche er an einigen Stellen verbesserte.

— Ich verfaßte diese Einleitung zur Geschichte meiner ersten Feldzüge im Jahre 1746. Ich habe mich dabei bemüht, gut zu schreiben und jede Parteinahme auszuschließen. Sie werden, wenn wir Potsdam jemals wieder erblicken, einsehen, daß ich mit jener ansprechenden Unparteilichkeit geschrieben habe, welche ein Geschichtschreiber niemals aus den Augen verlieren darf. Ich habe, wie Sie aus meinen drei Heften ersehen haben, angefangen, diese Regel zu befolgen, und ich werde mich auch in der Folge nicht davon entfernen, falls ich überhaupt Zeit und Fähigkeit zu schreiben behalte. Ich werde alt, mein Lieber, meine Kräfte fangen an, mich zu verlassen, und ich fühle, daß meine Seele ihre Thatkraft einzubüßen beginnt. Die Frage ist: wie kann man in einem solchen Zustande das gut ausführen, was man nun einmal gut ausgeführt sehen möchte? Und wie kann jemand in ähnlicher Verfassung noch für den Vorteil seines Nachfolgers sorgen?

Denn ich schreibe allein für meinen Nachfolger. Er soll die Gründe meiner Handlungsweise sowie die Versehen kennen lernen, welche ich gemacht habe. Ich verstecke meine Fehler nicht, noch entschuldige ich sie, ebenso wenig wie die Mittel, die ich anwandte, um sie wieder gut zu machen. Ebenso wird er die Fehler meiner Feinde in meinem Werke finden, und zwar mit Angabe der Art, wie sie dieselben hätten vermeiden können. Auch über diesen Punkt spreche ich in ganz einfacher Weise und lasse andrerseits, wo es nötig ist, ihrem geschickten Verhalten Gerechtigkeit widerfahren, ebenso wie ich aufrichtig angebe, wie etwa künftig auf ihrer Seite gehandelt werden könnte. Manchmal deute ich auch an, wie sie den Vorteil ihrer Erfolge besser gegen mich hätten ausbeuten können.

Aus allem, was ich Ihnen sage, mein Lieber, können Sie entnehmen, daß meine Denkwürdigkeiten in betreff des Handwerks, zu dem mich mein hartes Geschick verurteilt, ebensowohl die schon niedergeschriebenen als die erst nieder-

zuschreibenden, ganz allein für meinen Nachfolger und etwa für diejenigen aus meiner Familie, denen er sie mitteilen will, und vielleicht noch für einige Offiziere bestimmt sind, die er ganz besonders dadurch ausbilden will.

Ich hoffe, daß mein Nachfolger und die Mitglieder meiner Familie, wenn sie meine Worte lesen, nicht ganz unzufrieden mit mir sein werden. Hoffentlich werden sie mir meine Fehler aus Rücksicht auf meine Absichten, die stets rein und patriotisch waren, verzeihen, und mir für meine Anstrengungen etwas dankbar sein. Das ist alles, was ich bei der Abfassung meiner Memoiren im Auge habe. Ich bestimme sie für das Archiv, welchem man sie später zum Nutzen des Vaterlandes entnehmen mag. —

Diese Aeußerungen des Königs rührten mich durch den Ton der Bescheidenheit, der wahrhaft großen Männern so leicht wird und ihre Größe noch erhöht, ebenso sehr wie durch die warme Liebe, welche der König stets für seine Familie zeigte.

Zum Diner waren in Dresden immer einige Gäste geladen. Die Mahlzeit war schnell beendet.*) Unmittelbar nach Tisch ging der König wieder an die Arbeit. Er verfaßte eine Schrift, welche Gedanken über einige im Kriegswesen notwendig gewordene Aenderungen enthielt.

— Ich habe diese kleine Schrift für meinen Freund Fouqué bestimmt. Sobald wir in Breslau sind, soll meine erste Sorge sein, sie zu überarbeiten. Ist sie leidlich fertig, so schicke ich sie ihm und bitte mir seine Bemerkungen darüber aus. Ich hoffe, daß er einiges an dieser Frucht meines letzten Feldzuges lobenswert finden wird. Ich glaube, daß besonders einige gute Stellen über die Wahl des Lagers, die auf Märschen notwendige Vorsicht und die Dispositionen am Tage der Schlacht darin sind.

Die Kriegskunst hat ihre festen Grundzüge und Gesetze. Man muß die Theorie lernen und sich gut ein-

*) Hinter expédiés (S. 214, 26) ist ein Punkt zu setzen.

prägen: ohne dieselbe wird man niemals weit kommen. Früher dachte man anders. Man bildete sich ein, daß eine theoretische Kriegskunst zum allerwenigsten überflüssig sei. Ich sage: zum allerwenigsten, denn manche Leute waren so hirnverbrannt, zu glauben, sie schade eher, als daß sie nütze. Das war wirklich der Gipfel der Albernheit. Heutzutage ist das alles anders: jedermann ist davon überzeugt, daß eine klare und eindringende Kenntnis der Strategik unumgänglich notwendig ist, wenn man Erfolg haben will, und daß der Krieg ebenso ein Studium ist wie der Friede eine Vorbereitung und Einübung darauf.

Wenn meine Feinde diese kleine Schrift läsen, so könnten sie die darin enthaltenen Ratschläge zu meinem Nachteile benutzen. Ist es nicht eine große Gutmütigkeit von mir, ihnen in dieser Weise zu helfen?

(Bei der Einnahme von Glatz fiel die Schrift wirklich mit den Papieren des Generals Fouqué in die Hände des Feindes, der sie drucken ließ.)

— Nein, für so gutmütig halte ich Majestät nicht. Aber die preußischen Offiziere könnten daraus Nutzen ziehen.

— Falls der General Fouqué sie ihnen mitteilt. . . . Das mag er immerhin thun, wenn er nur vorsichtig dabei verfährt und diejenigen auswählt, welche Lust haben, sich zu belehren und vorwärts zu kommen. —

Der König schrieb nach dem Diner bis fünf und ein halb Uhr. Um sechs Uhr wurde ich zu ihm befohlen und blieb gewöhnlich bis zehn. Während dieser Zeit las er eine Tragödie und eine Fléchiersche oder Bossuetsche Leichenrede.

Eines Tages las er die Leichenrede des Prinzen von Condé. Als er an die Stelle kam, wo davon die Rede ist, daß Condé sich niemals vom Feinde überraschen ließ, hielt er inne, las die ganze Stelle noch einmal leise durch, dann wiederholte er sie laut und sagte, als er zu den Worten kam „ein geschickter Feldherr kann wohl besiegt, darf aber niemals überrascht werden“:

— Ja, mein Freund, das ist richtig. Aber ich will lieber weiter lesen. Ich habe bei Hochkirch auch nicht alle Schuld gehabt. Wie es aber auch zugegangen sein mag, diese Schlacht ist ein Unglücksstein in meinem Garten.

Am Tage darauf las er dieselbe Rede noch einmal und gab zu, ein Feldherr dürfe sich nie überraschen lassen. An diesem Tage machte er indes kleine Bemerkungen (wie er es nannte) dazu, was er am vorhergehenden Tage nicht gethan hatte, und verspottete den Redner, welcher den großen Condé sagen läßt: „Fester als jemals bin ich von den Mysterien des christlichen Glaubens überzeugt. Diese Wahrheiten, fuhr er mit dem Ausdrucke bezaubernder Sanftmut fort" (da sehen Sie den Cujon von Pfaffen!) „enthüllen und klären sich in meinem Geiste: ja, wir werden Gott von Angesicht zu Angesicht, facie ad faciem, schauen!"

— Hat Condé jemals so sprechen können? Bezaubernde Sanftmut! Wie schön und weichherzig ist das! Diese Phrasen verunstalten die ganze Rede, die sonst manche Schönheiten hat. Finden Sie nicht auch, daß Herr von Condom selber kindisch wird, wenn er den Prinzen so kindisches Zeug schwatzen läßt?

— Sire, Bossuet berichtet eine Thatsache. Alle diejenigen, welche über den Prinzen geschrieben haben, schildern ihn als fromm, und berichten, daß er oft und im Tone der Ueberzeugung von religiösen Gegenständen gesprochen hat, welche keinen Zweifel an seinen Grundsätzen zuließ.

— Aber verstand er denn Latein? Und kann dieses facie ad faciem von ihm herstammen?

— Ich weiß nicht, ob er Latein verstand oder nicht: der Redner setzt die Stelle auf lateinisch hin, welche der große Condé möglicherweise nur französisch zitirte.

— Aber sehen Sie denn nicht, daß er absichtlich seinen Sterbenden mit (bewundern Sie den Ausdruck) wunderbar viel Geschmack die lateinischen Worte sagen läßt? Ein paar lateinische Worte mit wunderbar viel Geschmack

zitiren — ist das nicht der Gipfel der Lächerlichkeit und der theologischen Pedanterie? Manchmal nickt der gute Bossuet ein! —

57

Am letzten Abende des Aufenthaltes in Dresden las der König seine Epistel an die Markgräfin von Baireuth. Dies stimmte ihn sehr trübe und er brach in bittere Klagen aus.

— Würden Sie glauben, daß ich in der Absicht, mich zu zerstreuen, auf den Gedanken geraten bin, mein armes Potsdam zu besuchen? Freilich stammte dieser Einfall aus einem Herzen voll von Bitterkeit, welches oft selber nicht recht weiß, was es wünscht und was es nicht wünscht.

Ein Augenblick ruhiger Besinnung hat mich mir selbst zurückgegeben. Ich sah ein, daß ich nicht Potsdam besuchen darf, sondern nach Breslau gehen muß, wo unser Winterquartier sein wird.

Wie trübselig wird das Winterquartier für mich sein! Ich gehe morgen dahin ab, Sie können mit meinem Adjutanten dahin nachkommen! Ich selbst will mit meinen Sorgen und mit meiner Trauer allein sein.

Der Kummer steigt zu Pferde und reitet mit ihm fort.

Was für eine verdammte Gesellschaft! Glückliche Reise, mein Lieber, kommen Sie gut an! —

58

Winterquartier Breslau 1759

In den beiden ersten Monaten des Aufenthaltes in Breslau stand der König morgens um sechs Uhr auf, im dritten Monat um fünf und kurz vor Beginn des Feldzuges um vier, um sich, wie er sagte, daran zu gewöhnen, im Felde bei Zeiten zum Aufbruche bereit zu sein. So bereitete er sich auf alles vor, was er thun wollte. Fast immer ging er dabei in fast unmerklichen Abstufungen vorwärts. Nur im Winterquartier ließ er sich überhaupt

gehen und auf die unausgesetzte Bewegung völlige Ruhe folgen.

— Ich fühle, mein Lieber, daß ich nicht so in der Stube und auf meinem ebenso einfachen als bequemen Sessel hocken sollte. Aber nach all dem Wirrwarr, in dem ich gelebt habe, hat die Ruhe solche Reize für mich, daß ich mich ihr mit Genuß überlasse. Außerdem habe ich ein glückliches Temperament und empfinde von der völligen und auch Ihnen vielleicht zu groß erscheinenden Aenderung in der Lebensweise keinen Schaden. Ich habe von meiner Muße Nutzen, da sie einer wirklichen Beschäftigung gleichkommt. In derselben finde ich Vorteil und lasse mich dadurch von meinem Kummer abziehen. —

Sobald der König angezogen war, las er seine Depeschen, zerriß oder verbrannte Briefe, die er nicht beantworten wollte, und spielte eine Viertelstunde Flöte, und zwar entweder solfeggi, die er in Noten gesetzt hatte, oder er phantasirte. Dann wurden die Kabinetssekretäre empfangen, welchen der König seine Antworten auf militärische oder Verwaltungsberichte diktirte. Was den letztern Punkt anlangte, so war die Korrespondenz nicht erheblich, da der König die Staatsverwaltung ziemlich so gehen ließ, wie sie eben wollte.

— In einer so kritischen Zeit darf lediglich der Krieg, und was mit ihm zusammenhängt, Gegenstand meiner Aufmerksamkeit sein. Wenn ich so glücklich bin, diesen unseligen Kampf zu Ende zu bringen, so will ich mich mit allen Teilen der Verwaltung beschäftigen, um die Mißbräuche, die sich etwa eingeschlichen haben, abzustellen und die begangenen Fehler sowie die Nachlässigkeit, die mir vielfach entgegentritt, wieder gutzumachen. Jetzt kann ich nichts thun. Es bleibt mir keine Zeit übrig, um alles besorgen und verbessern zu können. Ich muß mich auf das Notwendigste beschränken. —

Nach Erledigung der Korrespondenz schrieb er in Prosa oder in Versen bis elf Uhr. Dann gab er die Parole aus. Hierauf kehrte er zu seiner Arbeit zurück,

welche ihn bis zum Diner beschäftigte, das nur kurze Zeit dauerte. Zu Tisch waren häufig einige Generale und Mitchell eingeladen, mit welchem letztern er sich am meisten unterhielt.

Nach dem Diner spielte der König noch einmal eine Viertelstunde Flöte, um, wie er sagte, die Verdauung zu befördern. Dann nahm er seine am Morgen begonnenen schriftstellerischen Arbeiten wiederum vor oder verbesserte ältere oder auch erst während des letzten Feldzuges verfaßte Schriften. Hiervon werde ich später Gelegenheit haben zu sprechen, ebenso wie über die Bücher, welche er in Breslau las.

Um fünf Uhr wurde ich befohlen. Ich blieb bis sieben. Während dieser zwei Stunden sprach der König von dem, was er am Morgen und am Nachmittag geschrieben hatte. Dann las er mir eine oder die andre Leichenrede oder ein philosophisches Werk vor, was Anlaß zu Bemerkungen und oft auch zur Diskussion gab. Allerdings wurden dabei die Regeln nicht allzu genau beobachtet. Der König gestattete nämlich einerseits volle Freiheit in der Debatte, nahm sich aber selbst eine noch größere Freiheit, die jene andre gütigst gestattete bisweilen völlig vernichtete. Entweder wollte er sich überhaupt auf keine Definition einlassen oder er hatte an denjenigen Begriffsbestimmungen etwas auszusetzen, welche auf den Beweis hinauskamen, daß er in seinem Raisonnement in Widerspruch mit sich selber geraten war. Manchmal behauptete er auch kurzweg, ich hätte Unrecht, nicht ohne bei andrer Gelegenheit in betreff desselben Gegenstandes das als richtig und streng logisch hinzustellen, was er vorher für ein reines Sophisma erklärt hatte.

Ich habe schon früher diese etwas königliche Art zu diskutiren geschildert. Dem Könige schien es Vergnügen zu machen, mich zu unterrichten und zu logischem Denken anzuhalten. Natürlich nahm ich mich wohl in Acht, ihm diese Freude zu verderben, schon weil ich dadurch Gelegenheit hatte, dem Gedankengange dieses seltenen und hohen Geistes folgen zu können. Eines Tages sagte er:

— Wenn ich in den Zeiten der alten Sophisten gelebt hätte, so hätte ich für und gegen dieselbe Behauptung sprechen können. Ich würde auch keinen Spaß verstanden, sondern wie ein Wüterich geschrieen haben, sobald mir die Vernunftgründe ausgingen.

Da ich bei diesen Worten des Königs lächelte, so fragte er mich, warum ich lache, und sagte, ohne meine Antwort abzuwarten:

— Sie glauben vielleicht, ich würde ein Despot in der Literatur gewesen sein?

— Das sage ich nicht, aber ich glaube, daß Majestät in einer Diskussion mit eigensinnigen Sophisten dasselbe Vergnügen, dieselben zu verachten, empfunden haben würden, als jetzt das, Ihre Feinde zu Paaren zu treiben.

— Distinguo: Was den Grad des Vergnügens anlangt, so ist das erste unendlich viel geringer als das zweite. Herr d'Alembert würde uns das in eine schöne algebraische Formel bringen, von der weder ich noch Sie auch nur das Geringste verstehen könnten. —

Von sieben bis acht und ein halb musizirte der König wieder. Er blies ein Konzert oder einige Soli von Quantz oder auch eigne Kompositionen, deren Zahl sich, wie er mir sagte, auf hundertundzwanzig belief.

— Ist das nicht hübsch für einen armen königlichen Musikus? —

In den ersten Wochen ließ er mich zuhören. Später dagegen, wo es Gesellschaften und Soupers in der Stadt gab, wollte er, daß ich mich bei diesen amüsirte. So habe ich ihn denn nur noch während der letzten vierzehn Tage seines Aufenthaltes musiziren hören.

Endlich las er bis zehn Uhr, wo er zu Bette ging. Im letzten Monat legte er sich schon um neun Uhr schlafen, um sich an das noch frühere Einschlafen während des Feldzuges zu gewöhnen.

Dies war die Tageseinteilung. Ich komme nun zu seiner literarischen Beschäftigung.

Nachdem der König, wovon ich schon gesprochen habe,

seine für den General Fouqué bestimmten Gedanken über das Kriegswesen wieder durchgesehen hatte, verbesserte er die Epistel an die Markgräfin von Baireuth. Dies nahm drei Tage in Anspruch: abends las er mir vor, was er am Tage fertig gebracht hatte, und weinte dabei jedes mal.

— Mein Herz ist so voll, daß ich nicht alles wiedergeben kann, was mich bewegt, und das macht mich unglücklich. —

Dann verbesserte er die an seine Schwester Amalia gerichtete Epistel über den Zufall, sowie die Epistel an den Herzog Ferdinand, welche er im Felde entworfen hatte.

Der König war mit dieser letzten Arbeit beinahe fertig, als er einen Brief des Marquis d'Argens aus Hamburg erhielt, worin der Marquis ihn zu dem beendeten Feldzuge auf das herzlichste beglückwünschte.

Nachdem der König alle diese Schriften verbessert hatte, um durch dieselben, wie er sagte, das Lob des Mannes zu verdienen, der der Patriarch der Literatur und der Gott der Dichtkunst war, verfaßte er eine poetische Epistel an Lord Marischal und eine andre an Mitchell. Diese beiden Gedichte wurden ohne eine einzige Verbesserung abgesandt.

— Ich will, daß diese beiden Ehrenmänner meine Gedanken über sie unverzüglich erhalten. Wenn ich einmal etwas mehr Zeit habe, werde ich die beiden Episteln durchsehen. Ich hoffe, daß beide mit Rücksicht auf die wahre Zuneigung, welche ich für sie hege, die etwaigen Mängel der Gedichte, die sich leicht aus meiner augenblicklichen Lage erklären, übersehen werden. —

Beim Absenden der Epistel an Lord Marischal wiederholte ihm der König die Versicherung des Kummers, welchen ihm der Tod seines vortrefflichen Bruders, des Feldmarschalls Keith, verursacht hatte.

Nach der Poesie kam die Prosa an die Reihe. Der König verfaßte eine Abhandlung über Satiriker und Schmähschriften. Als er mir dieselbe vorlas, merkte ich wohl, daß die Unterhaltung seines Adjutanten von M ..... mit einem seiner Freunde ihm den Gedanken dazu eingegeben

hatte. Seine nachherigen Aeußerungen bestätigten diese Vermutung.

— Die meisten Menschen urteilen über das, was sie sehen, ohne die Sachlage vollständig zu kennen, oder sie urteilen unter dem Eindrucke von Vorurteilen, welche ihre Urteilskraft lähmen. Kommt gar Bitterkeit und Aerger dazu, so hört jede Möglichkeit der Unterscheidung von Richtigem und Falschem auf.

Sie haben gewiß zu der Bemerkung Gelegenheit gehabt, wie sehr man in meiner Armee dazu neigt, alles zu kritisiren. Das Schlimmste dabei ist, daß Bürschchen, die nichts mit Einsicht gesehen oder gehört haben, am allerkühnsten in der Beurteilung oder Verurteilung der Evolutionen sind, die sich zwar vor ihren Augen abspielen, deren Tragweite zu ermessen sie aber völlig außer stande sind.

Von ihnen und so manchen andern Leuten kann man sagen: Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht. Es wäre mir lieb, wenn ich meine Schlingel und andre, die höher zu stehen glauben als sie, von dieser Manie, über alles ein Urteil zu fällen, heilen könnte. Diese Leidenschaft hindert den Fortschritt auf jedem Gebiete: wie kann auch ein Mensch weiter kommen, der sich einbildet, so gescheit zu sein, daß er alles verurteilen kann? Ich wünschte, ich könnte diesen schwerfälligen Köpfen den so unwiderleglich wahren Spruch einprägen: die Kritik ist leicht, aber die Kunst ist schwer. —

59

Eines Tages sah der König heiterer aus als gewöhnlich. Ich sagte also zu ihm:

— Seit langer Zeit lesen Majestät nur ernste Sachen, sodaß Sie gewiß im Begriffe sind, fromm zu werden. All diese Leichenreden, Predigten und fromme Tragödien stellen eine demnächst zu erwartende Bekehrung in Aussicht.

Der König erwiederte nichts, sah mich aber scharf, jedoch lächelnd an. Darauf sprach er von gleichgiltigen Dingen. Etwa eine Woche später kam er mir, als ich sein

Zimmer betrat, entgegen, indem er ein Papier mit der Hand auf dem Rücken hielt.

— Sie haben mich gefragt, warum ich soviel ernste Sachen lese.

Bei diesen Worten hielt er mir das Papier hin und sagte:

— Lesen und urteilen Sie.

Es war eine von ihm verfaßte Leichenrede, auf einen Schuhmachermeister mit Namen Mathieu Reinhart.

— Mein Lieber, das ist die Frucht meiner Lektüre, über welche Sie sich so gewundert haben.

Bossuet und Fléchier haben in ihren Leichenreden nur das Leben und den Tod berühmter und erlauchter Männer verherrlicht. Ich, unwürdig wie ich bin, diesen großen Predigern die Schuhriemen aufzulösen, habe eine Leichenrede für einen armen Schuster verfaßt, der durch seine Talente, seine Tugend und seine Frömmigkeit mehr als manche Könige und Fürsten verdiente, auf die entfernteste Nachwelt zu kommen. Die Schmeichelei, diese nichtswürdige Schmeichelei, deren man sich nicht erwehren kann, solange man von jenen erlauchten Undankbaren spricht, hat meine Feder bei der Abfassung der Lobrede auf meinen Schuster nicht befleckt. Ich habe diesen achtbaren Mann mit den Farben der Wahrheit geschildert. Er ist umso größer an wirklichen Vorzügen, als er dieselben ganz allein sich selbst verdankt.

Sind Sie jetzt zufrieden, und glauben Sie noch, daß meine ernste Lektüre mir nichts genützt hat? —

60

Vier Tage später kam mir der König wieder, wie das erstemal, mit den Händen auf dem Rücken entgegen.

— Als Sie mich so ganz meinen geistlichen Rednern hingegeben sahen, schienen Sie mir zu fürchten, ich würde fromm werden. Ach, Ihre Furcht war nur allzu begründet. Ich bin fromm in allen Tonarten. Lesen Sie die Ueberschrift: sehen Sie, das ist der Gegenstand, den ich soeben bearbeitet habe.

Es war eine Predigt über das jüngste Gericht.

— Glauben Sie nicht, mein Herr (der König nannte mich bei dieser Gelegenheit mein Herr), daß meine Frömmigkeit von heute datirt. Ich hatte schon einige Monate nach der Schlacht bei Kolin die erste Hälfte dieses erbaulichen Schriftstückes verfaßt. Nachher hatte ich so viel verschiedene Dinge zu besorgen, daß ich mich nicht mehr mit meiner Predigt beschäftigen konnte. Ich war lau geworden, indes jetzt, wo ich wieder die gute Straße eingeschlagen habe, ist die Predigt zu Ihrer Erbauung fertig geworden. Sollten Sie einmal in Furcht davor sein, daß die Flut schlechter Beispiele Sie fortreißen könnte, die uns ja bei der Schwäche des Fleisches fortwährend in Versuchung führt — so lesen Sie meine Predigt und hören Sie auf die letzten Anstrengungen einer Ihnen bekannten und dem Verstummen nahen Stimme, eines Eifers, der dem Erlöschen nahe ist.

(Hier persiflirte der König den Schluß von Bossuets Rede auf den großen Condé.) —

Diese Predigt war das letzte, was der König in Breslau schrieb. Er verbesserte sie mehrfach.

— Da der Gegenstand ernst ist, so habe ich auf schwarzgerändertem Papier geschrieben. —

Die Aeußerungen des Königs während des Aufenthalts in Breslau waren meistens ernst und traurig. Selten überließ er sich einer fröhlichen Stimmung, es verging kaum ein Tag, an dem er nicht von dem Tode seiner Schwester sprach. Oft las er die Epistel, welche er an sie gerichtet hatte, und stets benutzte er alles, was sich darin auf die Uebersinnlichkeit und Unsterblichkeit der Seele bezog, um über diese Punkte zu sprechen, wie er es ja auch schon früher gethan hatte. Als er eines Abends wieder davon sprach, und ihm die Sache offenbar sehr am Herzen lag, da er ganz in Feuer geriet, sprang sein kleiner Lieblingshund, den er aus Potsdam hatte kommen lassen, fortwährend an ihm hinauf.

— Fort, Närrchen, höre auf mit deinen Sprüngen

und Liebkosungen! Warum willst du einen Philosophen unterbrechen, der von so ernsten Dingen spricht? —

Da der König auf die Gründe, welche ich in der Diskussion beibrachte, häufig mit Versen aufwartete, so befolgte ich an diesem Tage dieselbe Methode. Der König fragte mich, ob ich denn nicht einsähe, daß unsre Seele, da sie ja stets vom Körper abhängig sei, auch mit ihm ein Ende nehmen müsse und warum der Gedanke an den Untergang der Seele mich beunruhige. Ich antwortete ihm mit den Versen Voltaires, in welchen er in der Hoffnung einer künftigen Existenz Trost für die Leiden des Lebens findet.

Ich erwartete eine spöttische Antwort auf die Verse, die ich zitirte, aber zu meinem großen Erstaunen sagte der König:

— Da Sie Voltaire so gut zu zitiren wissen, so will ich Ihnen auch eine Stelle sagen, die Sie trösten wird.

Und nun deklamirte er die Verse, welche die Bekehrung eines Ungläubigen zum Glauben an die Unsterblichkeit der Seele enthalten.

Ich hatte oft Gelegenheit zu der Bemerkung, daß der König das bekämpfte, was er zu glauben geneigt war, und was er im Grunde als wirklich oder möglich ersehnte. Er kam allzu häufig und bei der unbedeutendsten Gelegenheit auf den Glauben an die Unsterblichkeit, als daß man hätte annehmen können, derselbe sei ihm gleichgültig oder er habe eine feste Ueberzeugung in diesem Punkte gewonnen. — In Augenblicken der Zufriedenheit und des Erfolges zerstörte, wie Voltaire sagt, die Nacht des Grabes das denkende Wesen. In Zeiten, wo den König Unglück, Verlust und der Tod ihm nahestehender Personen traf, hatte jene Nacht keinen Einfluß auf seine Vorstellungen.

— Vielleicht werde ich eines Tages meine Schwester, meinen Bruder und besonders meine Mutter wiedersehen, die ich alle so sehr geliebt habe. Was würde es für eine Freude für mich sein, wenn ich mich mit den großen Männern des Altertums unterhalten könnte, welche ich so lebhaft bewundere und deren Werke ich gelesen habe. Wenn

einerseits die Seele so vollständig vom Körper abhängt, wenn sie*) sich niedergedrückt fühlt, sobald der Körper ins Schwanken gerät, so sieht man andrerseits doch manchmal, daß das, was in uns denkt, in Augenblicken, wo die ganze Maschine auseinanderzufallen im Begriff ist, neue Lebenskraft gewinnt und die Seele dann oft lichtere Augenblicke hat, als während der Zeit der größten Körperkraft. Ja, wenn man an keine Vorsehung glaubt, welche alle Ereignisse des Lebens auf ein der höchsten Weisheit würdiges Ziel hinlenkt und uns für das Glück geschaffen zu haben scheint, so ist alles in der Natur unerklärlich. —

Derartige Gedanken sprach der König in Augenblicken des Unglücks aus. Wie oft hat er mir, wenn er sich von Anstrengung und Kummer niedergedrückt und außer stande fand, sich zu beschäftigen, die Verse Voltaires an Herrn von Genouville hergesagt, welche eine Hoffnung auf die Unsterblichkeit enthalten.

Ebenso führte er sie an, wenn er mir bei der Durchsicht seiner Epistel an die Markgräfin von der hohen Freude sprach, die er empfinden würde, wenn er sie wiedersehen könnte.

Seine Lektüre während des Aufenthaltes in Breslau entsprach der trüben Grundstimmung seiner Seele. Es wurden Leichenreden und Tragödien gelesen, dann Ciceros Tusculanen und seine Bücher über das Wesen der Götter sowie über das höchste Gut und höchste Uebel. Zum Schlusse las der König einen Teil von Plutarchs Lebensbeschreibungen.

61

Gegen das Ende des Aufenthaltes in Breslau machte der König zwei Ausflüge. Der erste hatte eine Unterredung mit dem Prinzen Heinrich zum Zwecke, welchem der König ein Rendezvous gab, um ihm seinen Plan

*) Im Originale steht (S. 223, 37) si l'âme dépend si singulièrement du corps, si elle l'affaisse, quand celui-ci chancelle.... Es ist klar, daß l'affaisse nur ein Schreibfehler statt s'affaisse ist.

für den bevorstehenden Feldzug mitzuteilen. Auf der Hin- und Rückreise lernte er Gressets Chartreuse auswendig. Er sagte sie mir her, während ich ihn mit dem Buche in der Hand kontrolirte. Ich brauchte ihn nur ein einziges mal zu unterbrechen.

— Sie sehen, daß ich meine Zeit nicht verloren habe. Die Chartreuse gefällt mir wegen des einfach philosophischen Tones, in welchem sie abgefaßt ist. —

Den zweiten Ausflug unternahm der König, um einige Truppenaufstellungen zu inspiziren. Dabei lernte er mehrere Szenen aus der Iphigenie auswendig, und verfehlte, als er sie mir aufsagte, kein einziges Wort.

Meine Leser werden sich erinnern, daß der König am zweiten November aus Pombsen an Voltaire geschrieben und ihn darum gebeten hatte, alle Kraft zusammenzunehmen, um seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, ein Denkmal zu setzen.

Der Verfasser der Henriade schickte eine Ode. Der König kritisirte mehrere Strophen, welche er schwach fand, und schickte seine Beurteilung an Voltaire.

Der König schien Gefallen an einer Mitteilung Voltaires über die Denkwürdigkeiten zur Brandenburgischen Geschichte zu finden, in welcher es hieß, man wisse aus sicherer Quelle, daß sie Herr von Voltaire und nicht der König geschrieben habe. Seine Majestät habe nur das Material dazu aus den preußischen Archiven hergegeben. Voltaire ereiferte sich sehr über die Unverschämtheit dieser Behauptung und versicherte mit womöglich noch größerem Nachdruck, er habe die ihm sehr wohl bekannten Urheber dieser Impertinenz gehörig abgekanzelt: „Ich habe diese Unwahrheit zurückgewiesen und werde sie stets zurückweisen.“ So schrieb er auf einem besondern Stücke Papier. Der König äußerte sich darüber folgendermaßen:

— Sie sehen, was Voltaire damit sagen will. Er hat es auf mich abgesehen, wenn er mich seines Unwillens und seiner Bemühungen versichert, die Verleumdung zu brandmarken.

Wenn Sie das alles für baare Münze nehmen wollten, so würden Sie sich außerordentlich irren. Verlassen Sie sich darauf: der Schuft hat die ganze Geschichte selber erfunden; kein Mensch hat ihm eine so schändliche Lüge mitgeteilt oder mitteilen können. Sie kennen die ganze Niederträchtigkeit seines Charakters noch nicht.

Hier spielt er den hilfreichen Freund und wünscht, daß ich alles vergesse, was er mir schändliches zugefügt hat. Um damit zustande zu kommen, erfindet er eine Geschichte, von der er behauptet, daß er sie widerlegen werde, da er unendlich für das besorgt sei, was er meinen schriftstellerischen Ruhm nennt. Mit einem Worte, er will es erreichen, daß ich mich bei ihm bedanke und ihm die Bestrafung der ihm sehr ähnlichen Schufte, welche solche Albernheiten erzählen, wer weiß wie hoch anrechne.

Ich habe ihm nicht gesagt, daß ich ihn selber für den Verfasser des Artikels halte, sondern einfach geantwortet, es sei mir sehr gleichgiltig, was man in Frankreich oder anderswo von mir spreche.

Wenn er meinen Brief bekommt, so bin ich überzeugt, wird er sagen: „Der Cujon scheint mir für all meine Bemühungen nicht einmal dankbar zu sein. Ich wünschte, er bekäme ordentliche Hiebe. Was wollte ich lachen!“ Sehen Sie, mein Lieber, solch ein Mensch ist es. Sie können sich darauf verlassen, daß ich mich nicht irre.

— Majestät liebkosen ihn also wie den Teufel, damit er nicht alles Unglück anrichtet, was er thun wollte und könnte.

— Bene, mein Herr, bene. —

62

Zwei Tage, bevor der König zur Armee abging, bekam ich einen Brief von einem Schauspieler, der sich mit einem seiner Kollegen duellirt und seinen Gegner verwundet hatte. Deshalb war er auf die Festung Spandau gebracht worden. Er bat mich, Seiner Majestät seinen Brief und folgende Verse vorzulesen:

so viele Feinde schlug er nieder:
soll denn die ganze Welt ihm grollen,
wenn er mich, der nur einen schlug,
verdammt, er, der sie alle schlägt?

— Wenn auch der Herr Schauspieler in seiner Behauptung nicht ganz recht hat, wie das Schlachtfeld von Hochkirch bezeugen kann, so will ich die Sache doch nicht so genau ansehen und seine Freilassung anordnen. Ist es nicht lächerlich, daß solche Leute sich schlagen? —

Der Schauspieler wurde freigelassen und kam mit einem Verweis und der Drohung davon, bis ans Ende seiner Tage in Spandau bleiben zu müssen, wenn er es sich noch einmal einfallen ließe, sich zu duelliren.

63

Nicht leicht wird es jemand geben, der nicht, wenn er sich die Arbeiten des Königs während des Winterquartiers vergegenwärtigt, der Bewunderung und des Lobes für einen solchen Fleiß voll ist.

— Arbeitsamkeit ist ein Glück und ein Vorteil für alle Menschen, aber besonders für einen Fürsten, der ja seinen Unterthanen die gute Verwendung jedes Augenblickes in seinem Leben schuldig ist. Den Fürsten wird alles leicht, wenn sie die Arbeit lieben, und gerade die Arbeit ist das beste Mittel, ihren Lebenswandel rein zu erhalten, ebenso wie sie den Unterthanen zum guten Vorbilde gereicht. —

Am Abend vor dem Aufbruche blieb ich länger als gewöhnlich. Der König sprach auch an diesem letzten Tage, wie zu Anfang des Aufenthaltes in Breslau, fortwährend von seiner Schwester, der Markgräfin, und seinem untröstlichen Schmerze.

— Ich habe alles gethan, um meine Trauer zu lindern, gelesen und geschrieben (Sie haben es ja mit angesehen) wie ein Benediktiner — aber meine Stimmung ist nicht besser geworden. Nun will ich auf Abenteuer ausgehen

und ohne Zweifel zu dem Kummer, den ich schon habe, mir noch neue Sorgen verschaffen. Und da sagen die Leute noch: Glücklich sein wie ein König!

Morgen gehe ich nach Rohnstock, wo wir einige Tage bleiben. Der Feldzug beginnt noch nicht, denn diesmal will ich nicht der Angreifer sein, wenn sich nicht etwa eine ungewöhnlich günstige Gelegenheit darbietet: dann würde ich sie natürlich benutzen.

Die Herren Oesterreicher bilden sich ein, daß ich immer zuerst mit ihnen anbinden will, aber in diesem Feldzuge werden sie sich täuschen und ich werde ihnen zeigen, daß, wenn ihr großer Fabius ein Pfund Blei im Hintern hat, ich mir den betreffenden Körperteil mit zwei Pfund versehen habe.

Das ist in zwei Worten mein Feldzugsplan. Gute Nacht, mein Lieber. Beten Sie inbrünstig, daß das Glück mir günstig ist. —

64

Rohnstock, 24 März 1759

Am ersten Tage des Aufenthaltes in Rohnstock war die Laune des Königs durchaus nicht rosig. Er hatte einige Befehle erteilt, die schlecht ausgeführt worden waren, und äußerte sich darüber in einem Tone, der seinen Aerger deutlich verriet.

— Ich muß gestehen, daß ich oft mit angenehmen Leuten zu thun habe. Denken Sie, es giebt Menschen, die ich nun einmal verwenden muß, und die, wenn ich sie aus meinem Zimmer ins Freie schicke, nicht wissen, wo Norden und Süden ist! Andre lassen sich mit der größten Leichtgläubigkeit jeden Blödsinn aufbinden, den man ihnen vorredet, um sie in Angst zu setzen. —

Diese Stimmung dauerte die ganze Zeit in Rohnstock fort. Jeder, der mit dem Könige zu thun hatte und besonders wer sich eine Gnade erbitten wollte, schwebte in Furcht. Der Generalmajor Prinz von Braunschweig-Bevern

trug trotzdem kein Bedenken, den König um sein Avancement zu bitten, da er an der Reihe war.

Der König antwortete, er möge sich gedulden, er würde den Grad eines Generallieutenants, den er sich wünschte, schon erhalten. Der Prinz wartete einige Tage, schrieb noch einmal, und erhielt denselben Bescheid, wie das erste mal. Darauf schrieb der König einen Befehl nieder, dem Prinzen das Patent als Generallieutenant auszufertigen, und ließ das Schreiben auf dem Tische liegen. Wahrscheinlich wollte er den Prinzen auf die Probe stellen und daran gewöhnen, Geduld zu lernen. Aber der Prinz faßte sich nicht in Geduld, sondern erbat seinen Abschied und — erhielt ihn.

Der König erwähnte mir gegenüber die eingegangenen Briefe des Prinzen, die Antworten, welche er erteilt hatte, sowie seinen schriftlichen Befehl, das Patent auszufertigen und sagte kalt:

— So soll es allen gehen, die mich drängen. Ich will mich nicht zu etwas zwingen lassen, denn was ich thun will, thue ich so schon zur rechten Zeit. Eine Gnade soll aus freien Stücken gewährt werden, und sobald ich sehe, daß sie als ein Recht von jemand gefordert wird, der sich einbildet, sie zu verdienen, gewähre ich sie nicht leicht. Hätte der Prinz die Güte gehabt, einige Tage zu warten, so hätte ich die Güte gehabt, seinen Wunsch zu erfüllen. Ich gebe zu, daß er ein guter Kerl ist, aber niemand soll mir Vorschriften machen, es sei auf welche Weise es wolle. Wohin würde ich geraten und was würde aus mir werden, wenn ich jede Bitte im ersten Augenblicke erfüllte? Ich habe meine Regeln, von denen ich nicht abweiche, und befinde mich außerordentlich wohl dabei. —

In der Armee wurde der Prinz sehr vermißt, und das Bedauern steigerte sich, als bekannt wurde, daß er, hätte er sich nur ein wenig gedulden mögen, sein Avancement erreicht haben würde. Dieses Beispiel verhinderte mehrere ähnliche Gesuche, welche man schon im Begriffe war einzureichen.

65

In Rohnstock las der König Cäsars Denkwürdigkeiten und mehrere Werke von Voltaire, darunter drei Bände seiner Weltgeschichte. Ferner verbesserte er seine Epistel an Lord Marischal und die für den General Fouqué bestimmte Instruktion für die Generalmajors der Kavallerie.

In diesem Quartier bekam ich einen Brief mit einem für ein Porträt des Königs bestimmten kleinen Gedichte. Darunter standen in großen Buchstaben die Worte: „Porträt Seiner Majestät von Preußen. Gerechtigkeit und Billigkeit." Ich las dem Könige den Brief vor.

— Die Leute denken zu gut von mir, sagte er. Wahr ist in diesem Briefe nur, daß sich ganz Europa verbunden hat, um mich zu erdrücken. Wenn ich die Bewunderung verdiente, von der der Briefsteller spricht, würde man sich dann solche Mühe geben, mich zu vernichten?

Das Genie, welches man überflüssigerweise bei mir voraussetzt, wird nie etwas Größeres erreichen, als meinen Untergang aufzuschieben. Alles das wissen freilich die guten Leute, die mein Kampf gegen eine solche Uebermacht rührt, nicht und können es nicht wissen. Nun, ich habe zwei Mittel gegen das Schlimmste: meine Büchse und ein wenig von meinem alten Glücke. —

66

Volkenhain, 1 April

Der König blieb bis zum zwölften in Volkenhain und las während dieser Zeit die Logik von Port-Royal, Racines Phädra und Andromache und Gresſets Vert-vert, den Lutrin und seine Epistel „an meine Schwester." Bei der Lektüre Gresſets gab er mir oft das Buch und deklamirte Stellen, damit ich sehen sollte, ob sein Gedächtsnis immer noch leistungsfähig und treu sei.

Während dieser Zeit waren die Aeußerungen des Königs bei unsern allabendlichen Unterhaltungen von trübem Inhalt. Er sprach von dem Unglück, welches ihn seit frühester

Jugend verfolgt hatte, und von dem größten Schlage, der ihn seitdem getroffen hatte, dem Tode seiner Schwester, der Markgräfin.

Bei der Unterhaltung über die an seine Schwester gerichtete Epistel sagte er mir, er habe den Entwurf dazu einige Wochen nach der unglücklichen Schlacht bei Kolin, jedoch in Prosa und nicht in Versen, gemacht, und nicht eher wieder angesehen, als beim Empfang der Nachricht von der Erkrankung seiner Schwester.*) Er schenkte mir den Entwurf, damit ich, wie er sagte, eine Erinnerung an das haben sollte, was ihn zu jener Zeit beschäftigte.

— Ich weiß noch nicht, mein Lieber, wie ich mich aus meiner schlimmen Lage befreien werde. Wer möchte nicht in Schrecken geraten, wenn er die Menge Feinde sieht, die mir zu schaffen machen, sowie die Uebermacht, welche sie zusammenbringen. Aber hier hilft der Schreck und das Staunen nichts, ich muß handeln und meine Feinde auseinandertreiben.

Das Verteufeltste an meiner Lage ist, daß ich, um nicht zu erliegen, fortwährend schwierige, ungewisse, ja manchmal selbst sehr gefährliche Wagnisse unternehmen muß. Und kann ich mir Erfolg versprechen, wenn ich unaufhörlich auf den heiligen Vater Zufall rechnen muß, der mich seit geraumer Zeit wie eine abgefeimte Kokette schändlicherweise verlassen hat, nachdem er mir erst auf das Zuvorkommendste alle möglichen Avancen gemacht hatte.

Um mich nur etwas zu halten, um nur einige Monate Ruhe zu haben und mich mit meiner Armee zur Erreichung meiner Absichten frei bewegen zu können, habe ich mir einen Plan ausgedacht, von dem ich mir viel verspreche, wenn er nur gut ausgeführt wird: ich werde Ihnen morgen etwas darüber sagen. —

Der König sprach aber nicht am nächsten, sondern erst einige Tage später von diesem Plane.

---

*) Hier ist im Original (S. 228, 31) eine offenbare Verwirrung.

— Die große Zahl Feinde, welche ich mir vom Leibe halten muß, die Streitkräfte, die sie von allen Seiten her zusammenbringen, und ihr Plan, mich, sobald die Jahreszeit es nur gestattet, anzugreifen — alles das hat mich auf den Gedanken gebracht, meine Operationen in Oberschlesien zu beginnen, womöglich die feindlichen Magazine in Troppau und Hof aufzuheben und dann dasselbe in Böhmen und Polen vorzunehmen.

Nur ein wenig Glück, mein Lieber, und ich werde einige Zeit Ruhe haben, sowie imstande sein, in Sicherheit gegen den Marschall Daun oder die Russen vorzugehen. Sehen Sie, das Peinliche meiner Lage ist eben, daß mich die Wechselfälle des Kriegsglücks nötigen, zu Mitteln zu greifen, denen ich in andern Augenblicken gewiß nicht den Vorzug geben würde. Ohne so gefährliche Auskunftsmittel bin ich aber verloren und gehe vor Beendigung des Feldzuges zu grunde.

Morgen marschire ich mit der ganzen Armee nach Landeshut, um die mir gegenüberstehenden überlegenen Truppen irre zu führen. —

Der König marschirte mit der ganzen Armee nach Landeshut, wo ein Teil der Infanterie Quartiere, die Kavallerie ein Lager bezog.

67

Landeshut, 12 April

An dem Tage, an welchem der König in Landeshut ankam, war er von ganz merkwürdiger Fröhlichkeit. Ich war sehr erfreut darüber, denn seine trübe Stimmung in den letzten sechs Monaten hatte mich mit lebhaftem Schmerze und mit Besorgnis für seine Gesundheit erfüllt.

— Endlich atme ich wieder auf, mein Lieber. Alles geht gut. Der Herzog Ferdinand macht Fortschritte, mein Bruder Heinrich wird sicherlich seine Sache in Böhmen gut machen, mein Freund Fouqué ohne Zweifel den von mir für ihn entworfenen Feldzugsplan in geschickter Weise ausführen und Ihr gehorsamer Diener all diese Operationen nach Kräften unterstützen, wie er denn auch zu diesem Zwecke

den Feind, der schwerlich von all diesen Plänen eine Ahnung hat, in jeder nur möglichen Weise beunruhigen wird.

— Ich hoffe, daß alles gut gehen wird, Majestät. Es ist Zeit, daß dieses Leben, dieses Hundeleben, wie Majestät es nennen, ein Ende nimmt.

— Nur ein wenig Glück, mein Lieber, ein wenig Glück! Geht alles gut, so kann ich wieder aufatmen. Gelingt mein Plan nicht, dann wird allerdings die Lage ernsthaft und schwierig.

Aha, da kommt ein Brief. Wir wollen sehen, was es ist. Gott bewahre, von Voltaire! Das ist ein guter Tag. Hören Sie! —

Voltaire lobte die kleinen poetischen und prosaischen Schriften, welche ihm der König geschickt hatte, bis in den Himmel.

— Sie müssen mir zugeben, mein Lieber, daß Voltaire wie ein Engel schreibt. Um von diesem einzigen Manne schnell wieder einen Brief zu bekommen, will ich ihm gleich antworten. Warten Sie einen Augenblick. Die Sache geht schnell. —

Der König war wirklich in sehr kurzer Zeit fertig. Er gab Voltaire einen Teil des Weihrauches zurück, den dieser ihm gespendet hatte, und gab ihm die Versicherung, er könne ihm schreiben, was er wolle, ohne die Neugier der österreichischen Husaren fürchten zu müssen, die sehr viel begieriger auf Branntwein als auf schöne Verse seien.

Als ich davon sprach, daß in Paris mehrere Bücher Voltaires verbrannt worden waren, fügte der König zu seinem Briefe folgende Nachschrift hinzu:

„Man sagt, daß in Paris Ihr Gedicht über die natürliche Religion, die Philosophie des gesunden Menschenverstandes und der »Geist« von Helvetius verbrannt worden ist. Da können Sie recht meine Eitelkeit sehen: ich bin stolz darauf, daß zu derselben Zeit, wo Frankreich mich bekriegt, in Paris der gesunde Menschenverstand bekämpft wird."

Der Briefwechsel des Königs mit dem Patriarchen von Ferney war während des Aufenthaltes in Landeshut

manchmal recht lebhaft. Am neunzehnten schrieb ihm der König:

„Ich wünsche Ihnen Glück dazu, daß Sie noch Hofjunker des Vielgeliebten sind. Sein Patent wird Sie freilich nicht unsterblich machen, sondern Sie werden die Unsterblichkeit nur der Henriade, dem Oedipus, dem Brutus, der Semiramis, der Merope und dem Grafen von Foix zu verdanken haben.

Darauf wird sich Ihr Ruhm gründen, so lange es Leute, die sich mit der Literatur beschäftigen, und talentvolle Liebhaber Ihres göttlichen Talentes giebt.

Was mich anlangt, so verzeihe ich Ihnen mit Rücksicht auf Ihr Genie alle Unannehmlichkeiten, die Sie mir in Berlin verursacht haben, die Leipziger Schmähschriften sowie alles, was Sie gegen mich gesagt oder gedruckt haben, so viel und so hart es auch gewesen ist. Ich bin Ihnen darum nicht gram, ja ich werde es sogar ohne Groll annehmen, wenn Ew. französische Schweizer-Gnaden zu den Räubern, die mich ausbeuteln wollen, Hilfstruppen stoßen lassen. Nun wissen Sie, wie gut wir mit einander stehen!"

Nachdem mir der König den Brief, in welchem die eben angeführte Stelle enthalten war, vorgelesen hatte, las er Voltaires Briefe, den an ihn wie den an mich gerichteten, noch einmal durch.

— Sie werden sehen, sagte er, denken Sie später daran, daß ich es Ihnen gesagt habe: der Schuft ist imstande, mir noch einmal einen von seinen gewöhnlichen Streichen zu spielen. Er läßt gewiß das verwünschte Gedicht drucken, welches ich ihm geschickt habe. Ich will ihm doch darüber auch noch etwas schreiben.

Der König setzte folgendes Postskriptum unter seinen Brief:

„Wenn das Gedicht, welches ich Ihnen geschickt habe, gedruckt wird, so halte ich mich an Sie. Ihr Brief scheint die Einleitung zu dem edeln Gebrauche zu sein, den Sie von meiner Mitteilung machen wollen. Auch was Sie an

Catt schreiben, befriedigt mich nicht. Im übrigen ist mir die Sache allerdings sehr gleichgiltig."

Der König hatte Voltaire auch die Epistel geschickt, welche er an die Prinzessin Amalia gerichtet hatte. Voltaire lobte dieses Gedicht höchlich. Trotzdem sprach Seine Majestät in der Antwort auf Voltaires Briefe, welche er am zweiundzwanzigsten niederschrieb, davon als von einer bloßen Skizze. —

Am Tage nach Absendung dieses Briefes erhielt der König wieder ein Schreiben von Voltaire, welcher ihm Candide übersandte.

— Es ist außerordentlich schön von Voltaire, an mich zu denken und meinen Geist durch seine Briefe und seine Werke zu nähren. Ich brauche wahrlich gute Nahrung! Wenn nur das Herz dieses Mannes seinem Geiste entspräche! Was wäre er dann für ein Mensch! Alle andern Menschen würde er in Schatten stellen!

Sie sehen, er findet meine Verse nicht übel, natürlich mit Rücksicht auf die peinliche Lage, in welcher ich dichte. Aber trotz der Lobsprüche eines so großen Dichters muß man bescheiden sein.

Ich habe heute früh Candide schon zum Teil, sowie die Ode auf den Tod meiner armen Schwester gelesen, welche letztere Voltaire in ganz ausgezeichneter Weise verbessert und verschönert hat. Sehen Sie, ich habe ihm auch schon geantwortet. Sie sehen, daß ich ein sehr pünktlicher Korrespondent bin. Dafür werde ich auch bald wiederum einen Brief von meinem Patriarchen bekommen. Alles, was ich von ihm erhalte, ist mir viel wert, besonders in solchen Zeiten wie jetzt, wo man jede nur mögliche Zerstreuung nötig hat. —

Auf solche Weise vertrieb sich der König in Landeshut die Zeit bis zum siebenundzwanzigsten. Noch häufiger als an Voltaire schrieb er an seinen Freund Fouqué. Auch las er hier die Einleitung in die Philosophie von Sgravesande und die Vorrede des Dictionnaires der Encyklopädie.

— Das ist d'Alemberts Meisterwerk. Diese Schrift allein wird seinen Namen unsterblich machen.

Candide las er dreimal. Das Buch amüsirte ihn sehr.

— Da ist der einzige Roman, den man immer wieder lesen kann. —

68

Alles wäre gut gewesen, wenn der General Fouqué die Magazine aufgehoben hätte, welche dem Könige so sehr am Herzen lagen. Aber er berichtete, er könne keine Magazine entdecken. Der König erwiederte, es seien sehr erhebliche Magazine vorhanden, und rechnete so fest darauf, daß er anordnete, sie sollten nach Neisse geschafft werden.

So unzufrieden der König mit dem Gange der Dinge in Schlesien war, so lebhaft war seine Zufriedenheit mit den Unternehmungen des Prinzen Heinrich in Böhmen. Er ließ mich rufen, als er darüber einen vom 17 datirten Bericht erhielt.

— Mein Bruder hat einen guten Schlag ausgeführt. Er hat bedeutende Magazine des Feindes zerstört, die Elbschiffe der Oesterreicher verbrannt und Standarten, Fahnen, Kanonen, sowie den General Renard mit fünfzig Offizieren und fünftausend Mann gefangen genommen. Sämtliche feindliche Streitkräfte, die sich auf seiner Marschroute fanden, hat er vor sich hergetrieben, und marschirt nun auf Bamberg los. Ich denke, er wird die Reichstruppen gut mitnehmen. —

Der König war glücklich über diese guten Nachrichten, die er soeben erhalten hatte, und sprach mit der wärmsten Anerkennung von seinem Bruder und dessen Feldherrntalente.

— Wenn alle, die mich unterstützen sollten, sich ebenso vortrefflich benähmen wie er, so würde ich mehr Ruhe und Freiheit haben, mein Lieber. Das wäre dringend wünschenswert. Dann könnte ich doch wieder Atem holen. Mein Bruder hat durch seine Operationen die Absichten so wirkungsvoll durchkreuzt, welche der Erwählte des Papstes

hatte, daß dieser so schnell als möglich den General Harsch in der Richtung nach Leitmeritz abgeschickt hat. —

Landeshut, 26 April

— Morgen gehe ich nach Neisse. Da mein Bruder Daun in die Defensive gedrängt hat, so will ich den Augenblick benutzen, um mich auf de Ville zu werfen. Erhält er keine Nachricht von meinem Marsche, so wird er etwas Gehöriges abbekommen.

Wir müssen sehr schnell marschiren. Deshalb lasse ich Sie hier zurück und empfehle mich Ihren inbrünstigen Gebeten. Denken Sie manchmal an den armen Don Quixote: Sie sehen, er schont sich nicht.

Vor allen Dingen bitten Sie den Himmel um irgend ein glückliches Ereignis, welches uns den ersehnten Frieden herbeiführt. Freilich ist es wohl noch lange hin bis zu diesem glücklichen Augenblicke.

Am zwölften oder dreizehnten Mai denke ich zurück zu sein. Gewiß kann ich es aber nicht versprechen, da ich von den Umständen abhängig bin.

Adieu, gute Nacht und — ich wiederhole es — vergessen Sie mich nicht in Ihren frommen Gebeten. —

Ganz früh am nächsten Morgen trat der König den Marsch nach Schweidnitz an und traf über Reichenbach, Nimptsch und Münsterberg am achtundzwanzigsten in Neisse ein. Am dritten Mai machte er mit einem Teile seiner Truppen einen Vorstoß gegen die österreichische Grenze bis nach Zuckmantel. Da sich hier aber keine günstige Gelegenheit zu weitern Operationen zeigte, so trat er den Rückmarsch an und gelangte auf derselben Route am zwölften wieder nach Landeshut. Die Armee bezog ein Lager in der Nähe, der König nahm sein Hauptquartier in Reichhennersdorf.

69

Landeshut und Reichhennersdorf, 12 Mai

Der König ließ mich am Tage seiner Ankunft zu sich befehlen. Die Unterhaltung dauerte nicht lange. Der

König schien mir sehr müde und unzufrieden mit seinem Marsche.

— Ich habe nichts Erhebliches ausrichten können, mein Lieber. Ein paar elende Burschen haben wir gefangen genommen: das ist alles. Entweder hat der Feind durch die Schufte von Priestern, die ihm stets Nachricht geben, von meinem Marsche gehört, oder er will es nicht zum Schlagen kommen lassen, oder endlich: meine Dispositionen sind nicht ordentlich ausgeführt worden.

Wenn ich nur ein Mittel wüßte, etwas zu unternehmen! Wissen Sie eins?

— Nein, Sire. Wenn Majestät kein Mittel findet, wie sollte ich eins wissen?

— Sie sprechen wie ein Hofmann, mein Herr.

— Dann sagt der Hofmann die Wahrheit, Majestät.

— Wissen Sie, ich bin heute zu nichts zu brauchen. Sie können keinen auch nur etwas vernünftigen Gedanken aus mir herausbringen. Deshalb sage ich Ihnen Lebewohl. Aber das muß ich doch noch hinzufügen: haben Sie wirklich, wie ich es wünschte, für mich gebetet, so sind Sie nicht inbrünstig genug gewesen, oder Sie sind doch nicht ganz der Gerechte, von dem der Evangelist spricht.

— Wie hätte ich nicht mit Inbrunst beten sollen, da Majestät der Gegenstand meines Gebetes war. Freilich bin ich nicht der Gerechte, von dem im Evangelium die Rede ist, aber möglicherweise werde ich es noch im Feldlager.

— Das Feldlager, mein Lieber, macht die Menschen nicht gerecht. Da habe ich die Gerechtigkeit, auf welche ich trotz meiner Ketzerei, die Sie wegen Ihrer Zuneigung zu mir manchmal so unglücklich macht, doch etwas stolz bin, wahrlich nicht gelernt. Sie können sich darauf verlassen, daß ich in Fragen der Sittenlehre starr orthodox bin, Sittlichkeit aber ist die Grundlage der Gerechtigkeit.

Gute Nacht. Wir müssen dieses Kapitel bis zum nächsten Posttage lassen. —

70

13 Mai

Ich wurde um vier Uhr zum Könige befohlen. Diesmal war, obgleich die Unterhaltung mehrere Stunden dauerte, weder von Gerechtigkeit noch von moralischer Rechtgläubigkeit, sondern nur von der Königin von Ungarn und dem Grafen Kaunitz die Rede.

— Die Königin, sagte er, hat mir viel Unglück zugefügt und mich manche schlimmen Tage durchleben lassen.

— Ich glaube, Majestät haben es ihr mit Zinsen heimgezahlt.

— Nicht so, wie ich gern gewollt hätte. Aber trotz allen Schadens, den sie mir zugefügt hat, muß ich zugeben, daß sie von Charakter außerordentlich achtungswert ist. Sie ist von einer Sittenreinheit, wie sie bei sehr wenigen Frauen in gleichem Maße zu finden ist. Die meisten Weiber sind sittenlos, die Königin von Ungarn kann das nicht leiden und steckt alle liederlichen Weiber ein, besonders wenn sie den Verdacht hat, daß es eine auf ihren lieben Gemahl abgesehen hat.

Dabei ist sie thätig, und hat — ich muß ihr diese Gerechtigkeit widerfahren lassen — mancherlei Talente. Ebenso ist zuzugeben, daß Kaunitz ein gescheiter Kopf und ein sehr bedeutender Staatsmann ist. Keiner unter unsern Zeitgenossen kommt ihm darin gleich. Wer ihn bei der Toilette sieht, wird ihn allerdings nicht für sehr bedeutend halten. Sie sehen daraus, daß man nicht oberflächlich über die Menschen urteilen und leichtsinnig über ihre Fähigkeiten absprechen darf. Das ist ein wichtiger Grundsatz, den ich stets befolge.

Ich mache aus der Beurteilung der Menschen ein besondres Studium, und lerne oft den innersten Grund ihres Charakters durch eine Kleinigkeit kennen. Gerade die unbedeutendsten Dinge erlauben manchmal einen derartigen Schluß. Wer nicht an solche Beobachtungen gewöhnt ist, dem entgeht dergleichen und er sieht in Kleinigkeiten nur Dinge, die nichts bedeuten wollen. —

Der König führte diesen Gedanken ziemlich weit aus. Freilich konnte ich seine Behauptungen nicht mit dem vereinigen, was ich häufig an ihm beobachtet hatte.

Er sah die Menschen oft nicht, wie sie wirklich waren, sondern in dem Bilde, welches er sich von ihren Charakteren und ihren Fähigkeiten zurecht gemacht hatte. Hiermit stimmten auch meine späteren Beobachtungen. Aus den überaus zahlreichen Beispielen will ich nur eins auswählen.

„Sehen Sie," sagte er wohl, „das ist ein Mensch, der große Fähigkeiten hat. Es fehlt ihm nur an Gelegenheit, sie in Uebung zu setzen. Er hat gesunden Menschenverstand, der ihn stets auf das Richtige losgehen läßt, und außerdem den Eifer, den man haben muß, wenn man etwas Gutes vollbringen will. Was er sieht, sieht er gut. Ich werde mir Mühe geben, ihm Gelegenheit sich auszuzeichnen zu verschaffen."

Hatte der so gelobte nun wirklich einmal die Möglichkeit bekommen, sich sehen zu lassen, so verschwand plötzlich sein Verstand, seine Thätigkeit, seine Einsicht und sein scharfer Blick: es blieb nichts übrig, als ein Dummkopf und Faulpelz, der niemals etwas der Rede wertes ausführen konnte.

Der König machte sich eine Pflicht und ein Vergnügen daraus, junge Offiziere auszubilden. Er wählte dazu diejenigen aus, von denen er glaubte, daß sie am geeignetsten seien, von seinem Unterrichte Nutzen zu ziehen.

„Unter meinen Zöglingen habe ich zwei bis drei, welche die Natur selbst dazu bestimmt zu haben scheint, dereinst Feldmarschälle zu werden. Sie fassen alle meine Gedanken mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit auf, kommen ihnen manchmal zuvor, ja gehen nicht selten darüber hinaus."

Wer beschreibt mein Erstaunen, als er mir nach einiger Zeit anvertraute, diese großen Männer seien Narren, mit denen man niemals auch nur das Geringste anfangen könne.

Derartige Beobachtungen konnte ich in Reichhennersdorf mehrfach machen. Besonders auffallend war die Sache

mit dem General von Wedell, welchen der König fortwährend lobte.

„Das ist ein großer Mann," sagte er häufig; „Sie werden sehen, was er in diesem Feldzuge leisten wird. Ich werde ihn zu wichtigen Dingen verwenden."

Niemals habe ich den König gegen jemand so aufmerksam und zuvorkommend gesehen, wie gegen diesen General. Es ging soweit, daß er oft auf ihn mit dem Diner wartete, obgleich er sehr viel Wert darauf legte, pünktlich um zwölf Uhr zu speisen. Ließ der General, der oft auf Rekognoszirungen abwesend war, zu lange auf sich warten, so befahl der König, für ihn allein zu decken, und leistete ihm dann beim Essen Gesellschaft.

„Ich habe Sie etwas spät rufen lassen, weil ich auf meinen Wedell warte, der eine Rekognoszirung vorzunehmen hatte. Das ist ein vortrefflicher Mann, von dem ich noch große Dienste erwarte. Er ist fortwährend im Sattel, um alles zu inspiziren."

Diese Vorstellung, welche er sich von dem General gebildet hatte, hielt, wie man später lesen wird, gegen das Unglück, welches Wedell eine Schlacht verlieren ließ, nicht stand. Da waren auf einmal alle seine Fähigkeiten verschwunden, und der General hatte sich in einen ganz gewöhnlichen Menschen verwandelt.

So oft ich Seine Majestät in betreff irgend jemandes ein derartiges Vorurteil fassen und ihn in der übertriebensten Weise loben sah, mußte ich Zeuge sein, wie sein Urteil sich zum Nachteil des betreffenden änderte. Manchmal, wenn auch selten, gab er dann zu, daß er einen auf den ersten Blick bedeutenden Mann denn doch in sehr leichtfertiger Weise beurteilt habe.

Der Marquis d'Argens hatte es mir allerdings bei meiner Ankunft in Breslau vorher gesagt: „Sagt der König abends bei seinem Konzert, daß Sie ein Mann von Geist sind, so sind Sie ein Mann von Geist, was man auch dagegen thun oder sagen möge. Leugnet er es, so laufen Sie Ihr ganzes Leben ohne Geist herum." Manch-

mal traf der Marquis mit seinem Urteil den Nagel auf dem Kopf.

Manche, die den König mit seiner Schwäche, über die Menschen und ihre natürlichen oder erworbenen Gaben, sowie über ihr Herz abzuurteilen, kannten, benutzten diese Schwäche nur zu oft in der Weise, daß sie geschickt einfließen ließen, wenn sie etwas verstünden und bedeuteten, so verdankten sie dieses Glück dem Könige, der ihre Erkenntlichkeit und ihren Eifer stets neu belebe. Wehe dem, der derartigen Leuten ihre Gaben und ihre Rechtschaffenheit abgesprochen hätte!

71

Während dieses und des folgenden Monates blieb das Hauptquartier in Reichhennersdorf. Ich wurde täglich zum Könige befohlen. Seine Majestät beschäftigte sich lebhaft mit seinem Briefwechsel mit dem General Fouqué und sprach oft zu mir davon.

Bald schien der Feind mit dem General Fouqué handgemein zu werden, bald mit der gesamten Truppenmasse, ohne einen Streich zu führen, ins Gebirge zurückgehen zu wollen. Manchmal glaubte der König einer Entscheidung nahe zu sein und den Marschall Daun im Begriffe zu sehen, unsre Stellung anzugreifen. Dann schien es wieder, als habe Daun seine Infanterie noch nicht gehörig konzentrirt, und verrate die Absicht, auf die Lausitz zu marschiren. Heute wollte der Feind angeblich Glatz belagern, und morgen schien keine Rede davon zu sein.

So hörte also der König nicht auf, täglich dem General Fouqué seine Ansichten und Pläne mitzuteilen. Dabei kam jede Möglichkeit zur Sprache und es wurde ebenso der Fall erwogen, daß der Feind den König, wie der, daß er Fouqué angreifen wollte. Auch gab ihm der König Nachricht von dem Vormarsch der Russen und ihrer Absicht, seine Staaten zu besetzen.

— Da der geweihte Mann meine Absicht, mich auf die Defensive zu beschränken, nicht durchschaut, so werde

ich ihn mit seinen Plänen, zusammen mit dem General Fermor zu operiren, Zeit verlieren lassen. Dabei muß ich denn doch einige Augenblicke gewinnen. —

In Reichhennersdorf las der König Fontenelles Reden auf Akademiker sowie die Vielheit der Welten und die Orakel, ferner Sethos und vier male Voltaires Candide. Dies Buch veranlaßte häufig eine Diskussion über das moralisch Gute und Schlechte.

— Das Schlechte hat die Oberhand, wenigstens in meiner augenblicklichen Lage. Wer wird jetzt von mir behaupten wollen, daß ich ebenso glücklich als unglücklich bin? Jedenfalls behaupte ich mit vollem Bewußtsein, daß es für mich kein Glück giebt. —

Als ich Seiner Majestät vorstellte, daß man, um die Frage nach dem größeren Unglück oder Glück eines Menschen in dieser Welt richtig zu entscheiden, sein ganzes Leben betrachten und nicht bei irgend einem bestimmten Teile desselben stehen bleiben müsse, antwortete er:

— Wie kann der Einzelne, besonders während er leidet, in eine solche Erwägung eintreten? Ich gebe zu, daß ich in meinem Leben manchmal Freude erlebt habe, aber das alles ist durch das Unglück aufgehoben, welches ich seit so viel Jahren erlebe. —

Dann setzte mir der König sein ganzes Leben auseinander und seufzte, während er es that. Ueber die glücklichen Augenblicke ging er leicht hinweg und verweilte ausführlich bei den Unannehmlichkeiten.

In Reichhennersdorf schrieb der König ferner drei Briefe an Voltaire. Er hatte ihm den Auftrag gegeben, bei dem Doktor Tronchin anzufragen, ob er nach Preußen reisen und den Prinzen Ferdinand in seiner Krankheit behandeln wolle. Voltaire hatte vielleicht garnicht mit Tronchin gesprochen, jedenfalls antwortete er dem Könige, der berühmte Arzt sei außer stande, nach Preußen zu reisen, da er die Gesundheit der Kinder des Königs von Frankreich zu überwachen habe. Der König nahm diesen Brief außerordentlich übel und entwarf die Antwort in

einem Augenblicke, wo er sehr erzürnt war. Da ich ihm bemerkte, daß dieses Schreiben sehr stark sei, und daß Voltaire in seinem Aerger einen schlimmen Gebrauch davon machen könne, so milderte er die Ausdrücke, die er gebraucht hatte, und dankte mir dafür, daß ich ihn darauf aufmerksam gemacht hatte.

72

Fortwährend kam der König während des langen Aufenthaltes in Reichhennersdorf auf seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth, zu sprechen. Hatte er lange von ihr, und meist mit Thränen, gesprochen, so las er wohl das Gedicht, welches er an sie gerichtet hatte, und weinte dann von neuem.

Ich versuchte ihn von diesen trüben Gedanken abzuleiten. Im Anfang gelang es mir nicht. Nur wenn ich ihn auf die Geschichte des Krieges brachte, ging er auf meinen Versuch ein und erzählte sie mir wiederholentlich.

— Mir scheint, sagte er einmal, daß dieser Krieg ganz merkwürdige Schicksalswendungen enthält. Niemals ist eine glänzendere und blutigere Schlacht geliefert worden als die bei Prag. Mein Verlust war bedeutend, der der Oesterreicher ungeheuer groß. Ich hatte garnicht die Absicht gehabt, den Feind anzugreifen. Der Feldmarschall Schwerin, ein sehr tapferer, sehr tüchtiger, aber allzu leidenschaftlicher Mann, zwang mich in gewissem Sinne dazu, obgleich die Oesterreicher eine außerordentlich starke Stellung eingenommen hatten.

Ich war während des ganzen Tages übel und gab alles von mir, was ich am Tage vorher zu mir genommen hatte. Aber das war keine Zeit, wo man auf sich Acht geben konnte, wir mußten handeln, und ließen es wahrlich nicht an uns fehlen. Meine Brüder Heinrich und Ferdinand verrichteten Wunder. Unser Sieg wäre noch vollständiger gewesen, wenn nicht der Marsch des Prinzen Moritz durch die Beschaffenheit der Straßen auf-

gehalten worden wäre. Die Wege waren grundlos, und deshalb konnte er die Nachhut des fliehenden Feindes nicht vernichten. —

Von dieser Schlacht ging der König auf die bei Kolin über, von welcher er mir folgendes erzählte:

— Ich bin getadelt worden, weil ich mich auf diese Schlacht einließ, von der man annahm, daß sie nicht notwendig war, eine Ansicht, die auch der Prinz von Braunschweig-Bevern teilte. Ich griff die Oesterreicher an, weil ich sicher war, sie zu schlagen, und ich hätte sie ohne alle Frage geschlagen, wenn meine Anordnungen ausgeführt worden wären. Aber einige meiner Generale verloren den Kopf.

Das Schlachtfeld gehörte uns. Eine einzige Schwadron feindlicher Kavallerie hatte sich noch nicht zurückgezogen. Der Adjutant, welcher den betreffenden Befehl überbringen sollte, fiel. Da die Schwadron nicht angegriffen wurde, so ließ der sie kommandirende Offizier dem Marschall Daun, der geflüchtet war, sagen, die Schlacht sei gewonnen. Es wurden neue Truppen vorgeschickt und wir mußten uns zurückziehen.

Hätte ich, wonach sich alles anließ, den Sieg erfochten, so war mein Plan, nach Unschädlichmachung der Oesterreicher, an den Rhein zu marschiren, die Franzosen anzugreifen und in Frankreich selbst einzurücken. Mein Unglück hat alle diese Absichten zunichte gemacht. —

Aus sicherer Quelle erfuhr ich über die schreckliche Schlacht bei Kolin folgendes.

Der König fragte den Prinzen von Bevern, als er zu ihm stieß, ob er den Marschall Daun angreifen solle oder nicht.

„Reden Sie offen und freundschaftlich zu mir."

„Sire, wenn ich das Vertrauen, welches Majestät mir bezeigen, rechtfertigen soll, so habe ich die Ehre, Ihnen mit der aufrichtigen Ergebenheit, welche ich Ihnen schulde, zu sagen, daß die Schlacht nicht notwendig ist. Majestät haben einen Sieg erfochten. Bald wird noch der Prinz

Karl mit seiner ganzen Garnison dazu kommen. Die Sache hat also nicht die geringste Eile. Daun muß uns angreifen. Außerdem haben Majestät wenig Truppen, während Daun mindestens über 70000 Mann verfügt."

In diesem Augenblicke trifft der Prinz Moritz mit Verstärkungen ein. Der König teilt ihm die Ansicht des Prinzen von Bevern mit und betont besonders nachdrücklich die Ansicht desselben über die geringe Zahl der preußischen Truppen. Da ruft der Prinz Moritz aus: „Majestät, die Vorteile unsrer Stellung sind für 50000 Mann zu rechnen! Wir müssen den Feind angreifen."

Der Aufmarsch beginnt. Auf preußischer Seite wußte man so wenig von dem Terrain, daß die Truppen plötzlich vor unwegsamen Sümpfen standen. Sie mußten Kehrt machen. Der linke Flügel versuchte in den Rücken der österreichischen Aufstellung zu gelangen. Um elf Uhr war der Aufmarsch beendet. Die Hitze war glühend, es wurde den Truppen Ruhe bis zwei Uhr gegönnt. Aber sie waren dabei dem Sonnenbrande ausgesetzt, und die Rast ermüdete sie noch mehr.

Darauf begann der Angriff. Zuerst ging alles gut. Der König beobachtete den Gang der Schlacht auf dem Boden eines Hauses dicht bei dem Schlachtfelde. In seiner Umgebung befand sich der Oberst Balbi.

Im Hintergrunde erblickte man eine ausgedehnte Lichtung, welche von keinen Truppen besetzt war. Ein Ingenieur mit Namen Steuß wird hingeschickt, um das Terrain zu besichtigen. Er berichtet, daß in der Gegend keine Truppen zu bemerken sind. Balbi erwiedert: „Nehmen Sie sich in Acht mit Ihren Behauptungen. Ihr Bericht ist falsch."

Der König wird ärgerlich gegen Balbi und sagt ihm, er solle sich mit dem Ingenieur zum Teufel scheren. Da mit einem male sieht er gerade in jener Lichtung feindliche Truppen vorrücken und in das Zentrum seiner Aufstellung eindringen. Er geht von dem Boden herunter, steigt zu Pferde und befiehlt den Rückzug.

73

1 Juli 1759

Mehrere Wochen lang blieb der König in Ungewißheit über Dauns Absichten. Er suchte sich dadurch zu zerstreuen, daß er allerhand Pläne aussprach und verbreiten ließ. Oft wurde er durch falsche Nachrichten von Bauern, Kaufleuten oder auch manchen Offizieren getäuscht. Zuletzt gewann er die Gewißheit, daß der Feind bald einen Marsch unternehmen und seine Operationen beginnen werde.

— Die geweihte Schlafmütze hat ihren eignen Plan mit den erwarteten Manövern der Russen kombinirt, aber das wird alles nichts helfen. Ich bin fest davon überzeugt, daß Dohna das russische Korps bei Nakel vernichten und die andern russischen Truppen gut in Schach halten wird. Das ist ein besseres Orakel, als Kalchas geben kann! In einigen Tagen hoffe ich Ihnen sichere gute Nachricht geben zu können. —

Mit solchen Hoffnungsgedanken trug sich der König in seiner damaligen Lage. Der geringste kleine Vorteil, der erfochten wurde, erschien ihm als ein wichtiges Ereignis. Einige Gefangene, die der General Wedell einbrachte, verursachten ihm eine kaum zu beschreibende Freude.

— Verdient Wedell, sagte er, nicht meine ganze Achtung und Liebe? Was er zu thun hat, macht er immer gut, und manchmal noch weit besser, als ich zu hoffen berechtigt war. —

An diesem Abend las er mir die Ode Voltaires an die Markgräfin von Baireuth vor. Als er die Stelle las, wo die Rede vom Mittag ist, sagte ich:

— Ich verstehe nicht, was der Dichter meint.

— Das kann ich mir denken. Es ist eine Anspielung auf Maupertuis. Aber ich habe den Schuft nicht merken lassen, daß ich verstand, was er mir zu verstehen geben wollte. —

Bei dieser Gelegenheit verbreitete sich der König über die Bosheit des Dichters und ließ kein gutes Haar an ihm.

— Hätten Sie geglaubt, fuhr er fort, daß ich mich so lange in der Defensive hätte halten können?

— Nein, Sire.

— Die Feinde hielten es ebensowenig für möglich. Sie kennen mich noch nicht ordentlich und bilden sich ein, ich könne nicht stillsitzen und müsse fortwährend die Offensive ergreifen. Aber ich kann mich ganz gut auf die Defensive beschränken, wenn es sein muß, ebenso wie ich im Falle der Not zu sparen verstehe. Sehen Sie, jetzt habe ich seit einem Monate den Kanonenschuß, der sonst bei der Retraite gelöst wird, nicht abgeben lassen und so dreißig Schüsse gespart! Aber glauben Sie nicht, daß ich es auf das Sparen absehe, wenn es nicht nötig ist. Sobald es nötig ist, weiß ich ebensogut wie ein andrer auszugeben. —

74

2 und 3 Juli 1759

An diesen beiden Tagen wurde ich nicht zum Könige befohlen, weil er infolge des Genusses einer Pastete an heftiger Kolik litt. Er hatte viel daran zu leiden, nahm sich vor, seiner Vorliebe für Pasteten künftig nicht mehr nachzugeben, und vergaß diesen Vorsatz, sobald die Kolik vorbei war.

4 Juli

Um drei Uhr wurde ich befohlen. Die Unterhaltung dauerte nicht lange.

— Ich habe während dieser zwei Tage sehr zu leiden gehabt, und weiß noch bis zu diesem Augenblicke nicht, wie ich mir diese schreckliche Kolik zugezogen habe, die mich ganz heruntergebracht hat.

— Man behauptet, daß Majestät die Kolik durch den Genuß einer Pastete bekommen hat.

— Wer das sagt, ist ein Narr. Wie kann man durch einen Mundvoll Pastete eine Kolik bekommen? So elend ist mein Magen nicht, daß mir eine solche Kleinigkeit so schlecht bekommen sollte.

Aber was reden wir von der Kolik! Mich quälen ganz andre Dinge.

Morgen brechen wir auf. Die große Schlafmütze hat sich schon vor einigen Tagen in Marsch gesetzt und die Richtung auf Markliffa genommen. Machen Sie sich darauf gefaßt, in kurzer Zeit etwas Ernsthaftes vorgehen zu sehen.

Komme ich diesmal gut davon, so werden Sie es nicht erleben, daß ich mich blindlings dem Zufalle anvertraue. Habe ich Erfolg, so soll mich das Glück nicht aufblasen, sondern ich werde stets daran denken, daß unser menschliches bischen Klugheit und Weisheit in einem Augenblicke ein Spielball des Zufalls und des Schicksals werden kann, das ja einen Gefallen daran findet, den Stolz der Hochmütigen zu erniedrigen.

Das soll künftig die Richtschnur meines Denkens sein. Finden Sie nicht, daß sie gut ist?

— Sehr gut, Majestät.

— Meinen Sie nicht, daß ich es manchmal daran habe fehlen lassen? Sie müssen mich nun doch genau genug kennen, um darüber urteilen zu können?

— Sire, ich glaube, daß menschliche Weisheit und Klugheit, um mich der Ausdrücke Ew. Majestät zu bedienen, ein Spiel des Zufalls sind.

— Sie antworten mir nicht ordentlich auf meine Frage. Ich will wissen, ob Sie mich von meinen Erfolgen aufgeblasen gesehen haben.

— Nein, aber ich habe Majestät sich oft zu großen Erwartungen hingeben gesehen.

— Gut, gut, Sie verdienen meine Freundschaft*) durch Ihre gute Antwort. Aber wir müssen abbrechen. Molière sagt, man muß sich am Vorabend eines anstrengenden Marsches früh zu Bette legen. Und damit wünsche ich Ihnen gute Nacht. Auf Wiedersehen vor Hirschberg. —

*) Der König gebraucht hier denselben lateinischen Satz wie S. 70.

75

5 Juli 1759

Mit Tagesanbruch brach der König in zwei Kolonnen nach Hirschberg auf. Die erste marschirte über Pfaffendorf, Schmiedeberg und Lomnitz, die zweite über Schreibersdorf, Fischbach, Rohrlach, Eichberg und Hartau. Seine Majestät schlug das Hauptquartier in der Vorstadt von Hirschberg auf. Ich wurde um fünf Uhr zu ihm befohlen.

Ich war eben eingetreten, als ein Brief gebracht wurde. Der König erbrach schnell das Siegel. Sobald er den Inhalt sah, gab er ihn mir, indem er zu meinem Erstaunen anfing zu weinen.

— Der Marquis d'Adhémar, der zum Hofhalte meiner armen Schwester gehörte, schickt mir, was er zum Gedächtnis der teuern Verstorbenen verfaßt hat. Behalten Sie es und lassen Sie es mich nicht sehen.

Der König zerfloß in Thränen.

— Warum mußte ich mitten in all meinem Unglück auch noch diese leidenschaftlich geliebte Schwester verlieren! Sie allein richtete mich auf, tröstete mich, belebte meinen Mut und ließ mich auf eine glücklichere Zukunft, auf eine Zeit hoffen, in der es mir vergönnt sein würde, sie wiederzusehen. Mit ihr habe ich alles verloren. Glauben Sie, mein Lieber, es giebt noch Fürsten, welche den Wert wahrer Freundschaft kennen. Nicht alle gekrönten Häupter sind undankbar.

Darauf sprach er von seiner Liebe zu der verstorbenen Königin und von der rührenden Art, wie sie sich seiner angenommen hatte.

— Das Andenken an diese beiden Frauen wird mir immer unendlich teuer sein und nur mit meinem Leben enden.

Damit hatte diese traurige Unterhaltung ein Ende. Der König sagte nur noch:

— Dieser Brief macht mich zu allem unfähig. Was soll ich Sie noch länger durch meine Trauer trübe stimmen! Gute Nacht. —

6 Juli

Am nächſten Tage ging der Marſch nach Waltersdorf. Ich wurde nicht zum Könige befohlen. Der darauf folgende Tag war ein Raſttag. Ich wurde um vier Uhr befohlen.

7 Juli

— Geſtern war ich zu nichts zu brauchen. Während des ganzen Tages litt ich an heftigem Kopfweh und war dadurch wie blödſinnig. Wenn dies Leben noch lange dauert, ſo weiß ich nicht, was aus mir werden ſoll. Ich fange an alt zu werden und merke, wie die Schwäche und die Leiden des Alters über mich kommen. Aber ich will ſuchen auszuhalten und alles thun, was ich kann. Mehr kann man nicht verlangen. —

Wenn der König beſonders ſorgenvoll geſtimmt war, ſprach er häufig von ſeinem Vater, und es war deutlich zu merken, wie tief ſich das damals Durchlebte ſeinem empfänglichen und lebhaften Sinne eingeprägt hatte.

— Von meiner früheſten Jugend bis zu dieſem Augenblicke iſt mein Leben eine Verkettung von Unglücksfällen geweſen. Wie wenig Freude habe ich im Leben gehabt und wie unendlich viel Kummer! Ja, ſelbſt wenn ich einmal etwas Angenehmes erlebe, ſo tritt ſtets das Bild meines Vaters dazwiſchen, um mir die Freude zu ſtören. Wie hart hat er mich behandelt! Mein Lieber, Sie können ſich trotz meiner häufigen Erzählungen dennoch keine Vorſtellung davon machen.

Aber nichtsdeſtoweniger und trotz all dieſer Leiden, die er mich ausſtehen ließ, habe ich ihn ſtets verehrt und ſeine guten Eigenſchaften nach Verdienſt gewürdigt. Er hatte manchmal Augenblicke wahrhaft rührender Güte, Augenblicke, in denen man geſchworen hätte, er habe das weicheſte Herz, das man ſich denken konnte. Ich will Ihnen ein Beiſpiel erzählen, welches Sie in Erſtaunen ſetzen wird.

Mein Vater hatte einmal Urſache, mit einem ſeiner Adjutanten unzufrieden zu ſein. Eine Woche lang ſchmollte er mit ihm. Dann ließ er den Kabinetsrat Eichel kommen,

befahl ihm, sich in ein bestimmtes Zimmer zu begeben, und bestellte den Adjutanten eben dahin. Drauf trat mein Vater selbst in das Zimmer, ging auf den Adjutanten zu und sagte: „Sie haben sich vergangen. Ich habe ernstlichen Grund mit Ihnen unzufrieden zu sein. Ich schmolle nun schon eine ganze Woche mit Ihnen, aber ich kann es nicht mehr aushalten. Ich verzeihe Ihnen. Benehmen Sie sich ein andermal besser.“ Damit klopfte er ihm auf die Schulter. Dann wandte er sich zu Eichel und sagte: „Ich habe Sie rufen lassen, damit Sie mein Zeuge sind.“ Der Adjutant weinte und gestand, daß er sich vergangen habe. Von jenem Augenblicke an hat er niemals wieder den geringsten Grund zur Unzufriedenheit gegeben.

Eines Tages rannte mein Vater auf einem Spaziergange so heftig gegen ein junges Mädchen an, daß sie hinfiel. Im ersten Augenblicke fing er an zu lachen. Dann sagte er: „Es war nicht recht von mir, daß ich lachte. Das Mädchen hat sich vielleicht Schaden gethan. Gebt ihr dreißig Thaler.“

Manchmal gab er auch zu, daß er im Unrecht war. Einmal geschah dies bei einer merkwürdigen Gelegenheit. Er befahl, daß die beiden Kabinetsräte Eichel und Schumacher sich schleunigst aufs Schloß begeben sollten: „Ich habe euch wegen einer wichtigen Angelegenheit kommen lassen, welche mit dem tiefsten Geheimnis behandelt werden muß. Nehmt euch ja in Acht: wird die Sache bekannt, so soll den der Teufel holen, der sie ausgeplaudert hat, denn es kann nur einer von uns dreien gewesen sein.“ Darauf entläßt er die beiden Räte.

Am nächsten Tage geht Eichel ins Schloß und hört zu seinem ärgerlichen Erstaunen, wie sich zwei Grenadiere über das Geheimnis unterhalten. Er erzählt die Sache seinem Kollegen Schumacher, der ebenso entsetzt darüber ist. Schumacher entschließt sich, dem Könige davon Mitteilung zu machen. „Wie zum Teufel kann es aber ruchbar geworden sein?“ schreit der König in einem Tone, der die armen Räte in Angst setzte. „Wir wissen es nicht,

aber wenn Majestät sich besinnen wollten, ob Sie nicht davon gesprochen haben.... Wir beide können bei allem, was uns heilig ist, beschwören, daß nichts durch unsere Schuld bekannt geworden ist." Der König besinnt sich, überlegt sich die Sache einen Augenblick und ruft aus: „Seid ganz ruhig. Ich bin der indiskrete Narr gewesen. Ich habe darüber mit Grumbkow gesprochen, ohne darauf zu achten, daß die Grenadiere es hören konnten. Der Teufel soll das Versehen holen, welches ich begangen habe. Es soll mir aber nicht wieder passiren. Gesteht nur, daß ihr gehörige Angst gehabt habt."

Damit war die Unterhaltung zu Ende.

— Gute Nacht. Morgen gehen wir weiter. —

76

Wünschendorf, 8 Juli 1759

Mit Tagesanbruch marschirte die Armee in zwei Kolonnen nach Lähn. Die eine Kolonne ging über Röhrsdorf, Tschischdorf und Wünschendorf; die andre über Berbisdorf, Oberlangenau und Gießhübel. Die Truppen kampirten auf den Höhen zwischen Lähn und Mauer.

Um drei Uhr wurde ich zu Seiner Majestät befohlen. Der König war trotz seiner Müdigkeit doch in besserer Stimmung als an den vorhergehenden Tagen. Er sprach viel von dem vergnügten Leben in Rheinsberg und von der Mühe, die er sich dort gegeben hatte, seinen Gästen den Aufenthalt angenehm zu machen.

— Wir lebten in Rheinsberg alle als gute Freunde: weder Zwang noch Etikette, durch welche ja jedes Vergnügen ausgeschlossen wird. Wie oft erinnere ich mich an diese glückliche Zeit! Ereignisse, die niemand vorhersehen kann, reißen den Menschen mit sich fort und führen ihn auf schwierigen Pfaden weiter. Aber ich kann mein Leben nicht mehr ändern.

Dann sprach er von der Schlacht bei Mollwitz:

— Ich glaubte, die Schlacht sei verloren, und ging zurück. Ich wollte mich nicht gefangen nehmen lassen.

Wie demütigend war der erste Schritt auf dem Wege zum Ruhme für mich! Damals hatte ich auch die kleine Büchse noch nicht, die mich jetzt tröstet. —

In betreff der Schlacht bei Mollwitz erzählte mir der König folgendes:

— Ein Grenadier des Regiments Lindstedt war schwer verwundet worden und verläßt das Schlachtfeld. Auf seinem Wege findet er ein Pferd, besteigt es mühsam genug, sieht unsre Kavallerie zur Attake vorgehen, reitet mit, nimmt einen feindlichen General gefangen und bringt ihn in Sicherheit.

Das tapfere Benehmen des Grenadiers wurde mir berichtet. Es machte großen Eindruck auf mich, und ich befahl Sorge für ihn zu tragen. Als seine Wunde geheilt war, ließ ich ihn zum Offizier avanciren, und am ersten Tage, wo er als Offizier Dienst zu thun hatte, desertirt er! Da haben Sie eine gute Gelegenheit, philosophische Betrachtungen anzustellen. Freilich ist jetzt keine Zeit dazu. Wir müssen morgen sehr früh aufbrechen und also auch heute früh zu Bette gehen. Gute Nacht. —

77

Katten- oder Düringsvorwerk, 9 und 10 Juli 1759

Ganz früh morgens brach der König nach Düringsvorwerk auf. Die eine Kolonne marschirte über Schiefer und Röhrsdorf, die zweite über Merzdorf und Schmottseiffen. Auf der Anhöhe zwischen Neudorf und Röhrsdorf wurde ein Lager bezogen. Am ersten Tage wurde ich garnicht, am zweiten um drei Uhr zu Seiner Majestät befohlen. Ich fand ihn sehr ermüdet. Ich hatte soeben die Nachricht erhalten, daß der Marschall Daun ein starkes Truppenkorps zur Unterstützung der Russen durch die Lausitz zu entsenden beabsichtige.

— Sollte das wirklich geschehen, so hoffe ich, wird mein Bruder Heinrich kurzen Prozeß und das österreichische Hilfskorps schleunigst unschädlich machen. Sie müssen mir zu-

geben, daß die armen Russen lebhaft zu beklagen sind: nur vierzig- bis fünfzigtausend Mann!

Der König machte sich über die Furchtsamkeit seiner Gegner lustig und sagte:

— Wie mutig würde ich vorgehen, mein Lieber, wenn ich Dauns geweihten Hut und Degen hätte! Aber so kann ich das nicht: das kommt davon, wenn man ungläubig und von dem heiligen Vater verworfen ist! Dann ist man allen möglichen Unglücksfällen ausgesetzt! Wissen Sie denn gar kein Mittel, wie ich schnell gläubig werden und mir durch fromme Erleuchtung das Wohlwollen des Mannes erwerben kann, der auf den sieben Hügeln sitzt?

— Das einfachste Mittel, Majestät, wenigstens für den Anfang, wäre, Ihre Feinde ordentlich aufs Haupt zu schlagen. Sind die erst zur Vernunft gebracht, so wird Ihnen der heilige Vater vielleicht einen geweihten Degen schicken, da Majestät Ihr ketzerisches Schwert schon so vortrefflich gebraucht haben.

— Kein übler Vorschlag. Ja, für einen Ketzer führe ich eine ganz gute Klinge. Aber wir wollen den guten Alten in Ruhe lassen und sehen, ob die Jungfrau von Orleans seines Freundes Voltaire uns noch heiterer stimmen wird, als die Gaben des allerheiligsten Vaters.

Der König las mehrere Gesänge, die er entzückend fand.

— Es ist unmöglich, noch geistvoller zu sein, als dieser Sünder ist. Morgen wollen wir weiter lesen. Wenn es auch nicht gerade ein Erbauungsbuch ist, so verhilft es einem doch zu ein paar fröhlichen Augenblicken. Gute Nacht. Nehmen Sie sich in Acht, daß die schönen Dinge, die ich Ihnen soeben vorgelesen habe, Ihre Phantasie nicht allzusehr erhitzen. Für mich ist nichts derartiges zu fürchten. Mein Kopf ist alt, mein Lieber, und sehr kalt. Gute Nacht. —

78

Düringsvorwerk, 11—24 Juli 1759

Während vierzehn Tagen waren die Unterhaltungen ziemlich lang. Der König las viel: Tacitus, Sallust und

Cornelius Nepos. Nachmittags besprach er das Gelesene. Außerdem verbesserte er einige von seinen Gedichten.

— Sie sehen mich, sagte er dann wohl, eifrig mit Lesen und Schreiben beschäftigt. Ich brauche diese Thätigkeit, um mich von den traurigen Gedanken abzubringen, die mich beschäftigen. Ich sehe Wolken sich über meinem Haupte zusammenziehen. Bald wird ein gehöriges Gewitter losbrechen, und Gott allein weiß, wo es einschlägt.

Würden nur wenigstens meine Befehle ausgeführt, so wäre ich nicht so unruhig. Aber der Generallieutenant von Lüderitz macht in seiner Stellung bei Friedland Dummheit über Dummheit. Auch Dohna hat sich den Russen gegenüber sehr ungeschickt benommen und mich gezwungen, ihm den Oberbefehl abzunehmen, um meinen braven Wedell damit zu betrauen: der wird keine Albernheiten begehen.

Auch mein guter Fouqué setzt mich fortwährend in Verlegenheit, da er überall, ich weiß nicht weshalb, verbreitet, der Feind sei stärker, als er es in Wirklichkeit ist. Die Sache ist erstens nicht wahr, und wäre sie wahr, so müßte er doch wissen, daß unsre Leute garnicht erst noch eingeschüchtert zu werden brauchen.

Glauben Sie mir, ich habe eine verdammte Aufgabe zu lösen. Niemals und in keiner Lebenslage kann man glücklich sein, wenn man mit so vielen Menschen zu thun hat, und nun erst gar in meiner Stellung! —

Diese trüben Aeußerungen hörte ich fast täglich vom Könige.

— Ich weiß, sagte er eines Abends, daß Soltykow ein großes Geschrei erhebt, aus Leibeskräften nach Verstärkung jammert, und daß zwölftausend Mann unter Loudon zu ihm stoßen sollen. Nun, ich hoffe, mein Bruder Heinrich wird sich dieser Truppen mit Wärme annehmen und sie hinschicken, wo sie hergekommen sind. —

Diese Hoffnung erheiterte den König sehr, sodaß in einiger Zeit seine gute Laune wiederhergestellt war.

— Diese geweihte Schlafmütze mit all ihren Truppenbewegungen soll mich zu keiner Unvorsichtigkeit verleiten,

darauf können Sie sich verlassen. Ich bin auf alle seine Unternehmungen gerüstet. Am meisten beruhigt mich aber die Hoffnung, von Wedell gute Nachrichten zu bekommen. Ich rechne darauf, bald zu hören, daß er den Russen das Fell ordentlich ausgeklopft hat. —

Unglücklicherweise thaten im Gegenteil die Russen dies mit dem General, den der König seinen Freund nannte.

Am vierundzwanzigsten um drei Uhr nachmittags unterhielt sich der König mit mir. Er setzte mir auseinander, von wie großem Nutzen die Philosophie in schwierigen Lebenslagen und besonders bei dem traurigen Verluste von Freunden sei. Dabei sagte er:*)

— Während ich über meine Lage und meine Verluste spekuliere, vergieße ich trotz all meiner Philosophie dennoch Thränen.

Bei diesen Worten des Königs sah ich aus der Entfernung seinen Adjutanten von Bonin herankommen. Als er näher war, bemerkte ich, daß sein Hut in einer der drei Ecken durchlöchert war. Ich sagte:*)

— Sire, hier kommt Ihr Adjutant. Sein Hut ist von einer Kugel durchlöchert. Gewiß hat eine Schlacht stattgefunden.

Bei diesen Worten wurde der König blutrot.

— Wo ist er, wo ist er?

— Er wird gleich hier sein.

Seine Majestät macht selbst die Thüre auf:

— Kommen Sie herein! Was ist los? Was macht Wedell?

— Majestät, er hat den Russen eine Schlacht geliefert und ist besiegt worden. Sein Adjutant Wobersnow ist gefallen.

— Besiegt? Wie zum Teufel hat er das angefangen? Sagen Sie mir die Wahrheit, die volle Wahrheit, verstehen Sie?

— Der General von Soltykow wollte seine Verbin-

*) Im Original (S. 244, 15) steht irrtümlich je lui disais vor den Worten Friedrichs, während es vor die Catts (Zeile 19) gehört.

dung mit Daun auf der Route über Kroſſen bewerkſtelligen, marſchirte am linken Flügel des Generals von Wedell vorbei und nahm eine Stellung bei Palzig ein. Wedell verſäumte es, den Ruſſen zuvorzukommen, ſah ſich von Kroſſen und Frankfurt abgeſchnitten und mußte ſich damit begnügen, die Ruſſen während ihres Marſches durch Kanonenfeuer zu beunruhigen.

Darauf bricht er auf und ſtellt ſeine Truppen längs zweier ſumpfigen Flußläufe auf; ſein Zentrum verſuchte über eine ſchmale Brücke vorzudringen, aber das Feuer der Ruſſen hält dieſe Bewegung auf.

Nun will Wedell die nach Kroſſen und Frankfurt führende Heerſtraße wiedergewinnen und richtet ſeinen Hauptangriff gegen den rechten Flügel der Ruſſen. Manteuffel geht mit mehreren Bataillonen über den Bach bei Kay und wirft Soltykows rechten Flügel, während Ew. Majeſtät linker Flügel dieſen ſchönen Flankenangriff wirkſam unterſtützt. Aber die Ungunſt des Terrains, der Mangel eines ordentlichen Schlachtplanes und das ſchreckliche Feuer der Ruſſen hinderten einen glücklichen Ausgang. Die zum Angriff vorgegangenen Truppen wurden nicht unterſtützt, und der Rückzug nach Moſau war unvermeidlich.

— Guter Gott, was für Dummheiten zählen Sie mir da auf! Iſt es möglich, ſich in ſo unerhört alberner Weiſe zu benehmen? Gehen Sie und ſagen Sie Herrn von Wedell (jetzt war er nicht mehr „mein Freund Wedell“), daß ich bald zu ihm ſtoßen werde. Halten Sie ſich nicht auf! Beeilen Sie ſich und ſagen Sie niemand, wenn Sie etwa draußen jemand treffen, etwas von alledem.

Als ſich der Adjutant entfernt hatte, ließ der König ſeinem ganzen Mißmut über den Verluſt der Schlacht freien Lauf.

— Bin ich nicht recht unglücklich? Kann man ſich eine Lage denken, die ſo ſchlimm iſt wie die meinige? Die ganze Welt greift mich an, ganz allein muß ich mich gegen dieſe Angriffe verteidigen, und wie ſoll ich auf die Dauer dagegen ſtand halten?

Der König sah die Landkarte an und fuhr fort:

— Sagen Sie, wie ist es möglich, sich so von Kroffen und Frankfurt abschneiden zu lassen, wie kann ein General seine Aufstellung längs eines schwierigen Wasserlaufes nehmen und seine Leute über eine schmale Brücke gehen lassen, um sie den feindlichen Kanonen auszusetzen?

Alle diese Schurken verlieren den Kopf. Sie sind kein großer Soldat, aber schwerlich würden Sie all diese Dummheiten gemacht haben. Nun bin ich den größten Unglücksfällen ausgesetzt. Ich erwarte sie: wenigstens werde ich nicht davon überrascht werden.

Aber dieser Wedell, dieser Wedell! Mir eine solche Eselei zu machen! Sein ganzes Korps hat von Anfang an nichts Vernünftiges zustande gebracht. Die verdammte Feindseligkeit zwischen den Generalen, besonders zwischen Dohna und Wobersnow, hat alles verdorben, Offiziere wie Soldaten mitsamt dem Teufel und seiner Großmutter. Ich dachte, Wedell würde das alles wieder in Ordnung bringen, und da verliert mir der Mensch zur allerungünstigsten Zeit und auf die alleralbernste Weise eine Schlacht!

Nun muß ich alles wieder gutzumachen suchen. Das ist jetzt meine Aufgabe. Gute Nacht. Sie werden gewiß besser schlafen als ich.

— Das bezweifele ich, Sire.

— Sie sind sehr freundlich. Noch einmal gute Nacht, mein Lieber. Ich bitte Sie, sprechen Sie von alldem, was Sie gehört haben, zu niemand. Die guten Leute hier geraten nur zu leicht in Angst. —

79

25 Juli

Der König machte sich Notizen über alle Ereignisse des Feldzuges. Er las mir vor, was er sich über den Verlust der Schlacht bei Kay notirt hatte. Die dabei

gebrauchten Ausdrücke waren sehr hart. Als er das Ganze wieder durchlas, fand er es selbst zu hart und sagte:

— Das ist etwas zu stark. Ich muß es ändern. Nicht wahr?

— Wenn ich aufrichtig sein soll, so muß ich sagen, daß eine Milderung einen guten Eindruck machen wird. Was übrigens den General von Dohna anlangt, so ist er vielleicht nicht allein an dem schlechten Einverständnis schuld gewesen, wovon Majestät mir gestern sagten, daß es Ihnen Verdruß bereitet habe.

— Gut, das will ich dann auch ändern und einfach sagen: Dohna übergab Wedell den Oberbefehl, weil er dickgeschwollene Beine hatte und sich in ärztliche Behandlung begeben mußte.

Nun, was sagt man hier über die Unglücksgeschichte? Gewiß weiß alle Welt schon davon, denn schlimme Nachrichten verbreiten sich immer schnell. Sprechen Sie ganz offen.

— Es ist allerdings bekannt, Majestät, daß der General von Wedell eine Schlappe erlitten hat, und alle Welt beklagt Ew. Majestät.

Der König erwiederte nichts, sondern fing an von Geometrie zu sprechen und bewies mir den pythagoräischen Lehrsatz.

— Sie sehen, ich weiß noch ein bischen Geometrie. Ich bin allerdings nicht sehr weit darin gekommen, da mir die Geometrie nicht viel helfen konnte, aber ich habe doch genug davon gelernt, um mir den Verstand zu schärfen und mich an mathematisches Denken zu gewöhnen. Einige Sätze Euclids gut verstanden, ordentlich eingeprägt und mit Nachdenken erwogen, genügen für meinen Zweck. —

Während des Aufenthaltes in Düringsvorwerk erhielt der König Briefe von Voltaire, worin derselbe ihm von dem Groll seiner Nichte gegen den König sprach. Der König antwortete ihm am 18 mit dem Briefe, welcher mit den Worten beginnt: „Sie sind wirklich ein merkwürdiges Wesen.“

80

28 Juli 1759

Am Tage vor dem Aufbruche des Königs wurde ich zweimal zu ihm befohlen.

— Morgen marſchiren wir ab, ſo will es mein Mißgeſchick. Ich weiß nicht, was aus mir werden wird. Sollten Sie mich nicht wiederſehen, ſo denken Sie manchmal an mich als an einen Mann, der ein Spielball des Zufalls geweſen iſt und Ihnen wohlgeſinnt war.

Dieſe Worte rührten mich bis zu Thränen.

Der König bemerkte es und ſagte:

— Ich danke Ihnen für Ihre rührende Teilnahme, mein Lieber. Allerdings iſt meine Lage ſchrecklich, und ich ſehe nicht recht, wie ſie beſſer werden kann. Aber wir wollen den Kopf nicht hängen laſſen und unaufhörlich mein ſchönes Gebet wiederholen:

Gieb mir, gieb mir, o Gott, daß Kaunitz und daß ſie...

Ich werde Ihnen manchmal, ſo oft es meine Geſchäfte zulaſſen, ein Wörtchen ſchreiben.

— Aber, erwiederte ich, da Majeſtät davon ſprechen, mir zu ſchreiben, wollen Sie mir denn nicht geſtatten, Majeſtät zu begleiten?

— Ihre gute Abſicht genügt mir, mein Lieber. Ich verſichere Sie, ich weiß Ihnen Dank dafür, aber es iſt unmöglich. Ich kann niemand mitnehmen. Der brave Mitchell hat auch mitgehen wollen, aber ich habe ihm ebenſo wie Ihnen geſagt, daß es unmöglich ſei, und er hat ſich meinen Gründen gefügt.

Ich laſſe Sie bei meinem Bruder Heinrich zurück, welcher die Armee gegen die Schlafmütze, die ſich noch immer an Markliſſa feſtgeklammert hält, befehligen wird. Stellen Sie ſich dem Prinzen manchmal vor: Sie werden an ihm einen durch und durch aufgeklärten Mann von königlichem Herzen finden.

Leben Sie wohl, mein Lieber. Gehaben Sie sich wohl. Beten Sie für mich, sowie darum, daß wir uns bald in glücklicheren Zeitläuften wiedersehen.

Nun habe ich zwölf Schlachten geschlagen, und die dreizehnte steht mir vielleicht bald bevor! —

Der Abmarsch des Königs war ein Geheimnis, welches alle Welt am Tage vorher wußte.

Ich verließ ihn mit einem von Traurigkeit und Sorgen zerrissenen Herzen. Wie viel Kummer hatte der gute König schon gehabt, und wie viel mußte er aller Wahrscheinlichkeit nach künftig durchmachen! Und was für Gefahren mußte er sich nun wiederum aussetzen! Alle diese Gedanken ließen mich nicht einschlafen.

81

Düringsvorwerk, 29 Juli 1759

Noch in der Nacht brach der König mit einem Teile der Armee nach Sagan auf. Dort vereinigte er sich mit den Truppen, die sein Bruder zu seiner Verstärkung herangeführt hatte.

Darauf marschirte Prinz Heinrich nach Düringsvorwerk, wo er bis zum 26 August blieb.

Wir erhielten im Hauptquartier die gute Nachricht, daß der König bei Guben die Nachhut Hadiks geschlagen hatte, der dort von Loudon mit zwölftausend Mann zurückgelassen war. Der König hatte dabei zweitausend Gefangene gemacht und vier Kanonen nebst fünfhundert Transportwagen erbeutet. Ferner kam die Nachricht, daß sich der König am 5 August bei Müllrose mit Wedell vereinigt hatte, sowie, daß er, durch Wedells und die Truppen, mit welchen der General Finck aus Sachsen herbeigekommen war, verstärkt, die Oder bei Reitwein überschritten und ein Lager bei Bischofssee bezogen habe.

Diese Nachrichten verursachten allgemeine Freude. Alles hoffte, daß bald eine Schlacht zu erwarten sei, und jeder erwartete, daß sie glücklich verlaufen werde, falls nur Seine

Majestät dem Wunsche, die Russen zu schlagen, nicht allzu-eifrig nachgeben würde.

Dies war zuerst die allgemeine Ansicht. Da es jedoch mehrere Tage an Nachrichten vom Könige fehlte, so machte die freudige Hoffnung, die sich aller bemächtigt hatte, bald einer allgemeinen Besorgnis platz, und jeder Einzelne dachte sich Schreckbilder aus, schon um das Vergnügen zu haben, sie dann bekämpfen zu können.

Je undurchdringlicher sich der Prinz Heinrich zeigte, der, so genau man auch sein Aussehen und sein Benehmen beobachtete, dennoch stets dieselbe ruhige Miene zu bewahren schien, destomehr wurden die früheren Unglücksfälle übertrieben, und gerade die Verschlossenheit des Prinzen, welche alle Welt hätte beruhigen sollen, trug am meisten zur Beunruhigung bei. Dies war mir umso auffallender, als gerade diese ängstlichen Seelen volles Vertrauen zu seinen Fähigkeiten und seinem Verstande hatten.

„Gewiß hat eine Schlacht stattgefunden", hieß es eines Tages, „und sicher ist sie unglücklich verlaufen."

„Der König", so ging das Gerede am nächsten Tage, „ist gefallen, die Feinde marschiren auf Berlin los. Alles ist verloren."

So wurde täglich neues Unglück ausgeheckt.

Ein General hatte mich nachmittags zum Kaffee eingeladen und sagte mir zu meinem Erstaunen und meiner Entrüstung etwa folgendes:

— Wir wissen nichts von dem, was vorgeht. Alles wird uns verheimlicht. Gewiß ist der König geschlagen worden. Warum zum Teufel muß er sich denn so damit beeilen, eine Schlacht zu liefern? Sie werden sehen, wir gehen alle zu grunde. Es schadet auch nichts, denn es ist wahrhaftig Zeit, daß dieses verdammte Leben und alle unsre Leiden ein Ende nehmen.

— Aber Herr General, was sprechen Sie da! Wie können Sie solchen Gedanken Raum geben? Glauben Sie denn, daß wenn unser guter König zu grunde geht, oder wenn seinem vortrefflichen Bruder ein Unglück be-

gegnet, dieſes verdammte Leben, wie Sie es nennen, und alle unſre Leiden aufhören würden? Im Gegenteil: dann würde unſer Leben noch viel ſchlimmer werden und noch ſehr viel mehr Unglück über uns kommen, ja uns endlich ganz vernichten!

Der General ſchien ſich über meine Worte zu wundern und ſeiner Aeußerungen etwas zu ſchämen.

— Es iſt keine Frage, erwiederte er, daß ein Unglück geſchehen iſt. Warum verheimlicht es uns der Prinz? Er muß doch Nachrichten erhalten haben!

— Er thut es, weil er klug und verſtändig iſt. Deshalb behält er die Nachrichten, falls er überhaupt ſchlechte Nachrichten erhalten hat, bei ſich. Er kennt die Menſchen und ihre Denkweiſe, und hat vielleicht ſehr oft Gelegenheit gehabt, mit Schmerz zu beobachten, daß ſchlimme Nachrichten eine Armee demoraliſiren, und daß die Soldaten ſich leicht durch begründete oder unbegründete Beſorgniſſe niederſchlagen laſſen, und überhaupt allzuſchnell von der Hoffnung zur Verzweiflung übergehen.

— Dann bliebe alſo nur übrig, die Sache abzuwarten, ſagte der General.

— Das iſt jedenfalls das beſte und ebenſo gut, wie es ruhmvoll iſt, für die Sache ſeines Fürſten und des Vaterlandes zu fallen.

— Sie müſſen aber doch eingeſtehen, ſagte er zuletzt, daß es ſich mit dem Könige in dieſer Beziehung ſehr viel leichter leben läßt. Wenn ich etwas, was ſich zugetragen hat oder was geſchehen ſoll, auf direkte Weiſe nicht weiß oder nicht wiſſen kann, ſo frage ich meinen Stallknecht. Dann erfahre ich alles.

— Herr General, das kann nur ein Scherz ſein. Wenn ſich die Sache wirklich ſo verhielte, ſo würden Sie mich nichts davon wiſſen laſſen, ja es ſich ſelbſt nicht eingeſtehen. Ein derartiges Verfahren des Königs würde nicht ſehr ſchmeichelhaft für diejenigen Offiziere ſein, welche ihrer Stellung nach von den kriegeriſchen Operationen, die beabſichtigt werden, wiſſen ſollten, für die Herren

Stallknechte dagegen, welche schwerlich eine Ahnung haben, was sie für wichtige Leute sind, wäre es denn doch allzu ehrenvoll. —

82

Damit war diese Unterredung, die mir später noch lange als unangenehme Erinnerung durch den Kopf ging, zu Ende. Aehnliches konnte man täglich in Düringsvorwerk zu hören bekommen. Ich sah daraus, daß so manche Offiziere sehr viel mehr an ihr eignes Interesse als an das des Königs und des Vaterlandes dachten.

Wie jemand auch vom Könige dachte, ob er seine Schritte lobte oder tadelte (ich maße mir kein Urteil über dieselben an), wie war es möglich, den Mann nicht zu lieben, der so unerhörte Anstrengungen machte, um seinen Staat zu retten, und sich selbst so wenig schonte? Verdiente er nicht schon durch das Opfer seiner Ruhe und seines Lebens, das er ja stets hinzugeben bereit war, die Teilnahme, welche niemand einem Leidenden verweigert, auch wenn derselbe sein Unglück selbst verschuldet hat?

Allerdings war jene Mißstimmung nicht allgemein. Bei weitem die Mehrzahl hegte warmes Mitgefühl mit dem Könige, seiner Familie und dem Vaterlande. Dies ist ein Lob, welches ich durch meine Beobachtungen auszusprechen berechtigt bin. Ich bin Zeuge der allergrößten Begeisterung für den König und seinen Bruder gewesen und habe Unglücksschläge die tiefste Bestürzung hervorrufen, ebenso selbst bei kleinen Erfolgen die unbändigste Freude ausbrechen sehen. Ja man konnte die allgemeine und als einfach natürlich betrachtete feste Absicht wahrnehmen, sein Leben für die Verteidigung des Staates hinzugeben.

„Mögen Sie unsre Güter plündern, verwüsten und niederbrennen“, sagte mir so mancher Offizier, „mögen sie uns unsern letzten Heller, ja das Leben nehmen, alles wollen wir mit Freuden für unsern großen König und

seine erlauchte Familie hingeben. Uns liegt nur daran, daß sie so glücklich sind, wie wir es ihnen wünschen."

Derartige Aeußerungen hörte ich häufig in Dürings-vorwerk und später, im Glücke wie im Unglücke. So oft ich etwas derartiges vernahm, machte ich mir ein Vergnügen daraus, es dem Könige zu hinterbringen, und war glücklich, wenn ich die Rührung Seiner Majestät bei meinem Berichte wahrnahm.

83

Ich hatte hier mehrmals die Ehre, dem Prinzen Heinrich meine Aufwartung zu machen.

Er war von gewandtem Benehmen und gewinnender Zuvorkommenheit und besaß sehr ausgebreitete und solide Kenntnisse auf allen Gebieten, welche in der Unterhaltung zur Sprache kamen. Er hatte einen klaren und philosophisch geschulten Kopf, was sich in den Grundsätzen, die er ausspricht, ebenso zeigt, wie in den Begriffsbestimmungen, die er in vortrefflicher Weise zu geben weiß.

In der Diskussion ist er mehr bestrebt, den Gegenstand, um den es sich handelt, klar zu machen, ins gehörige Licht zu stellen, als seine Umgebung durch unnütze Schwierigkeiten und metaphysische Feinheiten in Verwirrung zu setzen, eine Kunst, in welcher sein königlicher Bruder Meister ist. Dazu kommen noch alle möglichen Gaben, durch welche das Leben verschönert wird.

Es ist nicht meine Sache, seinen strategischen Kenntnissen gerecht zu werden, da seine Kriegsthaten für sich selbst sprechen und man aus ihnen auf eine geistige Begabung schließen muß, welche alles von einem hohen Standpunkte aus beurteilt, alle Schwierigkeiten voraussieht und ihnen entgegenzutreten weiß, alle Umstände zu benutzen versteht und für jeden Fall mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit das beste Mittel auffindet.

Von einer andern seiner Eigenschaften bin ich jedoch befugt, mit mehr Sachkenntnis zu sprechen, nämlich von seiner, auch von den Feinden rühmlich anerkannten Mensch-

lichkeit. Die Leiden des Krieges haben ihn stets betrübt, der Jammer so vieler Opfer der Schlachten hat stets einen so lebhaften Wiederhall in seinem Herzen gefunden, daß er alles gethan hat, um ihn zu mildern. So habe ich oft mit Rührung angesehen, wie die armen Landleute, wenn er vorüberkam, zusammenströmten, um ihn zu segnen — ein Tribut, der seinem Herzen gezollt wurde und der sehr viel höher anzuschlagen ist als der Ruhm, welchen man sich durch große Geistesgaben erwirbt.

84

5 November 1759

Die Operationen des Prinzen vom 27 August bis zum 7 November wurden allgemein als bewunderungswürdig anerkannt. Wer unter den einsichtigen Offizieren dem Gange derselben aufmerksam gefolgt war, erkannte an, daß es keine nützlichere Belehrung geben könne, als seine immer in der Defensive bleibenden Märsche zu verfolgen, da dieselben hinter nichts zurückstanden, was die Kriegsgeschichte an geschickten Manövern und strategischer Einsicht darbietet.

Der König bestätigte später dieses Urteil, indem er, als ich die Ehre hatte, ihn wiederzusehen, zu mir sagte: „Mein Bruder hat sein Schiff in ausgezeichneter Weise geführt. Das ist doch noch ein Steuermann, mein Lieber!"

Da ich gehört hatte, daß Seine Majestät im Begriffe war, zur Armee zu stoßen, so entschloß ich mich, ihm entgegenzugehen. Ich ließ mich bei dem Prinzen Heinrich melden, der auch die Gnade hatte, mich zu empfangen. Ich dankte ihm für alle Zeichen seines Wohlwollens, welche er mir während der Zeit, wo ich in seinem Hauptquartier war, gegeben hatte. Er antwortete darauf in sehr schmeichelhafter Weise.

Da ich ihm meine Absicht, dem Könige entgegenzugehen, mitteilte, sagte er:

— Thun Sie das nicht. Die Jahreszeit ist sehr schlecht, Sie würden eine sehr beschwerliche Reise haben, und da der König Ihnen nicht befohlen hat, daß Sie sich zu ihm begeben sollen, so wird ihm ein solcher Schritt Ihrerseits vielleicht nicht einmal angenehm sein.

So sehnlich ich auch wünschte, den König wiederzusehen, so fügte ich mich doch der Ansicht Seiner Königlichen Hoheit. Als ich jedoch entlassen worden war, fand ich in meinem Quartier einen königlichen Befehl, abzureisen und mich in Elsterwerda einzustellen. Ich ging bei Torgau über die Elbe und traf am elften in Elsterwerda ein, wo ich den König erwartete.

Elsterwerda, 11 November

Der König kam nachmittags an. Sowie ich in sein Zimmer trat, kam er auf mich zu, umarmte mich mit Thränen in den Augen und sagte:

— Ach, mein Freund, ich bin von Schmerz und Unglück gebeugt. Trotzdem hoffe ich mich noch einmal wieder aufrichten zu können.

Die Thränen erstickten bei diesen Worten des Königs meine Stimme, sodaß ich außer stande war zu sprechen. Seine Majestät schien durch meine Erregung gerührt zu sein.

— Beruhigen Sie sich, sagte er. Sie sehen mich ja lebend zurückkommen. Vielleicht hat mein Unglück endlich sein Ende erreicht. Finden Sie nicht, daß ich sehr angegriffen aussehe?

— Außerordentlich angegriffen, Majestät.

— Wie könnte es auch nach soviel Leiden und Unglück anders sein? Es war schrecklich, mein Lieber, schrecklich. Ich begreife immer noch nicht, wie ich es habe aushalten können. Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß es fast eine Albernheit von mir ist, nach weiter leben zu wollen. Ist mein Kopf etwas ruhiger, so erzähle ich Ihnen von dem Hundeleben, welches ich in der Zeit geführt habe, wo wir uns nicht gesehen haben. Augenblicklich bin ich so abgespannt, so vernichtet, daß ich nicht

imstande bin, zwei Gedanken miteinander zu kombiniren. Ich will Ihnen nur eine kleine Probe von meinen Abenteuern zeigen.

Der König zeigte mir ein goldnes Etui, welches in seiner Hosentasche durch eine Kartätschenkugel platt gedrückt worden war.

— Sehen Sie, sagte er, wie das Etui zugerichtet ist: man kann nichts mehr herausnehmen. Sie sehen, daß mit mir und meinem Anzuge nicht allzu glimpflich verfahren worden ist.

Eine Rocktasche des Königs war von einer Kugel durchlöchert und mit weißem Zwirne wieder zugenäht worden.

— Leben Sie wohl, mein Lieber, leben Sie wohl. Ich will in meinem Bett ein wenig Ruhe zu finden suchen. Mein armer Kopf hat sie dringend nötig. Auf Wiedersehen morgen! —

85

Elsterwerda, 12 November

Ich wurde gegen drei Uhr nachmittags zum Könige befohlen.

— Heute, mein Lieber, fühle ich mich etwas besser als gestern, nur sind meine Beine noch entsetzlich schwach. Sie können sich keine Vorstellung von dem machen, was ich während der Zeit, wo wir uns nicht gesehen haben, habe ausstehen müssen!

Was haben die Leute von meinen Schicksalen gesagt? Sprechen Sie offen, Sie thun mir einen Gefallen damit.

— Lange Zeit waren wir ohne Nachricht. Zuerst war alles hoffnungsvoll gestimmt, dann wurde man bedenklich und flüsterte sich mit dem tiefsten Mitgefühl zu, es sei eine entscheidende Schlacht geliefert und Majestät gefährlich verwundet worden.

— Davon war keine Rede. Ich habe nur, während ich den Rückweg deckte, eine leichte Kontusion davongetragen. Das Pionierregiment wurde in unserm Rücken

gefangen genommen, und Ihrem gehorsamen Diener wäre es ebenso gegangen, da er der letzte beim Rückzug war, wenn nicht Prittwitz mit seinen Husaren den Feind, der mich verfolgte, angegriffen hätte. Dadurch gewann ich Zeit, durch einen Hohlweg davonzukommen, als ich schon in einer bedenklichen Lage war.

Aber sagen Sie, wie war hier die Stimmung, als endlich die Nachricht von dem Verlust der Schlacht herkam? Sie mögen nicht schlecht über mich und die ganze Sache geschimpft haben. Nicht wahr? Ich kenne meine Leute.

— Ihre Leute, Majestät, waren, als die Unglücksnachricht bekannt wurde, aufs tiefste bewegt und zum Tode erschrocken. Ich glaube behaupten zu können, daß Ew. Majestät selbst ergriffen gewesen wäre, wenn Sie die Aeußerungen der Mehrzahl gehört hätten. Die Aufregung legte sich, als für sicher bekannt wurde, daß Majestät sich wohl befanden und nur leicht kontusionirt waren. Die allgemeine Stimme in der Armee war: „Die Niederlage ist freilich ein großes Unglück, aber unser König wird es bald wieder gutmachen."

Der König schien mir von dieser der Wahrheit entsprechenden Erzählung tief gerührt zu sein.

— Nun, mein Freund, habe ich nicht allen Grund, meine Armee zu lieben und mich für sie zu exponiren, da die Soldaten ja alles für mich zu ertragen bereit sind?

Was wurde denn aber über meinen Entschluß, die Schlacht anzunehmen, und über die Ursache unseres Unglücks gesprochen? Und wie hoch wurde unser Verlust geschätzt?

Das war ein heikler Punkt. Da Seine Majestät lebhaft in mich drang, offen mit ihm zu reden, so sagte ich ihm, daß viele der Ansicht gewesen wären, er habe sich mit der Schlacht zu sehr beeilt und sei dem Feinde zu nachdrücklich auf den Leib gerückt. Hätte er sich mit den großen Vorteilen am Anfange des Kampfes begnügt, so würde der Feind, der schon den Rückzug durch einen tiefen

Hohlweg hinter Kunersdorf antrat, sich noch weiter zurückgezogen haben und Loudon wäre nicht mit seiner Kavallerie, die noch keine Verluste erlitten hatte, zum Angriff gegen unsre Truppen vorgegangen.

Was den Verlust Ew. Majestät anlangt, so wird er auf mehr als 18 000 Tote und beinahe 12 000 Verwundete angegeben. Von den Oesterreichern und Russen nimmt man an, daß sie ebensoviel Verwundete gehabt haben als Ew. Majestät, während nur 4000 Mann von ihrer Seite gefallen seien.

Der König dankte mir vielmals dafür, daß ich offen mit ihm gesprochen hatte.

— Sie kennen die Leute hier nun schon genügend, abgesehen davon, daß ich Ihnen die nötige Aufklärung über sie gegeben habe, um zu wissen, daß sie meistens ohne Kenntnis der Sachlage urteilen. Ich denke, Sie werden größeres Vertrauen in meine Mitteilungen setzen. In Wahrheit verhielt sich die Sache folgendermaßen.

Ich hatte soviel Truppen als möglich konzentrirt, da ich, wie Sie wohl einsehen werden, keine Zeit zu verlieren hatte, um die Russen aufs Haupt zu schlagen.

Sachsen war dem Feinde schutzlos preisgegeben, die Reichsarmee konnte leicht auf Berlin vordringen, der General Hadik konnte von seinem Lager bei Müllrose aus ebenso leicht nach Berlin marschiren.

Alle diese Erwägungen, mein Lieber, zwangen mich, mit der allergrößten Schnelligkeit zu handeln. Es ist unwahr, daß ich den Vorteil, den ich erfochten hatte, allzuweit verfolgen wollte. Da aber alles nach Wunsch ging, so suchte ich natürlich die gute Stimmung meiner Truppen zu benutzen.

Wir hatten den linken Flügel des Feindes vollständig geworfen. Er zog sich durch einen tiefen Hohlweg bis hinter Kunersdorf zurück. Unsre ersten Bataillone verfolgten ihn durch dieses Defilé, vielleicht mit etwas zuviel Feuer und nicht ganz in der gehörigen Ordnung, und die hinter ihnen kommenden Bataillone drängten die vorderen,

marschirten ebenfalls zu schnell und kamen dadurch in Verwirrung.

In diesem Augenblicke macht der Prinz von Württemberg, ungeduldig und ärgerlich darüber, müßig bleiben zu müssen, einen unüberlegten Angriff auf die russische Infanterie. Er wird zurückgeworfen, bringt unsre Truppen in Verwirrung, und Loudon läßt seine Kavallerie gegen uns zum Angriff vorgehen. Dadurch kommen unsre Truppen ganz in Verwirrung und fliehen in der größten Unordnung.

Wie groß die Demoralisation war, können Sie daraus sehen, daß mehrere Bataillone, welche eine günstige Stellung inne hatten, beim Annahen der Kosaken die Flucht ergriffen und nicht wieder zum Stehen zu bringen waren.

Es wäre um uns geschehen gewesen, wenn die Oesterreicher und Russen ihren Sieg ausgenutzt und meine armen entmutigten Soldaten verfolgt hätten. So aber begnügten sie sich mit der Freude über ihren glücklichen Erfolg und gaben mir Zeit, mich zu erholen.

Ich armer Teufel, der ich am Abende des Schlachttages nicht 6000 Mann hatte, sah mich nach einigen Tagen an der Spitze von 28 000 Mann.

Glauben Sie mir, es ist falsch, daß wir, wie albernerweise behauptet wurde, 20 000 Mann Tote, Verwundete und Gefangene verloren haben. Mein Verlust hat alles in allem nicht mehr als 10 000 Mann betragen, während der Feind 24 000 verloren hat. Daß diese Zahl richtig ist, kann nicht bezweifelt werden, da es die Feinde selbst zugeben. Die ganze Sache ist noch besser abgelaufen, als ich es zu hoffen wagte: der Mensch hat niemals alles Glück oder alles Unglück, das er gehofft oder gefürchtet hat.

Ich will Sie nicht mit der Erzählung aller Mittel langweilen, die ich anwandte, um die Russen zu entfernen, sie an der Belagerung von Glogau zu hindern und nach Polen zurückzutreiben. Das würde für diesen Augenblick etwas zu weitläufig werden. Aber ich will Ihnen später vorlesen, was ich über diese Vorgänge niedergeschrieben habe.

Sie werden dann sehen, daß ich meine Zeit nicht verloren habe, und es umsomehr anerkennen müssen, als ich nach dem Verluste unsrer schrecklichen Schlacht recht krank gewesen bin. Ist auch nicht alles so, wie es sein sollte, so ist der verdammte Gichtanfall daran schuld, von dem ich viel gelitten habe und dessen Folgen ich noch immer spüre.

Als ich bei Köben über die Oder ging, nahe bei der Mühle, welche der General von Schulenburg seinerzeit durch seinen Rückzug vor Karl XII. berühmt gemacht hat, kam ich auf den Einfall, über die militärischen Gaben und den Charakter des Königs zu schreiben. Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen immer gesagt habe, daß im allgemeinen keine richtige und scharfe Vorstellung von diesem Eroberer herrscht. Ich glaube, ich habe ihn gut geschildert. Ich will Ihnen meine Abhandlung*) vorlesen. Sie ist mit der peinlichsten Unparteilichkeit verfaßt.

Ich fand allerdings, daß dieser Aufsatz sehr gut geschrieben war und genau das enthielt, was Seine Majestät mir oft in betreff Karls XII gesagt hatte.

— Sie sehen, fuhr der König fort, daß ich es nicht wie Voltaire gemacht habe, der nach Gefallen bald lobt und bald tadelt. Er macht sich nichts daraus, sich selber zu widersprechen, aber diese Widersprüche werden ein ewiger Flecken für diesen kammerjunkerhaften Historiographen sein.

Wenn ich einmal etwas freie Zeit habe, so will ich meine Abhandlung noch weiter feilen und in zwölf Exemplaren drucken lassen, von denen Sie eins haben sollen.

Ich denke, soldatische Leser werden zugeben, daß ich die Ansicht richtig getroffen habe, welche man von dem merkwürdigen Könige haben muß.

Aber wissen Sie auch, daß ich schon zuviel geschwatzt habe? Ich muß mich auf den für morgen festgesetzten Ab-

*) Im Original (S. 256, 5): mon, pour parler à la d'Argens, mourceau, was in der Uebersetzung nicht wiederzugeben war. Der König macht sich oft über die provençalische (morceau heißt provençalisch mouceou) Aussprache seines Freundes, des Marquis d'Argens, lustig: er war aus Aix gebürtig.

marsch durch etwas Schlaf stärken. Guten Abend und gute Nacht. —

Die Unterhaltung war allerdings nicht kurz gewesen: sie hatte bis sieben Uhr abends gedauert.

86

Hirschstein, 13 November

Der König hatte am Abend vorher beinahe vier Stunden hintereinander gesprochen und sich dadurch vielleicht zu sehr erhitzt. Er konnte in der ganzen Nacht kein Auge zuthun.

So kam er denn in dem nächsten Quartier im Zustande vollständigster Erschöpfung an und legte sich, nachdem er eine halbe Stunde bei Tisch gesessen und die Befehle für den Marsch des nächsten Tages gegeben hatte, sogleich ins Bett. Deshalb hatte ich an diesem Tage nicht das Glück, ihn zu sehen.

Krögis, 14 November

Wir kamen ziemlich früh in Krögis an. Hier wurde zum ersten male auf diesem Marsche ein befestigtes Lager bezogen. Ich wurde um fünf Uhr abends zum Könige befohlen und fand ihn damit beschäftigt, seinen Karl XII zu verbessern.

— Dieser kleine Aufsatz interessirt mich, besonders da ich, weil ich nie eine genaue und unparteiische Beurteilung des Königs gelesen habe, meinem kleinen Werke gern diese beiden Vorzüge verschaffen will. Ich glaube versichern zu können, daß es dieselben haben wird.

Karl XII scheiterte an seiner allzugroßen Verwegenheit und an dem mangelhaften Zusammenhange zwischen seinen verschiedenen strategischen Operationen. Hätte er später immer denselben Feldzugsplan ausgeführt, wie in seinen drei ersten Feldzügen, so hätte er alle seine Ziele erreicht.

— Aber, Majestät, muß man denn im Kriege nicht verwegene Schläge ausführen? Ich kann mir schon denken,

daß man sich dadurch Unglücksfällen aussetzt, aber jene Verwegenheit in den Unternehmungen ist doch notwendig.

— Freilich ist sie notwendig, aber trotzdem darf man nie derartiges in dem Glauben unternehmen, daß der Feind schwach ist oder den Kopf verloren hat. Schlägt außerdem ein solches Wagnis fehl, so muß man darauf eingerichtet sein, daß dadurch nicht der Hauptzweck des Feldzuges zu Falle kommt.

Was mich selbst anlangt, so muß ich mit großer Verwegenheit handeln, um in diesem Augenblicke alles Unheil dieses unseligen Feldzuges wieder gut zu machen.

Ich habe eine Unternehmung vor, die, wenn sie, wie ich hoffe, glücklich abläuft, uns allen zur Zufriedenheit gereichen soll. Dann dürfte der nächste Feldzug im Vergleich mit dem eben beendeten eine Kleinigkeit sein.

Allerdings muß ich mich dabei in Acht nehmen, einen Fehler zu begehen. Ich habe Leute mir gegenüber, die sich sehr wohl zu verschanzen verstehen und von kluger Vorsicht sind. Hätten sie dazu noch etwas Kühnheit, mehr Kombinationstalent und die Gabe, ihre Erfolge auszunutzen, so hätten sie längst den letzten Akt der Tragödie ausführen lassen.

Aber freilich, wenn ein General nicht auf eigene Verantwortung zu handeln wagt, so ist kein großer Erfolg zu erwarten: experto credi*) Roberto.

Da haben Sie noch etwas von meinem Latein. Und nun ist Morpheus' Stunde da, ich hoffe, er wird mich heute besser behandeln als in den letzten Tagen. Wir bleiben zwei Tage hier, und ich hoffe Sie oft zu sehen.

Gute Nacht, bitten Sie Gott, daß mir die Unternehmung, von der ich sprach, gelingt. Gute Nacht. —

87

Krögis, 15 November 1759

Ich wurde um vier Uhr zum Könige befohlen. Seine Majestät schien guter Laune zu sein.

*) Für crede.

— Heute fühle ich mich besser. Das kommt davon, daß ich wie ein König geschlafen habe. Es war das erste mal seit der schrecklichen Geschichte von Kunersdorf. Sehen Sie, so ist unsre Maschine beschaffen: ein bischen Ruhe, etwas Schlaf und ein wenig Gesundheit, das ist unsre ganze Weisheit! Haben wir gut geschlafen, so sind wir vergnügt, und kommt nun noch etwas Erfolg dazu, so werden Sie wieder dieselbe gute Stimmung an mir wahrnehmen, welche Sie früher rühmten.

Da sehen Sie, mein Lieber, wie bescheiden bin ich! Ich bitte die Götter garnicht um mehrere Erfolge, sondern nur um einen einzigen. — Ich möchte bloß Dresden wieder haben! Habe ich einmal Dresden, so bin ich meiner Winterquartiere sicher und kann die Oesterreicher ohne Unterlaß Böhmens wegen beunruhigen.

Die geweihte Schlafmütze steift sich darauf, auf hohen Bergen zu nisten, um dadurch vor jedem Angriff gesichert zu sein. Wissen Sie, was ich zu thun denke? Ich lasse ihn auf seinen geliebten Bergen und halte ihn durch starke Truppendetachements so in Schach, daß ich ihm die Zufuhr abschneide. Auf diese Weise denke ich ihn aus Dresden sowie von seinen Felsennestern zu vertreiben. Und um das alles noch leichter zu erreichen, werde ich Einfälle nach Böhmen vornehmen lassen.

— Ich hoffe, daß alles gut abläuft, Majestät. Ein derartiger Erfolg wird sicherlich andre im Gefolge haben, und Majestät werden mehr erreichen, als Sie jetzt wünschen.

— Gott gebe es. Beten Sie inbrünstig. Ihr Gebet wird mehr Kraft haben als meins. Geht es übrigens nicht nach Wunsch, so wird es nicht meine Schuld sein.

Im Kriege kann man niemals zu viel oder zu wenig hoffen. Ein unvorhergesehenes Ereignis macht oft den besten, wohlerwogenen Plan vollständig zu nichte.

Jetzt will ich Sie nicht länger aufhalten, ich muß noch einige Briefe schreiben.

Guten Abend und gute Nacht. —

88

Krögis, 16 November

An dieſem Tage wurde ich nicht zum Könige befohlen. Er ging ſehr früh ſchlafen.

Limbach, 17 November

Am nächſten Tage brach der König mit der ganzen Armee ſehr früh auf. Nachdem er die Triebſche in drei Kolonnen überſchritten hatte, marſchirte die erſte Kolonne über Roth-Schömberg, Schmiedewalde, Birkenhayn und Wilsdruf, die zweite über Robſchütz, Kottewitz, Lugenheim und Saxdorf und die dritte über Korbitz, Meißen, Neuſtadt, Röhrsdorf und Klipphauſen auf Hünbach und Kobach los. Bei Wilsdruf wurde ein Lager bezogen. Ebenda war das Hauptquartier.

Der General von Zieten wurde nach Keſſelsdorf detachirt, der General Wedell nach Meißen, der General Diericke auf das andre Ufer der Triebſche und der General Finck nach Dippoldiswalde und Maxen.

An dieſem Tage war ich nur einen Augenblick bei Seiner Majeſtät. Der König war von dem Marſche furchtbar angegriffen.

— Mein Lieber, mit mir iſt es nichts mehr. Ich werde alt, ſehr alt. Meine Kräfte verlaſſen mich, ich kann kaum mehr ſprechen.

Darauf rezitirte der König, wie ſchon früher mehrmals, den Schluß der Leichenrede auf den Prinzen von Condé, worin Boſſuet ſich ſo bitter beklagt.

— Haben Sie heute nichts über meinen Marſch und die Truppendetachements gehört? Die einen werden ſagen: alles geht gut. Die Mehrzahl dagegen wird meine Manöver tadeln. Die Leute hier ſind ſehr ſtark in der Kritik.

— Majeſtät, ich habe nichts gehört und mit niemand geſprochen.

— Morgen ſind wir in Wilsdruf. Wenn Sie etwas hören, ſo haben Sie die Güte, es mir mitzuteilen. Manch-

mal hört man Aeußerungen, aus denen man Nutzen ziehen kann. —

Ich überlegte mir diese Worte des Königs und kam zu dem Schlusse, daß er selbst in betreff der verschiedenen Detachements, die er abgeschickt hatte, nicht ohne Besorgnis war.

89

18 November 1759

Der König hatte das Hauptquartier nach Wilsdruf gelegt und die Armee in den Dörfern der Umgegend Quartiere beziehen lassen. Alle, die ich bei meiner Ankunft sprach, waren einig darin, die Abkommandirung der Truppen nach Maxen zu tadeln.

„Sie werden sehen, Finck ist verloren. Es ist unerhört, daß Seine Majestät sich vom Marschall Daun so ködern läßt. Während Daun die Reichsarmee nach Pirna rücken und das Gepäck, soweit es überflüssig ist, mit den Verwundeten und Kranken nach Böhmen abgehen läßt, nimmt der König dies für Vorbereitungen zum Rückzug, und detachirt Finck mit 10 000 Mann, damit er mit seinen Truppen in Gefangenschaft gerät."

Prinz Heinrich tadelt die Maßnahmen seines königlichen Bruders laut. Er hat ihm auf das Nachdrücklichste vorgestellt, daß Finck und sein Korps unrettbar verloren sind und in die Gewalt des Feindes fallen müssen. Es wird sogar behauptet, daß die Unterredung der beiden Brüder sehr lebhaft gewesen ist und der Prinz den König in der übelsten Laune verlassen hat, ja daß er sogar entschlossen ist, sich von der Armee zurückzuziehen.

„Sie wollen es durchaus, Herr Bruder. Nun meinetwegen, begegnet uns aber ein Unglück, wie es sicher vorauszusehen ist, so schreiben Sie sich allein den Untergang des Staates zu."

Prinz Heinrich war von dieser Szene noch ganz aufgeregt und sagte zu einigen Offizieren:

„Ich habe als aufrichtiger Patriot und guter Bruder gesprochen, aber ohne Gehör zu finden. Wenn nur wenigstens der rechte Flügel der Armee etwas mehr hinausgeschoben würde, um in der Nähe von Dippoldiswalde zu sein, dann würden wir nicht soviel zu fürchten haben!“

Alles dies war der Gegenstand der Unterhaltungen fast sämtlicher Offiziere. Ich entschied mich dafür, dem Könige, falls er mich nach der Stimmung in der Armee fragte, offene Mitteilung davon zu machen.

Um vier Uhr wurde ich zum Könige befohlen. Ich fand ihn mit Dichten beschäftigt. Er ahmte Voltaire nach und verfaßte eine Parodie des alttestamentlichen Predigers Salomo.

— Ich habe mich auf einen Wettkampf mit dem Verfasser der Henriade eingelassen. Ich werde allerdings nicht imstande sein, es ihm gleich zu thun, aber wenigstens zerstreue ich mich bei diesem Versuche.

Der König vollendete in meiner Gegenwart mehrere Strophen. Dann las er sie mir vor und fragte mich nach meiner Meinung. Ich bemerkte ihm, natürlich nur in Form einer zweifelhaften Ansicht, daß ein Vers einen Hiatus habe, und in einem andern ein doppelsinniges Wort vorkomme.

— Sie haben Recht, mein Lieber. Ich danke Ihnen dafür. Wie schwer ist es, irgend etwas ordentliches zustande zu bringen, wenn der Kopf voll von tausend verschiedenen Dingen steckt! Aber diese Kritzeleien beschäftigen mich und ziehen mich von meinen trüben Gedanken ab.

Der König stand auf und betrachtete die große Landkarte, welche er immer in seinem Zimmer aufhängen ließ.

— Kommen Sie her. Ich will Ihnen Fincks Stellung zeigen.

Das Herz schlug mir. Ich war schon im Begriffe, dem Könige alles, was ich gehört hatte, mitzuteilen. Dann überlegte ich mir aber gleich wieder, daß ich ihn vielleicht erzürnen und daß all mein Reden nach den Worten des

Prinzen Heinrich überflüssig sein würde. Ich begnügte mich also damit, meine eignen Gedanken auszusprechen.

— Würden Majestät mir verzeihen, wenn ich Ignorant meine ganze Unwissenheit entblößen will? Majestät werden ohne Zweifel lachen.

— Nun, was denken Sie von Fincks Stellung?

— Wäre nicht zu besorgen, daß der Feind unter dem Scheine eines Rückzuges Finck im Rücken bedroht, und daß der Marschall Daun, der Ew. Majestät mit der Front seiner Aufstellung in Schach halten kann, hinter derselben Detachements abschickt, um den General in Verbindung mit der Reichsarmee, welche seinen rechten Flügel, und den Kosaken, welche seinen linken Flügel angreifen könnten, von allen Seiten zu erdrücken?

Der König mußte aus meiner Sprache ersehen, daß diese Gedanken nicht im Gehirn eines gänzlich unwissenden Menschen entsprungen waren, sondern daß mir das, was ich sagte, von Männern vom Handwerk eingegeben war. Ich war also darauf gefaßt, daß er mich fragen würde, woher ich diese ganze Weisheit hätte. Aber er that es nicht.

— Nein, mein Freund, Sie haben nichts zu fürchten. Sie werden sehen, daß die geweihte Schlafmütze mit den Seinen glücklich darüber ist, nach Böhmen zurückgehen und sich dort in aller Bequemlichkeit den H..... kratzen zu können. Ich will Ihnen die Strophen noch einmal vorlesen. —

Ich hörte nicht mit Vergnügen zu, da mich der Gegensatz zwischen dem, was ich gehört hatte, und der Ruhe des Königs allzu peinlich berührte. Der König nahm noch einige Verbesserungen mit den vorgelesenen Strophen vor, dann wünschte er mir gute Nacht und entließ mich.

90

Wilsdruf, 19 November 1759

Das Hauptquartier war am neunzehnten noch sorgenvoller als am Tage vorher. Ein Adjutant, der am Morgen

vom Könige kam, sagte mir, er sei ihm unruhig vorgekommen.

Die Kritik hatte während des Vormittags viel zu thun. Finck, hieß es, ist gewiß in Gefangenschaft geraten. Warum hatte er nicht bei Dippoldiswalde bleiben sollen? Dann hätten sich die Oesterreicher vielleicht aus freien Stücken zurückgezogen, und es wäre möglich gewesen, ihre Nachhut mit Vorteil anzugreifen, natürlich in einer Position, wo sie nicht wiederum ihrerseits Kehrt machen und zum Angriff übergehen konnten.

Und warum hatte der König nicht auf seinen Bruder hören wollen, der alles stets vom richtigen Gesichtspunkte und mit viel mehr Ruhe beurteilt?

Solche Fragen wurden unaufhörlich gestellt, und da sie die Ansicht der gesamten Armee darstellten, so flößten sie mir die lebhafteste Besorgnis für die Lage des Königs, seine Ruhe, sowie für das Wohl der braven Truppen ein.

Um fünf Uhr wurde ich zum Könige befohlen. Ich fand ihn mit demselben Gedichte beschäftigt, wie am Tage vorher.

— Ich bin, seitdem Sie mich gestern verlassen hatten, weit gekommen. Gestern Abend schrieb ich noch eine halbe, heute wieder zweiundeinehalbe Stunde. Wie spät ist es?

— Fünf Uhr, Majestät.

— Nun, dann ist es genug. Ich will Ihnen vorlesen, was ich fertig gebracht habe.

Was sagen Sie dazu? Haben Sie keinen Verstoß bemerkt?

— Nein, Majestät. —

Meine armen Ohren waren noch zu voll von all dem, was sie im Verlaufe des Vormittags vernommen hatten, als daß sie fähig gewesen wären, genau auf den Wohlklang von Versen zu achten. Ich muß gestehen, daß ich nichts davon gehört hatte, so groß war meine Seelenangst. Und je ruhiger ich den König mit Dingen beschäftigt sah, die mit seiner augenblicklichen Lage in so lebhaftem Widerspruche standen, destomehr litt ich.

— Wir wollen uns noch einmal die Stellung unsers Finck ansehen.

Der König zeigte mir auf der Karte die Stellung, welche Finck eingenommen hatte, sowie die des Feindes.

— Sehen Sie, mein Lieber, das ist die Route, welche Finck beim Abmarsch einschlagen muß. Dann werde ich wieder aufatmen und mich mit erfreulicheren Dingen beschäftigen können.

Ich erwiederte nichts.

— Sie scheinen mir heute sehr ernst gestimmt, sagte der König.

— Allerdings, Majestät. Ich bin traurig, weil ich von allen Seiten höre, daß das Korps des Generals Finck in der größten Gefahr schwebt.

— Finck in Gefahr! Fürchten Sie nichts. Kennen Sie denn meine Leute nicht? Sie erschrecken oft über alles mögliche und kritisiren meine Maßregeln, selbst die bestüberlegten, auf das unverständigste.

Ich wollte antworten, aber der König fuhr fort:

— Ich habe noch einige Befehle zu erteilen. Gute Nacht, mein Lieber. Beunruhigen Sie sich nicht, sondern schlafen Sie ruhig. Adieu. —

91

Wilsdruf, 20 November

Ich hörte am Morgen, daß der König, der ruhig zu sein vorgab, und mir selbst am Tage vorher so dringend Ruhe anempfohlen hatte, nachdem ich entlassen war, seine lebhafte Besorgnis über die Lage des Generals Finck deutlich verriet. Statt Befehle zu erteilen, wie er mir sagte, beschäftigte er sich mit seiner Parodie, aber nur unter innerer Angst.

Beim geringsten Geräusch rief er einen Lakai, um zu fragen, was das Geräusch zu bedeuten habe, und ob nicht etwa Nachrichten eingegangen seien. Mehrmals stand er auf, um selber nachzusehen, ob Offiziere im Vorzimmer

ſeien. Wurde ihm dann geſagt, es ſei niemand da, ſo antwortete er:

„Ich glaubte einen Adjutanten ſprechen zu hören.“

Man hörte, daß der General Kleiſt mehrere Magazine und Dörfer zur Vergeltung des Vorgehens der Oeſterreicher und Ruſſen angeſteckt, ſowie daß er eine bedeutende Anzahl Gefangene gemacht hatte. Das war allerdings eine gute Nachricht, aber doch nicht derartig, daß ſie ein Erſatz für die gerechten Beſorgniſſe wegen Finck hätte ſein können.

Ich wurde um vier Uhr befohlen und fand den König in der größten Aufregung. So oft die Thüre aufging, wurde er blutrot:

— Da kommt gewiß eine Unglücksbotſchaft! Ich habe kein Glück mehr. Meine Zeit iſt vorbei: ich muß mich nur auf Unglück gefaßt machen.

Und dann wurde dem Könige nur mitgeteilt, daß keine Nachricht eingegangen ſei.

— Ein wenig beruhigt mich die Erwägung, ſagte er (denn jetzt gab er zu, daß er in großer Sorge Fincks wegen ſchwebe), daß ich den General Hülſen mit 8000 Mann detachirt habe, um Brentano aus Dippoldiswalde, wohin er marſchirt war, zu vertreiben, und ſo die Verbindung des Gros der Armee mit dem bei Maxen ſtehenden Korps zu ſichern.

Aber, was ſoll aus all dem werden? Ach, wenn man nur ſeine Seele dazu erheben könnte, daß ſie in dem dunkeln Buche der Zukunft läſe! Wie nützlich müßte das manchmal ſein!

— Majeſtät, ich bin der feſten Ueberzeugung, daß es in den meiſten Fällen ein großes Unglück ſein würde, wenn man alles, was die Zukunft in ſich birgt, vorher zu wiſſen imſtande wäre.

— Sie haben recht. Aber trotzdem möchte ich gern in dieſem Augenblicke wiſſen, was das Kanonenfeuer, welches wir gehört haben, zu bedeuten hat, und was daraus entſtehen wird. Um alles in der Welt möchte ich es

wissen! Ich habe wer weiß wie viele Leute abgeschickt, um Nachrichten von den Vorgängen zu bekommen, aber keiner kommt zurück.

Vielleicht höre ich in der Nacht etwas, vielleicht auch nicht. Möglicherweise muß ich mit dieser Ungewißheit schlafen gehen. Ach, was habe ich für ein schreckliches Leben! Auch Sie, mein Lieber, habe ich zu einem recht traurigen Leben verurteilt.

— Traurig ist es, und wird es immer sein, solange ich Ew. Majestät nicht so glücklich sehe wie ich es wünsche. Ich denke nur an Ew. Majestät: das ist die Wahrheit und ich bitte Majestät, sie zu glauben.

— Sie sind sehr freundlich, Catt. Komme ich davon, so sollen Sie für Ihre Teilnahme entschädigt werden.

Der König ging immer wieder an die Karte.

— Wenn etwas gegen Finck unternommen wird, so hat er Mittel genug, um davonzukommen. Sehen Sie: das ist seine Stellung, diese Routen kann er einschlagen. Die Hauptsache ist, daß meine Generale nicht den Kopf verlieren.

— Das steht zu hoffen, Majestät. Es ist ja nicht das erste mal, daß Ihre Generale angreifen oder sich verteidigen: sie sind ja so in der Gewohnheit.

— Nun, wir werden ja sehen. Auf Wiedersehen morgen. Ich wünsche Ihnen gute Nacht und mehr Ruhe, als ich haben werde. Denn ich wiederhole Ihnen, ich bin sehr unruhig, weniger wegen eines etwaigen Verlustes von Truppen, als wegen unsrer Waffenehre. Die Ehre und die öffentliche Meinung sind alles. —

92

Wilsdruf, 21 November

Dies war ein Unglückstag für die ganze Armee, das gesamte Hauptquartier und besonders den guten König.

Der Kanonendonner, die Abteilungen von Leuten in blauer Uniform, welche die Vorposten in der Richtung

auf Dresden hatten marschiren sehen, verdoppelten die Besorgnis wegen des Korps des Generals Finck.

Als gegen vier Uhr nachmittags zwei Landleute mit der Nachricht ankamen, daß das ganze Korps gefangen genommen sei, herrschte die allgemeinste Bestürzung.

Ich wurde um $4^1/_2$ Uhr zum Könige befohlen und fand in seinem Vorzimmer den Generaladjutanten von Krusemarck mit dem ganzen Gefolge. Als ich die beiden Landleute und die Mienen der Offiziere sah, rief ich aus:

— Mein Gott, es ist ein Unglück geschehen! Das Korps ist gefangen genommen! Was macht unser geliebter König?

— Er weiß noch nichts, war die Antwort. Niemand wagt ihm die Unglücksbotschaft mitzuteilen.

— Aber um Himmelswillen, meine Herren, was thun sie? In dieser schrecklichen Lage ist jeder Verzug ein Vorteil für den Feind und von schlimmen Folgen für den König! Was haben Sie dabei aufs Spiel zu setzen?

— Sie kennen doch unsern Herrn.

— Gut, so nehme ich es auf mich. Mit dem tiefsten Schmerze teile ich ihm das schreckliche Unglück mit. Er muß es so bald als möglich erfahren. Es ist kein Augenblick zu verlieren. —

Ich sagte dem dienstthuenden Lakaien, er solle mich melden. Ich wurde sogleich vorgelassen.

Der König war mit seinem Gedichte beschäftigt und bemerkte mich zuerst garnicht. Wie schrecklich war mir zu mute! Was für qualvolle Gedanken gingen mir durch die Seele!

Endlich, nach einer Viertelstunde, war der König mit seiner Strophe fertig, sah auf und erblickte mich.

— Ah, Sie sind da, mein Lieber. Haben Sie nichts gehört?

— Ja, Majestät, aber nur sehr trauriges.

— Was denn, mein Lieber, was denn?

Dabei hatte sich das Gesicht des Königs mit einem Schlage verändert.

— Majestät, man hat zahlreiche Soldaten in blauer Uniform auf Dresden zu marschiren sehen.

— Gerechter Himmel, ist es auch kein Irrtum?

— Nein, Majestät. Im Vorzimmer wartet Ihr Generaladjutant mit zwei Landleuten, welche soeben gekommen sind, um die Nachricht zu überbringen, welche ich die Ehre hatte, Ew. Majestät mitzuteilen. —

Der König geht eilig auf die Thüre zu, macht sie selbst auf und ruft den Generaladjutanten und die Landleute herein.

— Was bedeutet das alles? Was habt Ihr zu sagen?

Die Landleute kratzen sich mit der größten Seelenruhe den Kopf und sagen:

— Majestät, wir haben mit angesehen, wie Ihre Kavallerie absaß und alle Ihre Soldaten gefangen genommen wurden.

— Und was mir am sonderbarsten vorkam, fuhr der eine fort, war, daß die Kavallerie absaß. —

Der König entließ die Bauern und den Generaladjutanten. Als er wieder mit mir allein war, ging er mehrere Minuten mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, dann umarmte er mich und rief die Hand auf meine Schulter legend aus:

— Welch ein Schlag, mein Freund! Mein Gott, welch ein Schlag! Ist es denn möglich? Sollte ich deshalb nach Sachsen gekommen sein, um all mein Unglück mitzubringen? Es ist ein entsetzlicher Schlag. Ich kann aber noch nicht recht daran glauben.

Er rief den Generaladjutanten von Kruſemarck noch einmal herein.

— Aber, mein Lieber, ist es denn wirklich wahr? Haben denn alle meine Generale den Kopf verloren? Konnten sie sich denn nicht zur rechten Zeit zurückziehen? Gab es denn keine Routen, auf denen sie den Rückzug bewerkstelligen konnten? Der Teufel muß sie alle mit Blindheit geschlagen haben. Die Sache ist so schrecklich, daß ich immer noch nicht recht daran glauben kann.

— Die Nachricht ist sicher richtig. Ich bin völlig niedergeschlagen.

— Dann können Sie sich meine Stimmung denken, lieber Krusemarck!

Der Adjutant weinte, ich ebenso. Guter Gott, was war das für eine Szene!

Dann erteilte ihm der König einen Befehl und entließ ihn. Darauf ging er wieder mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit rief er dabei aus:

— Aber, mein Lieber, ist es denn möglich?

Darauf betrachtete er wieder einen Augenblick die Karte, kam auf mich zu, legte die Hand auf meine Schulter und sagte:

— Sehen Sie, mein Lieber, das ist einer der wenigen Schicksalsschläge, die mich noch nicht getroffen haben!

Aber hier darf ich den Kopf nicht verlieren. Ich muß fest sein, und ich werde es sein trotz aller geweihten Schlafmützen.

Ich habe in diesem Augenblicke tausend Dinge zu besorgen, bei denen Sie mir nicht helfen können. Ich will meinen guten Bruder bitten, herzukommen. Dann wollen wir beide gemeinschaftlich zusehen, wie wir uns aus dieser verteufelten Geschichte ziehen können.

Gute Nacht, mein Lieber, wäre ich der einzige Unglückliche, dann wollte ich mich schon trösten. —

93

Wilsdruf, 22 November 1759

Als die Unglücksnachricht bekannt wurde, herrschte in der ganzen Armee wie im Hauptquartier die größte Aufregung.

„Die Zeit des Glückes ist vorbei," das war beinahe die allgemeine Stimme; „wir haben nur noch Unglück zu erwarten!"

In diesem Augenblicke waren alle erfochtenen Siege vergessen, sowie alle Eigenschaften des Königs, durch welche er befähigt war, das Unglück wieder gutzumachen und Verluste und Niederlagen auszugleichen.

Als wir den König nach dem Verluſt der Schlacht bei Kunersdorf zuerſt wiederſahen, hörte man überall: „So lange der große König an der Spitze ſteht, haben wir nichts zu fürchten. Er kann beſiegt, aber nie vernichtet werden, und ſtets wird ſein Genie alle möglichen Mittel finden, um uns zu retten.“ — Jetzt dagegen glaubte man vollſtändiges und hoffnungsloſes Verderben vor ſich zu ſehen.

Ich wurde um drei Uhr zum Könige befohlen und blieb bis neun. Was war das für eine ſchmerzliche Unterhaltung!

— Was habe ich für eine entſetzliche Nacht gehabt! Ja, Catt, ich habe das Unglück, welches mich verfolgt, mit nach Sachſen gebracht. In dem Augenblicke, wo ich hoffte, den Feldzug in glänzender Weiſe zu Ende zu bringen, den Feind aus Dresden vertreiben und ihn unter Verluſten zum Rückzuge zwingen, ſowie meinen armen Truppen, die ſoviel gelitten hatten, etwas Ruhe gönnen zu können, muß ich einen ſo unerhörten Schlag erleiden! Dieſer Gedanke verfolgt mich unaufhörlich. Ja, es giebt Augenblicke, wo ich mein Unglück noch immer nicht für wirklich halten kann.

Ich verſuchte vergeblich, ihn von dieſen Gedanken abzubringen. Sie kamen ſtets wieder; er war über den Schimpf, der den preußiſchen Waffen angethan war, empört.

— Sehen Sie, mein Freund, wie unglücklich ich in meinem ganzen Leben geweſen bin! Erſt die Härte meines Vaters, der mich drei Monate in Einzelhaft hielt, wo ich alle mögliche Erniedrigung zu leiden und keine andre Zerſtreuung als Boſſuets Buch über die Veränderungen im Proteſtantismus und Basnage hatte. Dann dieſer Krieg mit allem nur denkbaren Unglück! Nur in Rheinsberg habe ich während kurzer Augenblicke einen Schimmer von Glück kennen gelernt. Und jetzt muß ich manchmal meine Ungeduld uud meinen Unwillen mit Gewalt niederhalten. Ich komme mir wie ein Galeerenſklave vor, der angeſchmiedet iſt und alles thut, um ſeine Kette zu zerſprengen.

Während der König auf dieſe Weiſe ſeinem Schmerze Luft machte, ging er mit mir im Zimmer auf und ab.

Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch, nahm ein Papier und zeigte mir einige Verse, die er hatte machen wollen. Ich sage: er hatte sie machen wollen, denn keiner war fertig geworden. Diese Bemerkung zeigte mir, wie aufgeregt er gewesen war, und bekümmerte mich aufs äußerste.

— Ich habe dies heute gekritzelt, um mich zu zerstreuen, aber ich bin außer stande, auch nur die kleinste Anstrengung zu machen, die etwas leidlich Vernünftiges zustande brächte.

— In einer Lage wie die gegenwärtige ist es sicherlich unmöglich, ein gutes Gedicht zu machen, aber wie dasselbe auch ausfällt, so werden Majestät durch die Beschäftigung wenigstens für einige Augenblicke Ihre traurigen Gedanken verscheuchen.

— Sie haben Recht, mein Lieber, ich will es versuchen.

Er schrieb in meiner Gegenwart eine Strophe nieder, die nicht übel war.

— Nein, es geht nicht. Mit was, zum Teufel, gebe ich mich auch ab!

Der König stand auf und betrachtete lange die Karte.

— Sehen Sie sich an, mein Lieber, was meine Leute hätten thun müssen, wenn sie auch nur den geringsten Mutterwitz gehabt hätten. Sie konnten sich über Gießhübel nach Böhmen zurückziehen und von da über Einsiedel, Asch oder den Basberg nach Sachsen gehen. Sie konnten den Weg einschlagen, der von Glashütte über Frauenstein*) nach Freiberg führt, und auf diese Weise den größten Teil der Truppen retten. Aber meine Schurken haben sich mehr um ihr Gepäck, als um Ehre und guten Namen gekümmert und in ehrloser Weise die Waffen gestreckt.

In meiner Lage ist schon der Verlust der Truppen beträchtlich, aber die Ehre, mein Lieber, die ist ein unendlich großer Verlust, der sich nicht wieder gutmachen läßt. Jahrhunderte gehören dazu, diesen Verlust und diesen Schanddfleck wieder auszutilgen.

---

*) Im Original (S. 265, 34) Frauenberg. Catt meint Frauenstein.

Ich rufe die Vernunft und die Philosophie zu Hilfe, aber es hilft alles nichts, das Schicksal ist nicht nicht dadurch zu ändern.

Glücklich, glücklich, mein Lieber, ist, wie ich Ihnen schon oft gesagt habe:

wer mit niederm Loos zufrieden
in der Verborgenheit in Frieden lebt,
wohin die Götter ihn gestellt, und nicht
mein glanzvoll schweres Joch am Nacken trägt.

Ach, was für ein Leben haben Sie bei mir! Ich sollte all meinen Kummer bei mir selbst behalten, aber es ist ein Trost, zu jemand, bei dem man Teilnahme voraussetzt, von seinen Leiden zu sprechen.

— Und wie groß ist meine Teilnahme, Sire! Was würde ich nicht darum geben, wenn ich Ew. Majestät von nutzen sein könnte!

— Ich glaube es, mein Lieber, und das rührt mich. Es ist spät geworden, ich habe Sie lange aufgehalten und will Ihre Güte nicht weiter mißbrauchen. Gute Nacht.

Indes noch ein Wort. Ich weiß nicht, ich habe eine Ahnung, daß es morgen zu etwas Entscheidendem kommen kann. Wie herrlich wäre es, mein Lieber, wenn ich Glück hätte und die Schlafmütze schlagen könnte. Das würde mir neues Leben einflößen. Trotz der Anstrengungen, welche meine Truppen haben durchmachen müssen, und trotz aller Befürchtungen, die sie gequält haben, sind sie doch, wie ich überzeugt bin, in der Stimmung, sich gut zu schlagen. Gute Nacht. —

94

Wilsdruf, 28 November 1759

Am Morgen machte der Marschall Daun, offenbar um die Haltung unsrer Truppen auf die Probe zu stellen, an der Spitze seiner Avantgarde eine Demonstration gegen die preußischen Vorposten, zog sich aber schleunig in sein Lager zurück, als er unsre Armee in Schlachtordnung und

in der besten Stimmung fand, die Schlacht anzunehmen. Es kam zu nichts weiter, als zu einer starken Kanonade.

Als ich am ersten Gliede entlang ritt, erschallte ein lautes, allgemeines Geschrei. Ich fragte den Grafen von Henckel, einen sehr achtungswerten Offizier des Regiments Prinz von Preußen, was es zu bedeuten habe.

— Die Truppen sind in der freudigsten Stimmung und sehnen sich nach der Schlacht. „Die Kerle sollen nur kommen!“ rufen sie. „Wir wollen sie als gute Preußen empfangen. Heute muß sich alles entscheiden. Wir wollen Revanche haben und für unsern Fritz siegen oder sterben!“

„Sieg oder Tod!“ war der allgemeine Ruf.

Niemals werde ich dieses rührende und für die Armee so ehrenvolle Schauspiel vergessen, sowie alle die Empfindungen, welche dadurch in meiner Seele wachgerufen wurden.

Die Oesterreicher hatten einige unsrer Vorposten zurückgeworfen und dabei eine Anzahl Zettel zurückgelassen, worin die Geschichte von der Gefangennahme des Finckschen Korps erzählt wurde. Aber weit davon entfernt, daß unsre Truppen dadurch eingeschüchtert wurden, erregte diese Darstellung vielmehr das lebhafte Verlangen, Rache für die Schmach zu nehmen, welche Finck hatte erleiden müssen.

Seine Majestät ließ mich nach seiner Rückkehr in das Hauptquartier um elf Uhr zu sich befehlen.

— Was haben Sie zu der geweihten Schlafmütze gesagt, mein Lieber? Der große General ließ sich von seinem Erfolge aufblähen und bildete sich ein, wir würden nicht so gut auf seinen Empfang vorbereitet sein, wie wir es in Wirklichkeit waren. Vielleicht hat er geglaubt, ich würde ebenso feige, wie sich meine Kujone benommen haben, davonlaufen.

Da hat er denn doch die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Vielleicht kann ich ihm noch in diesem Winter gehörig zu thun geben.

Augenblicklich befinde ich mich nicht wohl. Ich habe wieder einen kleinen Gichtanfall. Das fehlte bloß noch, um mich völlig zu vernichten! Aber ich will meine Gicht

und all meine andern Leiden in meiner gewöhnlichen Weise behandeln, die Sie ja kennen. Ich muß meinem Körper die Sporen geben. Er muß vorwärts, es koste was es wolle! Wie könnte ich mich auch schonen wollen, wenn ich so viele brave Leute sich für mich und das Vaterland opfern sehe!

Ich berichtete dem Könige, was ich gehört und was mir Graf Henckel berichtet hatte. Er hatte Thränen in den Augen.

— Nun, wäre es wohl denkbar, daß ich mich schonte? In Stücke wollte ich mich hauen lassen, wenn ich dächte, daß ich dadurch den Leuten, die sich so lange dafür geschlagen haben, den Frieden verschaffen könnte.

Auf Wiedersehen nach Tisch um drei Uhr. Ich habe noch einen Befehl zu erteilen und einen Brief zu schreiben. —

95

Als ich vom Könige zurückkam, fand ich in meinem Quartier einen Offizier, der auf mich wartete.

— Wissen Sie, daß Seine Majestät am Abend des Unglückstages nach einer langen Unterredung mit Prinz Heinrich ihm noch einen Brief geschrieben hat, worin es heißt: „Hätte es doch dem Himmel gefallen, lieber Bruder, daß ich, als ich zu Ihnen stoßen wollte, noch sieben oder acht Tage lang einen ordentlichen Gichtanfall gehabt hätte. Dann hätte uns dieser Schlag nicht getroffen."

— Der Brief ist mir nicht bekannt. Hat der König aber die Worte geschrieben, die Sie anführen, so hat er Recht. Denn er hätte von der Gicht immer noch weniger gelitten, als von dem Unglück und der Schande, welche seinen Verlust begleitet. —

Um drei Uhr begab ich mich, wie befohlen, zum Könige. Ich fand ihn noch mit Dichten beschäftigt.

— Sehen Sie, das habe ich fertig gebracht, seitdem Sie mich heute verlassen haben. Ich will es Ihnen vorlesen. Es ist nicht schön, oder vielmehr, es ist sehr schlecht. Aber was kann ich in meiner Lage machen?

— Sich zerſtreuen, Sire, wodurch es nur möglich iſt. Alles wird gut, wenn Majeſtät ſich ein wenig von Ihren traurigen Gedanken losreißen können.

— Losreißen, mein Lieber! Das iſt ſehr ſchwer. Ich ſehe Finck immer aus meiner Feder herausſchauen. —

Die Verſe waren beſſer geraten, als an den erſten Tagen. Aber trotzdem war leicht aus allem zu ſehen, daß der König nur dichtete, um zu verſuchen, ſeinen Gram zu beruhigen. Nachdem er mir das Gedichtete vorgeleſen hatte, ſprach er ſich über Finck und einige andre Generale mit einer Heftigkeit aus, die mir einen deutlichen Einblick in ſeine Stimmung geſtattete. Dabei äußerte er ſich über den General Wunſch mit großer Anerkennung.

— Das iſt der einzige, der nicht den Kopf verloren hat. Er hat ſich mit der Kavallerie durchſchlagen wollen, und die Feiglinge haben ihn an dieſer mutigen That gehindert. —

Um den König von ſeinen trüben Gedanken abzulenken, fing ich wieder von der Dichtkunſt zu ſprechen an und ſtellte ihm ſelbſt die Schwierigkeit vor, ſich in einen Wettſtreit mit Voltaire einzulaſſen, beſonders in ſeinen kleinen Gelegenheitsgedichten. Ich führte einige derſelben an, da ich hoffte, der König würde ſich auf dieſelben einlaſſen und ſie nachahmen.

Aber mein Verſuch ſcheiterte. Finck kam immer wieder aufs Tapet, und ohne Frage hätte der König noch lange von dieſem traurigen Gegenſtande geſprochen, wenn ihm nicht ein Offizier gemeldet worden wäre, der vom General von Hülſen kam. Er wünſchte mir gute Nacht.

— Schlafen Sie beſſer als ich. Auf Wiederſehen morgen. —

96

Wilsdruf, 24 November

Ich wurde gegen ſechs Uhr zum Könige befohlen. Die Unterhaltung war ſehr kurz, weil der König an einer Kolik mit Hämorrhoidalbeſchwerden litt.

— Ich fühle mich recht unwohl. Alles vereinigt sich, um mich zu quälen. —

Der König sprach während der kurzen Zeit, während welcher ich bei ihm war, nur von seiner Absicht, später die Regierung niederzulegen. Er hatte dieselbe schon mehrfach erwähnt, aber erst jetzt legte er sie ausführlich dar.

— Und wenn ich dereinst aus all diesem Gewirr herauskomme, mein Freund, dann möchte ich den Rest meiner Tage so genießen, daß ich mir die Einkünfte einer Provinz, etwa 100 000 Thaler, reservirte. Ich würde mir einige ehrenhafte, aufgeklärte und entgegenkommende Freunde erwählen, deren keiner jedoch ein Schmeichler sein dürfte. Mit allen Kräften würde ich bemüht sein, Ehrgeizige und Intriganten fern von mir zu halten. Ich würde nicht zu nahe an einer Stadt wohnen, um nichts von Königtum und Ehrfurchtsbezeugungen zu sehen. Als unverbrüchlichstes Gesetz würde ich die völlige Freiheit eines jeden hinstellen. Jeder sollte mit mir als Freund handeln und sprechen. Ich selber würde gewiß ein liebevoller, gefälliger und treuer Freund sein.

Jeden durchreisenden fremden Geist, mit geselligen Talenten, gutem Charakter oder auch nur bekanntem Namen wollte ich mit offenen Armen empfangen; andrerseits würde ich es mir angelegen sein lassen, alle diejenigen fernzuhalten, welche nur eine alberne Neugier zu mir führte.

Mein Diner würde sehr einfach sein. 12000 Thaler würden für meinen Tisch genügen, 20 000 würde ich zur Befriedigung meiner andern Wünsche verwenden, den Rest würde ich für meine Umgebung bestimmen. Ich würde den Wunsch haben, ihnen etwas nach meinem Tode zu hinterlassen, damit sie sich manchmal meiner erinnerten.

Auf diese Weise, mein Freund, würde ich das Stückchen Lebensweg, welches mir noch übrig ist, mit einigen Blumen bestreuen.

Darauf zitirte der König einige Verse Chaulieus und zeigte mir den Plan des Hauses für sich und sechs Freunde, den er am Morgen entworfen hatte. Das Haus hatte

einen kleinen Seitenflügel für ausgezeichnete Fremde, welche ſich etwa einige Tage bei ihm aufhalten wollten.

— Leben Sie wohl, mein Lieber. Ich will zu Bette gehen. Denken Sie an mich und an meinen hübſchen Plan, mich ins Privatleben zurückzuziehen. Gute Nacht. —

97

Wilsdruf, 25 November 1759

Ich war abends um ſieben Uhr bei Seiner Majeſtät. Der König war ſeine Kolik los geworden und beſchäftigte ſich mit ſeiner Dichtung.

— Endlich, mein Lieber, habe ich meinen Salomon fertig gemacht und durchgeſehen.

Ich komme mit einem Falle zu Ende, den ich noch nicht zugebe. Indeſſen, da alle Welt es glaubt, ſo wäre es nicht anſtändig und ehrbar, eine andre Anſicht zu äußern.

Die Worte ehrbar und anſtändig gefielen mir ſo, daß ich lächelte.

— Worüber lachen Sie, mein Lieber?

— Darüber, daß Ew. Majeſtät ſo nachſichtig mit einer Denkweiſe iſt, die Sie nicht teilen.

— Aber ſagen Sie, wo und wann haben Sie gehört, daß ich keine Rückſicht auf den Glauben andrer Leute nehme, beſonders wenn ihre Hoffnung und ihr Glück auf dieſem Glauben beruht?

Ich wollte nicht ſagen, wie oft, ja daß ich immer das Gegenteil bemerkt hatte, ſondern begnügte mich damit, ihm zu erwiedern, daß ſeine Denkweiſe die Vernunft ſelbſt ſei, ja daß es wirklich grauſam wäre, wie es der König ſelbſt ausſprach, irgend jemand ſeines Glaubens wegen zu ärgern, ohne ihm tröſtlichere Gedanken darbieten zu können.

— Sie haben Recht, mein Lieber.

Glauben Sie, daß mein Gedicht gut genug iſt, um dem Patriarchen überſandt werden zu können?

— Gewiß, erwiederte ich, wenn Majeſtät es noch einmal in ruhigerer Stimmung durchſehen.

— Oh ich versichere Sie, ich werde mich nicht beeilen. Ich habe mich schon allzusehr beeilt, als ich ihm schrieb, ich würde Dresden wieder einnehmen. Ich möchte mir die Hand abhacken, die das geschrieben hat! Hätte ich nur ein paar Tage gewartet, so würde er den Brief, der mich jetzt mehr ärgert, als ich Ihnen sagen kann, nicht erhalten haben. Der alte Affe wird vor Vergnügen grinsen und sich über mich und mein Schicksal lustig machen.

— Vielleicht wird es ihm nahe gehen, Sire.

— Nahe gehen? Da kennen Sie den Schuft gut!

Dies führte ihn wieder auf sein Unglück zurück.

— Jemehr ich daran denke, mein Lieber, destoweniger kann ich mich von dem Schlage erholen. Er hat mich fast an derselben Stelle getroffen, wo ich einst die sächsische Armee gefangen nahm.

Ich habe es Ihnen schon gesagt und wiederhole es jetzt: ich kann nicht mehr glücklich sein. Allerdings bin ich beinahe ganz sicher, daß ich mich noch aus meiner schlimmen Lage befreien werde, und daß ich trotz aller Unfälle fast dasselbe Terrain in Besitz haben werde, wie bei Beginn des Feldzuges.

Aber was will das alles sagen im Verhältnis zu dem, was ich durch das schändliche Benehmen des verdammten Finck verloren habe! Die Erinnerung daran wird mir mein ganzes Leben verbittern.

Leben Sie wohl, mein Lieber. Ich will vor dem Schlafengehen zu meinem Trost das dritte Buch des Lucrez lesen. Das ist, wie Sie wissen, meine Lieblingslektüre in Augenblicken des Unglücks und der Traurigkeit. Lucrez ist für mich eine ebensolche Erbauung wie Marc Aurel. Gute Nacht. —

98

Wilsdruf, 26 und 27 November

An diesen beiden Tagen wurde ich zwar zum Könige befohlen, sah ihn aber nur einen Augenblick im Bette. Er litt viel an der Gicht, jedoch brachte ihm ein starker

Schweiß eine ſolche Erleichterung, daß er am nächſten Tage keine Schmerzen mehr empfand.

28 November, vier Uhr

— Ich glaube, der Teufel hat die Hand im Spiele, um mich zu quälen. Gerade jetzt habe ich ein bischen Geſundheit mehr nötig als jemals, und dabei kommt jeden Augenblick ein neues Leiden über mich. Dies oder noch etwas ſchlimmeres hätte mir meinetwegen paſſiren können, ehe ich nach Elſterwerda kam: dann hätte ich garnichts geſagt — aber jetzt, wo ich handeln und gut handeln muß, ſind mir die körperlichen Schmerzen, die ich leide, ſchrecklich. Dazu kommen noch Seelenqualen, von denen ich auch mehr habe, als ich brauchen kann.

Ich habe heute morgen meinen Salomon etwas verbeſſert. Er ſteht weit unter dem Voltaires. Nicht wahr?

— Es wäre nicht wunderbar, Sire, wenn das wirklich der Fall wäre. Voltaire hat alle nur denkbare Ruhe zum Dichten, Ew. Majeſtät dagegen niemals. Voltaire dichtet für das Publikum und Majeſtät nur zur Zerſtreuung.

— Sie haben Recht, Catt. Aber zu allem, was Sie ſagen, muß man noch als die Hauptſache hinzufügen, daß er ein genialer Dichter iſt, und ich nicht. Ich bin nur ein armer Dilettant, der große Nachſicht nötig hat. Im übrigen gehört die Strophe, wo es heißt, eine lebendige Mücke ſei mehr wert als ein toter Löwe, noch zu den beſten. Dieſer Gedanke iſt wirklich außerordentlich gut ausgedrückt; alles andre iſt ziemlich ſchwach.

Ich hoffe bald einen Brief von ihm zu bekommen.

— Ich habe einen Brief Voltaires an Herrn Haller mit deſſen Antwort. Das Publikum hat dieſen Brief mit großem Vergnügen geleſen.

— Geben Sie den Brief her, geben Sie. Ich will ſie beide leſen.

Der König las Voltaires Brief ſchnell durch, Hallers Antwort dagegen in der Weiſe, wie er es meiſtens mit Sachen machte, die er nicht billigen wollte: nicht zuſammen-

hängend, die einzelnen Sätze auseinanderreißend und ohne auf Punkte und Kommata Rücksicht zu nehmen. Ich schloß aus dieser Art zu lesen, daß er keinen Gefallen*) an Hallers Antwort äußern würde, aber ich irrte mich.

— Was für eine schöne Antwort, und wie schöne Lehren giebt er dem alten Sünder! Da sehen Sie recht, was er für ein alter Affe ist. Er schreit laut darüber, daß einer gegen die Religion deklamirt, er, der die schauderhaftesten Dinge dagegen ausgespieen hat!

Und dann die ganze Schleicherei in seinem Briefe! Ach, mein Lieber, wie schade ist es, daß ein so großer Geist einen so verwünschten Charakter hat.

Sie wissen vielleicht, was Crébillon (oder war es Piron?) gesagt hat, als Voltaire ihm eines Tages sein Herz anbot: „Pfui, da geben Sie mir ja das Schlechteste, was Sie überhaupt haben."

Bei Voltaire fällt mir übrigens ein, daß Sie vielleicht nicht wissen, auf welche Weise er während seines Aufenthaltes an meinem Hofe seine „Beurteilung der Gelehrten" fertig gebracht hat.

Der Buchhändler, welcher Voltaires Versuch einer Biographie Ludwigs XIV verlegte, beklagte sich auf das bitterste darüber, daß der zweite Band nicht ebenso stark war wie der erste. Sonst hieß es: „Diese Schufte von Buchhändlern sind niemals zufrieden, immer wollen sie die armen Schriftsteller betrügen," dieser Buchhändler wußte aber ohne Zweifel aus Erfahrung, daß auch ein gewisser Autor nicht übel zu betrügen verstand, und bestand darauf, der zweite Band müsse dicker werden. Darauf schrieb Voltaire in der Eile seine Beurteilung der Gelehrten nieder mit allem, was er wußte und was er nicht wußte.

Aber ich glaube, es ist schon spät, mein Lieber. Guten Abend und gute Nacht. —

Es war zehn Uhr.

*) Im Original (S. 270, 35) je jugeais par cette lecture qu'il donnerait la réponse mauvaise. Zwischen réponse und mauvaise dürfte pour ausgefallen sein.

99

Wilsdruf, 29 November 1759

Der König ließ mich um fünf Uhr nachmittags zu ſich befehlen.

— Geſtern haben Sie mich ſchön lange wach gehalten. Wiſſen Sie, daß es zehn Uhr geworden war? Heute will ich aber die Uhr auf den Tiſch legen.

Ich muß morgen ſehr früh nach Freiberg aufbrechen, um Hülſen zu verſtärken, und mit ihm die für die Sicherheit meiner Armee nötigen Maßregeln verabreden. In einigen Tagen bin ich wieder zurück und hoffe Sie wohl und geſund zu finden.

Ich laſſe Sie mitten unter angſterfüllten Leuten zurück, die Ihnen unſre augenblickliche Lage mit den düſterſten Farben ſchildern werden. Sie iſt allerdings nicht gerade ſehr ſchön, das iſt ſchon wahr, aber verzweifelt iſt ſie auch nicht.

Halten Sie ſich an das, was ich Ihnen ſagte, mein Lieber, und beurteilen Sie die Angſt, die Redereien und die Kritik, die Sie vernehmen werden, mit kühler Vernunft. Es iſt hier ſeit unſerm letzten Unglück nicht wenig kritiſirt worden, und es wird noch mehr kritiſirt werden. —

Darauf ging der König zu der Frage nach der beſten Welt über und entſchied ſich dafür, es ſei nicht die, welche wir bewohnen. In der Folge ſprach er von der Ueberſinnlichkeit der Seele.

Da dies Gegenſtände waren, deren Beſprechung weit führen konnte, und wir ſchon ſo oft darüber diskutirt hatten, ohne uns faſt jemals einigen zu können, ſo ließ ich ihn ſprechen, ohne ein Wort zu ſagen.

— Ich merke ſchon, mein Lieber, Sie wollen ſich über dieſe Frage kein feſtes und klares Urteil bilden, um nicht etwa Ihre vorgefaßte Meinung ändern zu müſſen. Nun, dann will ich Sie Ihrem orthodoxen Glauben überlaſſen, jedoch mit dem Erſuchen, Ihnen bemerken zu dürfen, daß ich ganz ſicher bin, daß mich, wenn dereinſt nichts mehr von mir übrig iſt, auch nichts mehr beunruhigen

wird. Sie dagegen malen sich als gläubiger Calvinist Freuden oder Qualen für die Zeit aus, wo Sie diesen schönen Planeten, auf dem wir zu unsrer Qual vegetiren, nicht mehr bewohnen werden. Da ich jedoch mit meinen Worten bei Ihnen nichts erreiche, so wünsche ich Ihnen eine gute Nacht. Am dritten oder vierten hoffe ich das Vergnügen zu haben, Sie wiederzusehen. Leben Sie wohl. —

100

Wilsdruf, 3 Dezember

Der König kam am Morgen dieses Tages zurück und ließ mich um sechs Uhr rufen.

— Ich habe mich während der paar Tage, die ich fort war, gehörig angestrengt. Ich habe eine ausgezeichnet gute Stellung für das Korps ausfindig gemacht, welches dort bleiben muß. Folgen Sie mir auf der Karte.

Die Mulde, welche zwischen felsigen Ufern dahinströmt, deckt die Front. Der Fluß kann nur auf drei steinernen Brücken überschritten werden, die sämtlich durch an den Brückenköpfen aufgestellte Infanterie verteidigt werden. Um die Stellung noch fester zu machen und den Feind in jeder Weise gut empfangen zu können, habe ich auf den Brücken Holz mit andern leicht brennbaren Stoffen aufhäufen lassen.

Sie sehen, mein Lieber, ich habe an alles gedacht. Auch für die Sicherheit von Torgau habe ich Sorge getragen, sodaß ich von dieser Seite nichts zu fürchten habe.

Sie werden es erleben, daß ich noch besser aus meiner schlimmen Lage herauskomme, als ich es zuerst zu hoffen wagte. Vielleicht kann ich sogar noch eine Offensivbewegung machen. Deshalb habe ich den Herzog Ferdinand gebeten, mir durch den Erbprinzen einige Verstärkungen herzuschicken. Durch diese hannöverschen Truppen und meinen Neffen verstärkt will ich, wenn es menschenmöglich ist, noch einen Versuch machen. —

Bei dieser Gelegenheit sprach der König mit der größten Anerkennung von dem Erbprinzen.

— Mit allen möglichen Talenten und der größten Bravour und dem weiteſten Geſichtskreis verbindet er ein vortreffliches Herz und eine bezaubernde Höflichkeit. Glauben Sie nicht, mein Lieber, daß die lebhafte Zuneigung, die ich für ihn hege, mich blind macht: ich ſchildere ihn nur ſo, wie er iſt. Alle, die ihn kennen, beurteilen ihn genau ebenſo wie ich. Und Sie ſelbſt werden dasſelbe Urteil fällen, ſobald Sie das Glück haben, ihn zu ſehen und ſich mit ihm zu unterhalten.

Nun, mein Freund, was haben Sie während meiner Abweſenheit getrieben?

— Geleſen und geſchrieben, Majeſtät.

— Hat man Ihnen mit allerhand Redereien in den Ohren gelegen?

— Ich habe nichts gehört, Majeſtät. Wenn auch die Meinung herrſcht, daß die Lage Ew. Majeſtät nicht gerade die allergünſtigſte iſt, ſo wird doch auf allen Seiten zugegeben, daß Sie alles gethan haben, um ſie erträglich zu machen, und die Hoffnung ausgeſprochen, daß Sie das frühere Unglück wieder gut machen und Ihren Feinden, ob ſie wollen oder nicht, den Frieden aufnötigen werden.

— Nun, da erweiſt man mir in dieſem Augenblicke allzuviel Ehre, und geht etwas zu ſehr ins Zeug. Im übrigen wünſche ich zu Gott, daß die Leute Recht behalten.

Was hat Ihnen Ihr Calvin geſagt, mit dem ich Sie am Abend vor meinem Abmarſche beſchäftigt ließ?

— Nichts, Majeſtät. Auch habe ich garnicht an ihn gedacht. Ich habe meine Grundſätze, denen ich treu bleibe, und leſe ſehr ſelten etwas über ſtreitige Glaubensſätze.

— Nun, mein Lieber, da habe ich es beſſer gemacht als Sie. Ich bin orthodoxer oder, wenn man will, frömmer als Sie. Sie müſſen nämlich wiſſen, daß ich in den Augenblicken der Muße, welche ich in Freiberg hatte, eine Predigt Saurins geleſen habe, die ganz vortrefflich geſchrieben iſt.

— Das iſt allerdings exemplariſch. Ich glaube immer noch, wie ich ſchon früher die Ehre gehabt habe, auszu-

sprechen, daß Majestät eines Tages wenn auch nicht fromm, so doch sehr gläubig sein werden.

— Sie spaßen, mein Freund.

— Nein, Majestät, ich spreche im Ernst. Der Glaube wird Ihnen kommen, ohne daß Sie darauf gefaßt sind. Ein ruhiger Augenblick, Lebensüberdruß, ein Unglück — etwas derartiges kann aus Ew. Majestät ein Muster von Frömmigkeit machen.

Der König lachte lange über meine Behauptung.

— Wissen Sie, mein Lieber, „es fehlt nicht viel, du überredest mich, daß ich ein Christ würde," wie Agrippas zu Paulus sprach.

Als der König mir diese Stelle zitirte, antwortete ich:

— Der Himmel gebe, daß nicht viel oder daß garnichts daran fehlt.

— Nun, eines Tages wird es sich also ereignen, schon weil Sie so fest davon überzeugt sind.

Aber, mein Lieber, was die Predigt anlangt, die ich gelesen habe, meinen Sie nicht auch, daß sämtliche Kanzelredner sich darauf legen sollten, nur die Sittenlehre zum Gegenstande ihrer Predigten zu nehmen, und daß sie es ebenso gut machen sollten wie Saurin?

Statt von der Sittenlehre sprechen diese Pedanten immer von Dogmen und Mysterien, die kein Mensch versteht und behalten die göttliche Moral, die man den Menschen nicht oft genug wiederholen kann, für sich.

Müßten Sie nicht, um heilsame Angst hervorzurufen, schreckliche Beschreibungen der Hölle entwerfen? Wurde nicht die ganze Gemeinde in Schrecken gesetzt, als Massillon über die Wiederkunft Christi donnerte, sodaß viele seiner Zuhörer an diesem Tage für immer der Welt und ihren Lockungen entsagten?

Lesen Sie diese bewunderungswürdige Predigt, mein Lieber. Sie steht in der Sammlung seiner zehn Fastenpredigten.

— Ich habe sie gelesen und ebenso bewundert wie Majestät.

— Wissen Sie, warum wir im allgemeinen so armselige Prediger haben? Es ist ziemlich gewöhnlich, daß zu diesem Stande Leute bestimmt werden, die gar keinen Beruf zu der ehrenvollen Thätigkeit haben. Das Studium taugt auch nichts, denn die jungen Leute lernen nicht genug von der heiligen Schrift (wie Sie sie nennen), welches der Hauptgegenstand des ganzen Studiums sein sollte. Endlich lernen die, welche für die Kirche bestimmt sind, die Welt nicht kennen und erfahren nichts von den Menschen und den Leidenschaften, welche für die Menschen bestimmend sind.

Allerdings kann eine verständig eingerichtete Lektüre den Mangel an Menschenkenntnis einigermaßen ersetzen, aber man muß doch die Menschen wirklich sehen und was man gelesen hat, durch die Kenntnis der wirklichen Welt und eigne Erfahrung berichtigen und ergänzen.

Ich könnte hierüber, wenn ich wollte, eine Abhandlung schreiben. Vielleicht verfasse ich eines Tages, wenn ich meinen Saurin, der mir so sehr gefällt, noch einmal durchgelesen habe, eine Abhandlung über die Prediger und das Predigen, die Sie vielleicht in Erstaunen setzen wird.

Aber sagen Sie mir, wie spät ist es mit meinem Predigen geworden?

— Beinahe elf Uhr, Majestät.

— Beinahe elf! Das ist ja zu arg. Mein Freund, Sie sind ein Versucher.

Der Versucher hatte indes sehr wenig bei dieser Unterredung gesprochen.

— Wenn man mit Ihnen spricht, muß man immer die Uhr vor sich liegen haben. Aber das soll mir nicht noch einmal mit Ihnen begegnen.

Ich war froh über die Länge der Unterredung, weil ich daraus entnahm, daß der König weniger traurig gestimmt war als früher. Es war schon viel gewonnen, wenn er sich nicht unaufhörlich mit der fatalen Geschichte von Maxen befaßte.

— Gute Nacht, gute Nacht. Ein andermal geben Sie es nicht zu, daß ich mich wie heute vergesse. Calvin hat mein ganzes Geschwätz zu verantworten. Leben Sie wohl. —

101

Wilsdruf, 4 Dezember 1759

Ich ging morgens ins Lager, um den Grafen von Henckel zu besuchen, der mir wegen seiner Talente, seiner Bravour und seiner römischen Vaterlandsliebe wert war. Dabei begegnete ich mir bekannten Offizieren, welche mir in ihrer gewöhnlichen Art ein neues Unglück ankündigten.

— Es war angenommen worden, daß General Beck auf Torgau losmarschirte. Statt dessen hat er den General Diericke in seiner Stellung bei Meißen auf dem rechten Flußufer eingeschlossen und Kanonenfeuer gegen ihn eröffnet. Der brave Diericke, der die Elbbrücke zum Rückzuge nicht mehr benutzen kann, läßt sein Korps, soweit es möglich ist, auf elenden Kähnen über die Elbe setzen. Unglücklicherweise war man nicht schlau genug gewesen, eine genügende Anzahl von Kähnen zusammenzubringen, als die Brücke des Eisganges wegen abgetragen werden mußte. Sie werden sehen, daß der größte Teil von Dierickes Korps in Gefangenschaft gerät.

Es ist wahrhaftig außerordentlich seltsam, daß für diese längst erwartete, gefürchtete, ja als bevorstehend gemeldete Möglichkeit keinerlei Vorkehrung getroffen worden ist.

Diericke ist ein braver und tapferer Soldat, der in seiner bedenklichen Lage gewiß alles mögliche thun wird. Ihn hätte niemand bei Maxen gefangen genommen.

— Ist denn diese Nachricht auch sicher?

— Völlig sicher. Morgen werden Sie hören, daß das Korps gefangen ist. —

Diese Mitteilungen waren mir so schmerzlich, daß ich auf meinen Besuch bei dem Grafen verzichtete und zurückging, um in der Nähe zu sein, falls Seine Majestät mich zu sich befehlen lassen sollte. Ich that wohl daran, denn

nach einer Stunde erhielt ich den Befehl, mich zum Könige zu begeben.

— Stets sehen Sie mich in neuen Aengsten und von neuen Verlusten betroffen. Nun ist auch Diericke verloren, und zwar durch ein unerhört widriges Geschick. Derartige verräterische Schicksalsschläge muß ich fortwährend erleben!

Da kommt ein plötzlicher Frost, die Brücke, die ich hatte schlagen lassen, muß abgetragen werden, und es sind nur sehr wenig Kähne vorhanden, um ihn auf diese Weise zu retten!

Ich bin überzeugt, Diericke, der die Bravour in Person ist, wird alles retten, was er kann, und nicht den Kopf verlieren, wie es barbarischerweise bei Maxen geschehen ist.

Ach, mein Lieber, ich habe es Ihnen schon so oft gesagt und werde nicht müde werden, es Ihnen zu wiederholen: glücklich, wer ruhig und zufrieden im Besitze eines kleinen Vermögens lebt!

Ist mein Loos nicht jammervoll? Erst komme ich so leidlich von den Russen fort und kehre mit guten Aussichten hierher zurück. Dann mit einemmale verschwindet alles in der unseligsten Weise. Ach, was spielst du, Schicksal, den schwachen Sterblichen für Streiche!

Seien Sie so gut, Catt, heute Nachmittag gegen vier Uhr wiederzukommen. —

Als ich zum Könige kam, fragte er mich, ob ich nichts gehört habe. In diesem Augenblicke wurde ein Offizier gemeldet, der eine Depesche überbrachte.

— Er soll hereinkommen. Ich fürchte aber, es ist eine schlimme Nachricht.

Es war nur ein Rapport des Generals Hülsen. Der König antwortete sogleich und entließ den Offizier.

— Sehen Sie, in was für einer verteufelten Lage ich mich befinde. Geht nur die Thür auf oder bekomme ich einen Brief, so steigt mir alles Blut zu Kopfe.

In einem solchen Augenblicke bin ich zu allem unfähig, aber je länger ich über diese verteufelte Existenz nachdenke,

desto schöner finde ich meinen Plan abzudanken. Der bloße Gedanke daran läßt mich schon meine Sorgen weniger schmerzlich empfinden. Was muß es für ein Vergnügen sein, mein Freund, in Frieden mit aufgeklärten und ehrenhaften Freunden zu leben!

Wenn mich Voltaire in meiner friedlichen Zurückgezogenheit besuchte (oft würde er schwerlich kommen), so würde ich ihn schon daran verhindern, Unfrieden zu stiften, der mir so sehr verhaßt ist. Bei mir sollte keine Eitelkeit, kein Stolz, kein Ehrgeiz und vor allem keine Hofetikette herrschen, sondern jeder seine Bequemlichkeit haben.

Was sagen Sie zu all diesen Träumereien?

— Ich finde sie sehr schön, glaube aber, daß dieser herrliche Plan sich niemals verwirklichen wird.

— Wie so? Halten Sie mich eines festen und hochherzigen Entschlusses für unfähig, und finden Sie großes Vergnügen an dem Hundeleben, welches ich führe?

— Ich finde Ew. Majestät augenblickliches Leben sehr bedauernswert, es stimmt mich traurig und ist mir außerordentlich peinlich. Auch halte ich Ew. Majestät eines festen Entschlusses für sehr fähig: Sie haben davon wie von bewunderungswürdiger Charakterstärke tausend Proben abgelegt. Wenn Sie aber große Erfolge haben, sämtliche Schlafmützen vollständig schlagen und einen vorteilhaften Frieden in naher Zukunft vor sich sehen werden, sollte dann ein derartiges Glück nicht von Einfluß auf jenen Entschluß sein müssen, von dem Throne zu steigen, welchen Majestät mit Ihren Truppen durch so große Anstrengungen zu befestigen haben?

— *) Gerade das würde mir eine Freude sein, erst das Loos des Staates zu sichern und dann für mich selbst zu leben. Wie kann man aber für sich selbst leben, wenn

*) Vor diesen Worten steht im Texte (S. 275, 31): Si, mon cher, vous pouviez me mener bien loin, ein Satz, der so schwerlich einen Sinn giebt. Vielleicht hat sich Catt nur verschrieben und vielmehr sagen wollen: vos si, mon cher, pouvaient me mener bien loin.

man eine ſchwere Laſt zu tragen hat? Glauben Sie ja nicht, daß alles roſenfarben iſt: ſelbſt in der allerglücklichſten Regierung wachſen überall Dornen. —

Wer weiß, wohin dieſe Unterredung oder, wenn man will, dieſe kleine Komödie geführt haben würde, wenn nicht ein Adjutant gemeldet worden wäre, der nach Meißen abgeſchickt und von dort zurückgekommen war. Der König entließ mich mit dem Befehle, dem Adjutanten zu ſagen, er möge hereinkommen. Auf dieſe Weiſe konnte ich nicht erfahren, ob er gute oder ſchlechte Nachrichten brachte. Ich wartete eine halbe Stunde, aber der König behielt ihn ſehr lange bei ſich, was mir ein übles Vorzeichen zu ſein ſchien.

102

Wilsdruf, 5 Dezember 1759

Als ich eben aufgeſtanden war, hörte ich von einem Offizier, der bei mir Kaffee trank, daß der General Dierickе bei Meißen ſeine Kavallerie und einen Teil der Infanterie hatte überſetzen laſſen, und dann in der Nacht, als er ſelbſt über die Elbe gehen wollte, mit dem Reſte ſeines Korps in Gefangenſchaft geraten war. Der Verluſt belief ſich auf 1400 Mann, eine bedeutende Anzahl Soldaten wollten ſich nicht ergeben, ſondern ſtürzten ſich in den Fluß, um ſich zu ertränken.

„Das iſt noch ein großes Unglück," ſagte er, „mein Gott, wie leid thut mir unſer guter König! Wie ſchmerzlich wird ihm die Sache ſein!"

Dieſe Schickſalsſchläge, die dicht hintereinander kamen, gingen mir ſehr nahe und ließen mich für die Geſundheit des Königs fürchten. Wie konnte er bei ſo viel Unglück ſtand halten!

Bis zu dem Augenblicke, wo ich zum Könige befohlen wurde (es geſchah um fünf Uhr abends), gingen mir dieſe trüben Gedanken unabläſſig durch den Kopf. Als ich ihn dann zu Geſichte bekam, wurde meine Stimmung noch trauriger.

— Noch ein verfluchter Schicksalsschlag, mein Lieber. Das Geschick wird nicht müde, mich zu verfolgen. Aber auch ich will nicht müde werden, ihm die Stirn zu bieten. Das geht jetzt wirklich über den Spaß! Ich stecke so tief im Dreck, als nur möglich. Nichts als Unglück! Ich habe wirklich in meiner jetzigen Lage die Philosophie und die Unterhaltung mit Leuten nötig, welche imstande sind, sich das Unglück andrer etwas zu Herzen zu nehmen.

Komme ich Ihnen heute übrigens ein wenig gefaßter vor als gewöhnlich (allerdings sprach der König ruhiger als an den vergangenen Tagen), so täuschen Sie sich nicht, mein Freund: es ist nur der ohnmächtige Versuch eines stolzen Unglücklichen, der vorgiebt, gefaßt zu sein:

ich hoffe auf den Tod, er ist mein einziges Gut!

Dierickе hat sich wenigstens als tapferer Soldat verteidigt, und nicht ehrlos übergeben, wie der Tölpel bei Maxen. Wenn ich auch drei Bataillone verliere, so ist doch die Waffenehre unbefleckt, und das läßt mir den Verlust erträglich erscheinen. Diese Scharte werde ich schon wieder auswetzen, aber die Schande von Maxen kann in der öffentlichen Meinung nie wieder gut gemacht werden.

Das Vieh schrieb mir noch, um mir dazu Glück zu wünschen, daß der Feind sich nach Böhmen zurückzog, und hatte keine Ahnung davon, daß er vielmehr seine Marschbewegungen daraufhin unternahm, um ihn zu der Kapitulation zu bringen, bei der er dann eine so beispiellose Feigheit entwickelt hat. —

Ich war in Versuchung, den König an die große Truppenzahl zu erinnern, welche nach der Schlacht von Hochstädt in dem Dorfe Blenheim gefangen genommen wurden. Aber ich überlegte mir, daß ich damit nur neue Ausfälle gegen den armen General herbeiführen würde, der sehr gegen seinen Willen nach Maxen detachirt worden war, und sein Unglück eigentlich nur durch einen allzukühnen Entschluß herbeigeführt hatte.

Ich gab also diesem Vergleiche keinen Ausdruck, sondern sprach nur Gedanken aus, von denen ich glaubte, daß sie geeignet seien, den König von seinem Kummer abzuleiten.

Da er nämlich jeden Morgen an Gichtschmerzen litt, so ersuchte ich ihn, mir zu erklären, was eigentlich diese verdammte Gicht für eine Krankheit sei.

Dies glückte: der König sprach eine gute Stunde lang von der Gicht, ihren Ursachen und ihrer Behandlung. Dabei spottete er über die Mittel, ihr ganz vorzubeugen oder ihre Anfälle seltener zu machen. Während dieser Belehrung war keine Rede mehr von Maxen. Diese Ablenkung von seinen traurigen Gedanken hatte ich gewonnen.

— Aber wir dürfen heute nicht allzuviel plaudern, ich muß morgen nach Freiberg abgehen und will versuchen, ob Morpheus mir gnädig ist.

— Werde ich die Ehre haben, Majestät zu begleiten?

— Nein, mein Freund. Im Augenblick ist es unmöglich. Ich habe tausend verschiedene Anordnungen für die Armee zu treffen und muß fortwährend auf den Beinen sein, um die ganze Aufstellung zu sichern.

Inmitten all dieser Geschäfte könnte ich doch nichts von Ihrer Gesellschaft haben. Sobald ich aber das Dringendste erledigt habe, lasse ich Sie kommen.

Versuchen Sie sich zu zerstreuen, wenn Sie können, und lassen Sie sich nicht durch die tausenderlei Redereien über unser Unglück irre führen. Halten Sie sich vielmehr an das, was ich Ihnen sage.

Noch ist die Lage nicht verzweifelt: ein wenig Festigkeit und gute Haltung kann alles wieder gut machen. Mir thun nur meine armen Truppen leid, die während dieses Winters, der sich so hart anläßt, viel zu leiden haben werden. Lassen Sie es sich gut gehen und beten Sie für mich. —

103

6 Dezember 1759

Der König reiste um fünf Uhr morgens ab. Würd man es wohl für möglich halten, daß die Mehrzahl der-

jenigen, welche ihn in seinen Wagen steigen sahen, eine sehr schlimme Vorbedeutung darin fanden, daß er einige Augenblicke warten mußte, weil ein paar Riemen in Unordnung geraten und ein Pferd nicht ordentlich angeschirrt war? So machen Furcht und Unglück Menschen abergläubisch, welche sich keine feste Ueberzeugung über die Dinge der Welt gebildet haben.

Seine Majestät nahm die Gardes du Corps, die Gensdarmen, das Regiment Seydlitz und sechs Bataillone mit. Markgraf Karl und Generallieutenant von Wedell erhielten den Oberbefehl über die in den naheliegenden Dörfern einquartierten Truppen.

Während meines Aufenthaltes in Wilsdruf sah ich, solange der König abwesend war, alles durch, was ich mir in diesem Feldzuge an Notizen und Bemerkungen aufgezeichnet hatte.

Oft ging ich ins Lager, um meine Bekannten zu sprechen, kam aber niemals ohne Rührung zurück. Wem hätte auch der Anblick dieser Soldaten nicht nahe gehen sollen, die so viel gelitten hatten und nun während der härtesten Jahreszeit in sehr unvollkommener Weise im Lager untergebracht waren!

Die Kälte war schneidend und die braven Leute amüsirten sich in ihren Zelten, indem sie behaupteten, der Marschall Daun habe die größte Lust, sie anzugreifen. Der Eigensinn oder vielmehr die Unbeugsamkeit auf preußischer Seite, trotz der Kälte auszuhalten, zwang den Feind, es ebenso zu machen. Die Zelte blieben während der ganzen Zeit aufgeschlagen. Sechs Bataillone zogen täglich in dem Lager auf Wache und wurden dann von andern sechs abgelöst.

Während des Abends sprach ich vielfach mit den in Wilsdruf zurückgebliebenen Offizieren. Besonders interessirte es mich, statt der Redereien, zu denen im allgemeinen die Neigung ziemlich stark war, alle möglichen Versuche zu hören, den König wenn auch nicht völlig wegen der Detachirung des Korps nach Maxen zu recht-

fertigen, so doch wenigstens die Gründe geltend zu machen, welche ihn zu dem Versuche bestimmten, die Oesterreicher durch starke Detachements, welchen das Gros der Armee zur Operationsbasis diente, aus Dresden und Sachsen zu vertreiben.

Besonders wurde geltend gemacht, daß der General Beck sich hätte gegen Torgau wenden können, um für den Fall, daß er die Stadt nicht einnehmen konnte, wenigstens die Elbbrücke in Brand zu stecken, oder gar einen Vorstoß nach Berlin zu machen, wo, wie er sehr wohl wußte, alle möglichen Vorräte für die Armee aufgehäuft waren. All diesen Besorgnissen hatte der König, das wurde allgemein anerkannt, durch die verschiedenen Detachements in der geschicktesten Weise einen Riegel vorgeschoben.

Es kam auch die Rede auf die Schlachten bei Kolin und Kunersdorf. In betreff der Schlacht bei Kolin teilte mir ein sehr gebildeter und im allgemeinen über sämtliche Vorgänge genau unterrichteter Offizier folgendes mit.

Der König ließ sein erstes Gardebataillon an der Schlacht teilnehmen, damit die Soldaten einen Begriff von einer siegreichen Schlacht bekommen sollten. Wie schmerzlich war er betroffen, als er erfuhr, daß dies schöne Bataillon, welches ins Handgemenge gekommen war und mit der größten Tapferkeit gekämpft hatte, fast ganz aufgerieben war!

Er erzählte ferner, daß vor der Schlacht von Kunersdorf ein sehr fähiger Offizier, Herr von Bülow, ankam, um dem Könige die Nachricht von dem Siege zu überbringen, welchen Herzog Ferdinand, dessen Adjutant er war, am ersten August über die Franzosen erfochten hatte. Der König ersuchte ihn, sich die Schlacht anzusehen, um dem Herzog melden zu können, wie er die Russen geschlagen habe. Der Adjutant wurde verwundet und hatte außerdem den Kummer, eine sehr schlechte Nachricht überbringen zu müssen.

Derselbe Offizier versicherte mich, daß die Geschichte von einem General, der sich Landkarten kaufen wollte (ich

hatte dieselbe schon früher gehört), vollkommen wahr sei. Er hatte sich nämlich über die Frage des Buchhändlers: „Herr General, wünschen Sie General- oder Spezialkarten?“ geärgert und erwiedert: „Was ist das für eine Frage? Ich bin General und muß also Generalkarten haben.“

— Ich hätte die Geschichte nicht geglaubt, sagte mir der Offizier, wenn ich sie nicht mit eigenen Ohren gehört hätte.

104

Eines Abends plauderte ich wiederum mit demselben Herren und lenkte das Gespräch auf die Schlachten bei Prag und Kolin.

— Was die erstere anlangt, sagte er, so habe ich während des Feldzuges von 1757 in den Notizen des Feldmarschalls Schwerin gelesen, daß er gegen die Schlacht war. Man müsse, meinte er, direkt auf die Magazine in Königgrätz losmarschiren, dann in Mähren einbrechen, auf Neustadt marschiren und dort den Frieden unterzeichnen. Liefern wir eine Schlacht, die günstig für uns ausfällt, so wirft sich ein Teil der geschlagenen Truppen nach Prag hinein und wir müssen Prag zernirt halten. Bricht der Feind aus, so müssen wir ihn angreifen und Kavallerie vorausschicken, um die Dörfer auf seiner Marschroute niederzubrennen. Auf diese Weise kann ein Ende gemacht werden.

Als der König vor Prag ankam und dem Feldmarschall sagte, die feindlichen Stellungen müßten angegriffen werden, erwiederte dieser: „Majestät, ich glaube nicht, daß eine Schlacht notwendig ist. Außerdem kenne ich das Terrain. Es ist sehr schwierig.

„Gut, gut, antwortete der König. Wir werden die Kanaillen schon fortjagen.“

„Majestät wollen also durchaus zum Angriffe vorgehen. Nun, dann gehen wir los.“

Der Feldmarschall geht mit vierundzwanzig Bataillonen zur Attacke vor, seine Soldaten werden zurückgeworfen.

Den Degen in der Hand, setzt er sich an die Spitze seines Regiments. Er fällt und man legt ihn in das Tuch einer Fahne, die er genommen hatte und die ihm nun zum Leichentuche dient.

So endete dieser große Mann; der König wird nicht leicht seinesgleichen finden.

Was die Schlacht bei Kolin anlangt, so kennen Sie ohne Zweifel die Gründe, weshalb wir sie verloren haben. Unglücklicherweise bewies dieser Tag, daß wir nicht unbesiegbar sind, wie wir geglaubt hatten. Aber vielleicht kennen Sie einige kleine Züge nicht, die möglicherweise von Interesse für Sie sind.

Grant (ich habe ihn gekannt, als er schon General war, er war ein sehr tapferer und gescheiter Mann) kommt zu einem Adjutanten des Prinzen Heinrich, um ihm die schreckliche Nachricht mitzuteilen. Dieser berichtete dem Prinzen das Unglück. Der Prinz schluchzte, als er es erzählen hörte. Dann ging er zu seinem Bruder Ferdinand, der ebenfalls viel weinte. Alles schwamm in Thränen.

Die höheren Offiziere versammeln sich, um über den Rückzug zu beraten. Prinz Ferdinand sagte kein Wort, sondern weinte nur. „Jetzt ist keine Zeit zum Weinen. Wir müssen einen hochherzigen Entschluß fassen. Es bleibt uns nichts weiter übrig als folgendes . . . .“

In diesem Augenblicke kommt der König an. Der Prinz geht ihm entgegen. Der König ergreift und drückt seine Hand, sagt aber bloß: „Ach Bruder!“ und geht in sein Zelt. Der Prinz geht ihm nach. Beide sind aufs tiefste ergriffen. Der Prinz sagt: „Bruder, wir müssen einen Rückzugsplan machen.“

„Ich bin jetzt außer stande dazu,“ *) erwiedert der König. „Wir wollen es morgen thun.“

*) Catts Erzählung ist ziemlich verwirrt und undeutlich. Zur Richtigstellung und Charakterisirung vergleiche von Th. von Bernhardi (Friedrich der Große als Feldherr, I, S. 116 ff.): „Daß ein großer Teil der preußischen Generale Fassung und

„Aber Bruder, die Sache ist von der höchsten Wichtigkeit. Es ist dringend notwendig. Morgen ist es vielleicht schon zu spät. Ich habe einen Plan entworfen."

„Dann ist er gewiß gut," sagt der König.

Am nächsten Morgen wurde dem Könige der Adjutant des Prinzen gemeldet. Er wird vorgelassen.

Haltung bei weitem mehr verloren hatte als der König, geht denn auch wirklich aus manchen Einzelheiten hervor. Sie waren schon in der Nacht vor der Ankunft des Königs, als ein Flügeladjutant, der Schotte Grant, die Botschaft von der verlorenen Schlacht in das Lager von Prag brachte, gar sehr erschrocken. Graf Henckel hat zu berichten: »Unsre Generale waren in der größten Unruhe. Man leitete den Rückzug ein, ohne zu wissen, wann und wie derselbe stattfinden sollte.« Der Prinz Ferdinand von Braunschweig war so niedergeschlagen von dem Unglücke, daß er zu allem unfähig war. Und Retzow erzählt: »Ich« — was hier vielleicht sagen will: mein Vater — »befand mich gerade im Hauptquartier des Feldmarschalls Keith, als die erste Nachricht von der verlorenen Schlacht und deren Umständen daselbst eintraf. Ich war Zeuge von der außerordentlichen Bestürzung der sämtlichen dort versammelten Feldherren. Sie, sonst so stolz auf ihren Mut und auf die Disziplin ihrer Untergebenen, konnten ihre Empfindungen kaum verhehlen. Eine Stille von einigen Minuten war das sichere Kennzeichen der äußersten Niedergeschlagenheit; nur der sonst so sanftmütige Prinz von Preußen brach jetzt in ein lautes Wehklagen über das Benehmen seines königlichen Bruders aus. Ein Vorwurf, der — so gerecht er auch an sich war — ihm in der Folge das unverdiente Unglück zuzog, welches seinen frühen Tod beförderte.«

Hier ist auch bereits der Ton angeschlagen, der dann fort und fort aus dem Lager der uns bekannten Kunstrichter, gleichsam im Chor gesungen, erschallte. Das Leid um die verlorene Schlacht selbst und das drohende Unglück verschwand in diesem Kreise gleichsam unter dem Lärmen der leidenschaftlichen Anklagen, die gegen den König erhoben wurden. In dem Tagebuche des Grafen Henckel, dem treuen Echo dieses Kreises, glaubt man hin und wieder sogar eine Art von ingrimmiger Befriedigung wahrzunehmen, daß die Dinge nun so gekommen waren, wie man immer vorhergesehen und vorausgesagt hatte. Man hatte es ja immer gesagt, wohin das thörichte Beginnen, eine feindliche Armee gefangen zu nehmen, führen mußte. Se. Majestät hatten ja alles mögliche gethan, um bei Prag, wie im Jahre 1744, ihren Ruhm abermals zu verlieren."

„Majestät, der Prinz läßt anfragen, ob es nicht gut wäre, beim Abmarsch die Trommeln rühren und die Truppen deployiren zu lassen."

„Jawohl," erwiederte der König. „Alles, was mein Bruder anordnet, hat meine volle Billigung."

Der Abmarsch fand in der von dem Prinzen gewünschten Weise statt. Der Feldmarschall Keith wurde dabei durch einen lebhaften Angriff und gegen seine Zelte gerichtetes Kanonenfeuer beunruhigt.

— Ist alles, was Sie mir erzählen, authentisch?

— So authentisch wie nur möglich.

Da mein Freund über alle Ereignisse des Krieges völlig unterrichtet zu sein schien, und der König ihn mir stets als einen begabten Offizier geschildert hatte, so brachte ich ihn auf die Schlacht bei Kunersdorf, welche er mitgemacht hatte.

— Seien Sie so freundlich, sagte ich zu ihm, mir alles mitzuteilen, was Sie von der Schlacht wissen und gesehen haben.

— Gern, sagte er, und erzählte mir folgendes:

Der König hatte das ganze drohende Unglück vorausgesehen und ließ, wie Sie bereits wissen, den Prinzen Heinrich nach Schlesien marschiren, um seine Truppen mit dem geschlagenen Wedellschen Korps zu vereinigen. Der Prinz erhielt das Kommando der Armee, welche er in Schlesien zurückließ.

Auf dem Marsche wurde Hadik angegriffen. In betreff Loudons wurde der König getäuscht, und Loudon gewann ihm einen Marschtag ab.

Der König mußte aus allen nur denkbaren Gründen eine Schlacht wagen. Trotz allem, was man über seine übertriebene Eile, eine Schlacht zu liefern, gesagt hat, war kein Augenblick zu verlieren.

Er griff die Russen, welche Frankfurt besetzt hielten, an. Sie stützten sich mit dem rechten Flügel auf den Judenkirchhof, dieser rechte Flügel war längs eines sumpfigen Wasserlaufes postirt. In ihrem Zentrum hatten sie einen

Höhenzug und eine halbe Meile entfernt das Dorf Kunersdorf.

Der König benutzte den Fehler, den sie darin gemacht hatten, daß ihr rechter Flügel durch keine Verschanzungen gedeckt war. Er ließ das Finckſche Korps auf die Höhen von Reitwein zu rücken. In der Nähe derselben angekommen nahm er, durch Buschwerk gedeckt, seine Aufstellung.

Nun begann die Schlacht mit einem furchtbaren Kanonenfeuer. Fincks Batterien bestrichen die ganze Front der feindlichen Aufstellung. Die Feinde werden geworfen, die feindlichen Batterien gestürmt, alles geht nach Wunsch, unsre Truppen waren nur noch dreihundert Schritt von dem Judenkirchhof entfernt. Da hört man mit einemmale den Ruf: Kavallerie, Kavallerie! Die Kavallerie geht, ohne dazu Befehl vom Könige zu haben, zur Attacke vor. Die feindliche Kavallerie war noch nicht zu sehen, unsre Kavallerie greift die Verschanzungen an, wird durch ein furchtbares Kartätschenfeuer zurückgeworfen und ergreift die Flucht. In ihrer Verwirrung bringt sie unsre Infanterie in Unordnung, die nun ihrerseits in Auflösung gerät und ebenfalls die Flucht ergreift.

Loudon benutzt die Unordnung, geht zum Angriff vor, und unsre Niederlage ist entschieden.

Wenn unsre Kavallerie, nachdem die Infanterie wieder zum Stehen gekommen war und den Angriff wieder aufgenommen hatte, auch nur eine halbe Stunde stand halten konnte, so war die Schlacht ohne Zweifel gewonnen und die russische Armee ebenso wie der österreichische Zuzug verloren.

Der Feind nahm uns 4000 Gefangene und 176 Kanonen ab. Wir hatten einen Verlust von 12 000 Mann an Toten und Verwundeten. Die Wunden waren meist leichter Natur. Als die Unglücksschlacht entschieden war, zog sich Seine Majestät mit sechs Bataillonen zurück, um die Hauptstadt zu decken. Hätte der Feind zu handeln verstanden, so war es um unsern großen König geschehen. Aber niemals trifft das größte Unglück wie das größte Glück ein.

Man kann sich nichts Schöneres und Belehrenderes denken, als die Operationen des Königs nach dem Verluste dieser Schlacht. Seine Manöver, um sich Luft zu schaffen und die Russen zu entfernen, sind ein strategisches Meisterwerk.

Ach, mein Freund, wenn er nur nicht bei seiner Ankunft in Sachsen durch seine Uebereilung die Frucht dieser schönen Operationen am Oberlaufe verloren hätte, wie schön wäre das Ende des Feldzuges gewesen und wie großen Ruhm hätte er, selbst nach dem Verluste den Russen gegenüber, gewonnen

Sein zu großes Selbstvertrauen und seine allzu tiefe Verachtung eines im Grunde keineswegs verächtlichen Feindes haben ihn ins Unglück gestürzt, und ich gestehe, daß ich noch nicht recht weiß, wie er sich trotz der Erfindungskraft seines glänzenden Genies daraus befreien kann. —

So brachte ich mehrere Abende mit diesem Freunde und mit andern Bekannten zu, indem ich mich mit ihnen über eine Menge andrer Gegenstände unterhielt, auf welche ich vielleicht noch zurückkommen werde.

Eines Abends um zehn Uhr erhielt ich einen Befehl des Königs, mich zu ihm nach Freiberg zu begeben.

105

Freiberg, 18 Dezember 1759

Ich kam um zwei Uhr nachmittags, von der furchtbaren Kälte entsetzlich angegriffen, an. Der wachthabende Offizier sagte mir bei meiner Ankunft: „Majestät haben befohlen, daß Sie sich, sowie Sie angekommen wären, bei ihm einstellen sollten."

Ich begab mich zu ihm.

— Guten Tag, mein Lieber, ich freue mich, Sie wiederzusehen.

Nach einigen gnädigen Fragen, wie ich mich befände, fragte er mich, wie ich mir die Zeit vertrieben hätte und in welcher Stimmung ich die Leute in Wilsdruf verlassen hätte.

— Ich habe gelesen und geschrieben, Majestät, und mich manchmal im Lager vom Schnee begraben lassen. Alles ist voll von Eifer für Ew. Majestät und hat volles Vertrauen zu Ihnen.

— Wie beklage ich meine armen Soldaten in Wilsdruf! Meine Soldaten hier, versichere ich Sie, sind nicht besser daran. Ich fürchte, die Leute in dem Lager müssen viel und lange von dieser schrecklichen Kälte leiden.

Was habe ich alles, seit ich nicht das Vergnügen hatte, Sie zu sehen, für Scherereien gehabt: wieviel Briefe geschmiert und wieviel Anordnungen für die Truppen getroffen! Für was habe ich alles sorgen müssen! Das geht über den Spaß.

Trotz alledem habe ich einige freie Augenblicke benutzt, um eine Abhandlung über das Thema zu schreiben, welches wir früher verhandelt haben. Sehen Sie, dies ist mein Werk. Es ist nicht sehr lang. Ich will es Ihnen vorlesen: Entwurf einer Instruktion für junge Männer, welche für den geistlichen Stand bestimmt sind. —

Diese Abhandlung ging durch Feuer zu grunde, ebenso wie eine andre, die ich noch erwähnen werde, über die Art, wie man die antiken und modernen Schriftsteller studiren soll. Das Unglück traf diese beiden Schriffstücke zusammen mit dem ersten Entwurf der „Denkwürdigkeiten der Geschichte meiner Zeit."

Alle diese Manuskripte lagen (mit Ausnahme eines Heftes der Denkwürdigkeiten, welches der König glücklicherweise auf den Fußboden hatte fallen lassen) auf einem Tische. Als der König aufstand, um zum Souper zu gehen, wurden sie dadurch, daß ein Licht auf dem Tische umfiel, ohne daß der Lakai es merkte, ein Raub der Flammen.

Von dem einmaligen Vorlesen der Abhandlung des Königs habe ich folgendes behalten:

Er fing mit der Behauptung an, daß sich allein die Jesuiten gut auf die Erziehung der jungen Leute verstünden, welche ihnen anvertraut würden. Die Art, wie sie dieselben begleiteten, beobachteten und je nach ihren

Fähigkeiten in eine bestimmte Lebensrichtung leiteten, sei außerordentlich nachahmenswert und nicht genug zu empfehlen.

Es müßten also die Leiter von Schulen diese Methode einführen, von den Lehrern befolgen lassen und dieselben dazu anhalten, einen Abriß der mit ihren Schülern gemachten Erfahrungen niederzuschreiben und dabei ebenso sehr auf die Geistesgaben als auf die Charaktereigenschaften zu achten.

Hat der Lehrer, fuhr der König fort, einmal entschieden, wer von seinen Schülern sich für den geistlichen Stand eignet, so muß er sie dazu veranlassen, sich den Inhalt der Bibel wohl einzuprägen, und ihnen klar machen, daß die Bibel ihre Hauptlektüre sein muß, und daß sie stets darauf zurückkommen müssen, um ihre Schönheit und Erhabenheit zu verstehen, die heilige Schrift allmählich aus sich selbst erklären und die darin vorkommenden Widersprüche ausgleichen zu können.

Sie müssen Gewandheit in der biblischen Kritik bekommen und häufig Aufgaben erhalten, um sich darin zu üben. Ferner müssen sie Gelegenheit erhalten, ihre eignen Leistungen in diesem Fache mit denen anerkannter Meister zu vergleichen. Dabei ist aber wohl Rücksicht darauf zu nehmen, daß diese Aufgaben viel mehr der Sittenlehre als der Dogmatik entlehnt sind.

Die Sittenlehre, sagte der König, ist das Höchste am Menschen. Gott und seinen Nächsten von ganzem Herzen lieben ist das höchste und der Inbegriff aller Sittengesetze.

Um nun aber die Moral in guter und zweckentsprechender Weise behandeln, alle Motive menschlicher Handlungen darlegen, einen tiefen Eindruck machen und das Gemüt der Hörer bewegen und ergreifen zu können, muß man sich selbst und die Welt sorgfältig beobachten und studiren. Und wer das können will, muß die Welt sehen. Die Bücher, welche die Welt beschreiben, genügen nicht. Das Buch der Welt muß selber dazu kommen. Darin sieht man die Menschen, wie sie wirklich sind, während

man sie in den gedruckten Büchern nur so kennen lernt, wie sie nicht sind, aber sein sollten.

Die Lehrer könnten ihren Zöglingen Vorschriften erteilen, um die Welt richtig zu beurteilen, die Schwierigkeit ist nur, wie sie derartige Regeln aufstellen könnten, da die Lehrer meistenteils auch nichts gesehen haben und nur ihr Studirzimmer kennen. Um richtig sehen zu können, braucht man nur etwas gesunden Menschenverstand und die Gewohnheit, viel zu sehen und zu hören, aber wenig zu sprechen.

Ferner muß man die jungen Leute die besten Schriftsteller des Altertums, sowie die Reden der bedeutendsten Prediger aller Bekenntnisse lesen lassen, und ihnen besonders häufig die berühmten Stellen anführen, welche sämtliche Zuhörer mit sich fortgerissen haben.

Zuletzt zitirte der König eine große Anzahl Stellen aus Saurin, Bossuet, Fléchier, Mascaron, Bourdaloue, Massillon und dem heiligen Chrysostomos, indem er mit ein paar Worten auseinandersetzte, wodurch sich dieselben die allgemeine Anerkennung erworben hätten. —

Ich gebe ohne Zweifel den Inhalt der Abhandlung, welche mir der König ziemlich schnell vorlas, in sehr unvollkommener Weise wieder, und spreche überhaupt nur davon, um zu zeigen, auf welche Weise der König jeden freien Augenblick benutzte, um etwas über diejenigen Gegenstände niederzuschreiben, welche ihm gerade in den Sinn kamen und die er dann nicht aus dem Auge verlor.

Ich war besonders darüber verwundert, daß er einige Stellen des heiligen Chrysostomos zitirt hatte, und fragte ihn, ob er sich hier ein Exemplar des großen Kirchenvaters habe kaufen lassen.

— Kaufen? erwiederte er. Ich bin fest überzeugt, daß der gute Mann hier nicht einmal dem Namen nach bekannt ist. Ich habe ihn nur aus dem Gedächtnisse zitirt, denn ich hatte ihn in der glücklichen Zeit in meinem Rheinsberg gelesen.

— In Rheinsberg, Majestät?

— Gewiß. Seitdem habe ich ihn nicht wieder gelesen, wie Sie sich wohl denken können.

— Was haben Majestät für ein glückliches und zuverlässiges Gedächtnis!

— Das erklärt sich daraus, daß ich es in meinen jungen Jahren fleißig geübt habe. Damals las ich noch mit innerer Ruhe und Heiterkeit: dann vergißt man nichts von dem, was man liest. Jetzt möchte ich nicht dasselbe von mir rühmen, ich fange an, mein Gedächtnis zu verlieren, und wer weiß, ob ich, wenn dieses Leben andauert, auch nur den gewöhnlichsten Verstand behalte.

— Dem Anschein nach verlieren Majestät Ihr Gedächtnis nicht, und sicherlich niemals den gesunden Verstand.

— Glauben Sie das nicht zu fest, mein Lieber. Bei dieser Lebensart und den Sorgen, die von allen Seiten auf mich einstürmen, kann man für nichts einstehen. Aber ich halte Sie zu lange auf. Sie haben vielleicht noch nicht zu Mittag gespeist. Wie spät ist es?

— Fünf Uhr vorbei.

— Das ist stark. Gehen Sie und ruhen Sie sich aus. Morgen zeige ich Ihnen, was ich fertig gebracht habe. Ich glaube, Sie werden mit meiner Leistung zufrieden sein, wenigstens wenn Sie Rücksicht auf meine hündische Lage nehmen. Guten Abend und gute Nacht. —

106

Freiberg, 19 Dezember 1759

Ich wurde um fünf Uhr abends zum Könige befohlen. Diese Stunde wurde auch für die folgenden Tage bis zum 29 festgehalten, an welchem Tage Seine Majestät sich nach Pretzschendorf begab, um mit Hilfe des Erbprinzen, der gegen Ende des Monats in diesem Orte erwartet wurde, eine Unternehmung gegen die Oesterreicher zu versuchen.

Während dieser zehn Tage beschäftigte sich der König morgens mit militärischen, den ganzen Nachmittag dagegen mit literarischen Dingen. Indessen wurden die Stunden,

welche er der Literatur widmete, häufig durch Rapporte unterbrochen, welche in sehr großer Zahl eingingen.

Er las mir seine Epistel an seine Schwester Amalia über den Zufall vor.

— Das ist mein Lieblingsgedicht. Ich arbeite schon seit langer Zeit daran und möchte es gern so weit feilen, daß nichts daran zu tadeln ist, ja daß man womöglich Racines Zartheit darin findet.

Sie werden das etwas eitel von mir finden, aber wenn man sich einmal ein großes Vorbild zum Muster nimmt, so darf man auch nicht die Hoffnung aufgeben, ihm nahe zu kommen. —

Darauf las er mir mehrere male die Verse vor, die er unmittelbar nach der Unglücksgeschichte von Maxen gedichtet hatte.

— Mein Freund, die Ehre, deren unbeugsame Grundsätze ich befolgt habe, hat mir vielleicht manche Fallen gestellt, aber —

Und nun las er mir die Strophe vor, die mit den Worten schließt, er habe es vorgezogen, unverzagt und mit tapferm Mute zu fallen, als bei langsamem Feuer umzukommen.

Bei einer dieser Unterredungen las mir der König die Epistel an seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth, vor, die er schon in Breslau im Jahre 1758 verbessert hatte, sowie die an Lord Marischal gerichtete, welche er während meiner Abwesenheit sorgfältig durchgesehen hatte. Nachdem er beide Gedichte vorgelesen hatte, sprach er über die beiden teuern Wesen,*) welchen dieselben gewidmet waren.

---

*) Im Originale (S. 284, 4) steht: après m'avoir lu ces deux pièces, il me parla de ceux de sa sœur qui en étaient le sujet. Hier könnte ceux nur auf Dichtungen der Markgräfin gehen, wovon, wie kaum bemerkt zu werden braucht, in dem betreffenden Gedichte Friedrichs keine Rede ist. Offenbar hat Catt etwas schreiben wollen wie: il me parla de ces deux êtres qui en étaient le sujet.

— Der Tod meiner geliebten Schwester und des tapfern Feldmarschalls steht mir immerfort schmerzlich vor der Seele, besonders jetzt, wo ich schon durch so viele andre Verluste gebeugt bin. Beide sind sie tot, die Schwester, die ich anbetete und die mir eine Freundin war, wie man keine zweite findet — und der edle Keith, der mir noch so nützlich hätte werden können! Zu seiner Liebe und seiner Hingebung für meine Person kam noch ein durch und durch rechtlicher Sinn und große Liebenswürdigkeit im Umgange. Ebenso geeignet für die Politik wie für den Krieg, hätte er sich in dem Rate eines Königs nicht weniger ausgezeichnet, als er es an der Spitze der Truppen that. —

So wiederholte mir der König, was er mir schon früher über den Feldmarschall Keith gesagt hatte.

Ich habe oft das Glück gehabt, diesen ausgezeichneten Mann zu sprechen. Sobald die Rede auf den König kam, äußerte sich Keith mit dem größten Enthusiasmus. Es ist keine Frage, daß ein großer Mann nur wieder von großen Männern gewürdigt werden kann. Beide durchdringen sich wechselseitig und erkennen die Gründe ihrer Handlungsweise und deren Folgen (falls nicht etwa unberechenbare Zufälle hindernd dazwischen treten) auf das klarste. So wunderte ich mich denn auch niemals darüber, daß der größte Teil der Offiziere an dem Feldmarschall Keith nichts weiter als große Gutmütigkeit zu loben fand.

Während des kurzen Aufenthaltes in Freiberg las der König außer seinen eignen Dichtungen, die er, wie ich schon erwähnt habe, mehrfach verbesserte, alle Reden Ciceros und die Briefe an Atticus. Ueber die Reden sprach er manchmal eine Stunde lang, wobei er dann ihren Inhalt, soweit sie ihn besonders interessirten (es waren die für Marcellus, den Dichter Archias, Milo und die Catilinarischen), angab.

— Sehen Sie, sagte er dann, ob ich meinen Cicero nicht noch ordentlich kenne. Es giebt viele Magister von Beruf, die nicht mehr von ihm wissen als ich; und außerdem ist es die Frage, ob sie, wenn sie es thun, seinen

Geist und die Vorzüge seines Stiles so gut auffassen wie ich. —

107

Freiberg, 28 Dezember 1759

Am Tage, ehe der König aufbrach, wurde ich um drei Uhr zu ihm befohlen. Da dies sonst immer um fünf geschehen war, so besorgte ich, die Aenderung bedeute irgend etwas schlimmes. Denn auch ich hatte angefangen, ängstlich zu werden, alles mögliche zu fürchten, und in jedem Augenblicke Bedenken wegen der Vergangenheit oder der Zukunft zu hegen. Ich hatte mich nicht ganz geirrt. Der König saß in seinen Pelz gewickelt auf einem Lehnstuhl.

— Es geht mir schlecht, mein Freund. Ich merke die Gicht kommen und muß morgen aufbrechen.

— Aber Majestät, warum um Gotteswillen wollen Sie sich einem schlimmen Gichtanfall aussetzen, der Sie notwendig an jeder Thätigkeit, selbst am Erteilen von Befehlen, hindern muß?

— Gut, gut, mein Freund. Handeln und Befehle geben werde ich doch. Glauben Sie denn etwa, daß ich in solchen Augenblicken auf meinen eignen Zustand achten kann wie der Marquis d'Argens?

— Das will ich nicht behaupten, dazu werden sich Majestät doch nie herbeilassen. Aber ich bitte Majestät, Ihren Aufbruch zu verschieben, denn wie müßte es Ihnen in einem Dorfe gehen, wenn Sie wirklich einen Anfall bekämen?

— Nicht anders als in einer Stadt. Ich werde Fieber und Schmerzen haben, manchmal auch schreien, meine Füße werden aufschwellen, und nachher bin ich wieder ebenso gesund wie Sie.

Jetzt will ich schlafen gehen und schwitzen. Kommt kein unglücklicher Zufall dazwischen, so bin ich morgen früh um fünf Uhr schon weit von hier.

Guten Abend. Prägen Sie es sich wohl ein, daß wer sich am meisten verweichlicht, auch am meisten leidet. Wenn Sie an den Marquis schreiben, so teilen Sie ihm

diesen schönen Grundsatz mit und sagen Sie ihm, wie ich mich befinde.

Noch einmal guten Abend. Amüsiren Sie sich, so gut Sie können. Das ist das Beste, was man thun kann.

Sehe ich eine Möglichkeit, die geplante Unternehmung auszuführen, so komme ich bald wieder zurück. Wo nicht, lasse ich Sie vielleicht dahin, wohin ich morgen gehe, nachkommen. Guten Abend. —

108

Pretzschendorf, 29 Dezember 1759

Ich verließ den König in der lebhaftesten Unruhe über sein Befinden. Als ich mich jedoch morgens ganz früh danach erkundigen ließ, hörte ich, daß er auf seinen Wagen wartete und dabei Flöte spielte. Er hatte in der Nacht sehr stark geschwitzt und klagte jetzt über nichts mehr.

Der König kam noch im Laufe des Vormittags in Pretzschendorf an. Die Truppen des Erbprinzen hatte er hinter der Mulde gelassen, um seine Nachhut zu decken.

Mit seinen eignen Truppen marschirte der König auf Dippoldiswalde los und warf die feindlichen Abteilungen von den Ufern der wilden Weißeritz und aus der Umgegend von Frauenstein*) und Pretzschendorf zurück. Die preußischen Truppen wurden hier einquartiert.

Ein Angriff auf Dippoldiswalde wurde für nicht angänglich erklärt, da der Marschall Daun in Folge der Operationen des Königs erhebliche Hilfskräfte dorthin geworfen hatte. Außerdem war die einzige Route, welche die preußischen Truppen hätten einschlagen können, um dem General Maquire, der in Dippoldiswalde kommandirte, in den Rücken zu kommen, dadurch verlegt, daß Maquire die Vorsichtsmaßregel ergriffen hatte, das Defilee, welches passirt werden mußte, um auf die Höhe von Dippoldiswalde zu kommen, mit mehreren Bataillonen zu besetzen.

Alles dies hörten wir in Freiberg. Die Besorgnisse

*) Im Originale wie oben (S. 232) Frauenberg.

wegen des Handstreiches, von dem man wußte, daß ihn der König gegen den Feind plante, waren sehr lebhaft.

„Wenn er nur nicht," hieß es, ehe Nachrichten von seinem Marsche eintrafen, „übereilt handelt und sich so die Jammergeschichte von Maxen noch einmal abspielt. Der König ist versessen darauf, und wird angreifen, sobald er nur irgendwelche Gelegenheit dazu sieht. Denn der Aerger über die erlittene Schande wird ihn selbst das Unmögliche als möglich betrachten lassen."

So sprachen fast alle. Als dann aber bekannt wurde, daß der König wegen der Härte der Jahreszeit und der Unmöglichkeit, Infanterie und Artillerie auf den verschneiten Straßen, die zwischen der preußischen Stellung und der des Feindes lagen, vorwärts zu bringen, den Entschluß faßte, sich in Pretzschendorf festzusetzen, um alle Fourage der Umgegend zu requiriren und die vorhandenen Lebensmittel für seine Truppen zu verbrauchen, so erhoben alle, welche so große Besorgnisse gehegt und in dieser heikeln Lage so wenig Vertrauen in seine Vorsicht gesetzt hatten, seine Klugheit, seine Ruhe und das großmütige Opfer seiner Empfindlichkeit, welches er zum Besten der Armee darbrachte, bis in den Himmel. Dabei wurde nur vergessen, daß der König niemals die Absicht gehabt hatte, seine braven Truppen für das Vergnügen hinzugeben, sie fallen zu sehen.

Diese bald günstigen, bald ungünstigen Urteile über den König sind mir stets sehr übereilt vorgekommen. Am allerhäufigsten wußten die Leute auch garnicht, was sie wollten und was sie nicht wollten oder was zu fürchten und zu hoffen war.

Wenn ich derartige Reden hörte, so habe ich öfter zu mehreren meiner Bekannten gesagt: „Ich beschwöre Sie, beruhigen Sie sich. Der König ist von dem erlittenen Unglück viel zu sehr ergriffen, und sieht alle noch zu überwindenden Schwierigkeiten viel zu gut ein, als daß er sich noch größeren Schicksalsschlägen aussetzen wollte. Er hat es mir in Wilsdruf gesagt und hier wiederholt: das

kleinſte Unglück, der geringſte Schlag, den ich noch erleide, ſtürzt mich in rettungsloſes Verderben."

Dieſe, der Wahrheit entſprechenden Worte hätten die Befürchtungen ein wenig beruhigen müſſen, wenn ſie nur nicht allzu lebhaft geweſen wären. Aber alles Reden war überflüſſig, es wurden Thaten verlangt, und dieſe Thaten waren vorhanden, als bekannt wurde, daß ſich der König in Pretzſchendorf feſtſetzte.

Pretzſchendorf, 8 Januar 1760

Würde man es für möglich halten, daß all dieſe Beſorgniſſe zum Teil wieder auflebten, als ein königlicher Leibjäger mit dem Befehl ankam, mich ſogleich zum Könige zu begeben.

Vor der Ankunft desſelben befand ich mich bei Sir Andrew Mitchell.

— Ich verſtehe, ſagte er, weshalb der König nach Ihnen ſchickt. Er weiß, daß es bekannt iſt, daß der König den Abend gewöhnlich in Ihrer Geſellſchaft zubringt, und will nun den Glauben erwecken, daß er noch einige Zeit in dem verdammten Dorfe bleiben wird, in welchem er bei verlängertem Aufenthalte unfehlbar ſeine Geſundheit aufs Spiel ſetzt. —

Da Mitchell ſehr wohl den wirklichen Grund des mir zugekommenen Befehls erraten haben konnte, ſo teilte ich meinen Bekannten zu ihrer Beruhigung ſeine Vermutung mit.

Ich brach ſogleich auf und langte gehörig durchgefroren nachmittags um fünf Uhr in Ober-Pretzſchendorf an.

Der König ließ mich ſogleich zu ſich befehlen.

109

— Mein Freund, Sie finden mich hier an einem verwünſchten Orte. Ich habe einen Handſtreich verſuchen wollen, aber es war alles vergeblich. Sie können ſich darauf verlaſſen, daß ich, wäre auch nur die geringſte Ausſicht auf Erfolg geweſen, die Gelegenheit nicht hätte vorübergehen laſſen.

Die Unwegsamkeit des Terrains, das schlechte Wetter, die Verschanzungen und Batterien des Feindes, der sich auf der Höhe der Felsen festgesetzt hat, alles hat mich gezwungen, recht viel Wasser in meinen Wein zu gießen.

Ich bleibe hier bis zum zwölften, um alles aufzuzehren, was aufzuzehren ist, und den Feind in die Unmöglichkeit zu versetzen, bedeutende Truppenmassen während des Winters in der Gegend zu lassen.

Sie müssen mir schon verzeihen, daß ich mir gerade jetzt bei einer so schneidenden Kälte die große Freiheit genommen habe, Sie herzubescheiden. Einmal freute ich mich, Sie wiederzusehen zu können, und dann wollte ich, um offen mit Ihnen zu reden, den Glauben erwecken, daß ich möglicherweise noch lange hier bleiben könnte.

Sind in Freiberg nicht einige Befürchtungen laut geworden?

— Einige wohl, Sire, aber sie haben nicht lange angehalten.

— Es wäre allerdings Grund zu Besorgnissen vorhanden gewesen, wenn ich eigensinnig genug gewesen wäre, den mir gegenüberstehenden Feind verjagen zu wollen.

Haben Sie meinen Neffen, den Erbprinzen, gesprochen?

— Nein, Sire. Da ich mich, sowie ich angekommen war, zu Ew. Majestät begab, so hatte ich noch nicht die Ehre, ihm meine Aufwartung zu machen.

— Stellen Sie sich ihm heute Abend vor, wenn Sie von mir weggehen. Ich bin ganz entzückt von ihm, seinen Talenten, der Annehmlichkeit seines Umganges, seinem kriegerischen Eifer und seinen großartigen Anschauungen. Er wird es uns allen, so alte Soldaten wir auch sein mögen, zuvorthun.

Ich rede nicht deshalb so, weil er mein Neffe ist, sondern weil sich die Sache wirklich so verhält. Alle, die ihn sehen und seine Verdienste zu würdigen wissen, werden Ihnen gewiß dasselbe sagen.

Bei meinem Neffen ist ein sehr verdienter Offizier, derselbe Bülow, der mir eine Siegesnachricht vom Herzog

Ferdinand am Schlachttage von Kunersdorf überbrachte und dabei unglücklicherweise verwundet wurde.

Leben Sie wohl, mein Lieber. Morgen unterhalten wir uns länger. Sie werden froh sein, sich nach dem kalten langen Ritte ausruhen zu können. Stellen Sie sich aber trotzdem meinem Neffen vor, ehe Sie in Ihre Hütte gehen. Sie wird nicht viel anders sein als meine hier. —

Ich ließ mich bei dem Prinzen melden, der mich sehr freundlich empfing. Nach Beendigung der Audienz war ich entzückt von seiner interessanten Unterhaltung, seiner einen unter ihm Stehenden niemals demütigenden Höflichkeit und von allem, was er mir über den König sowie über seine warme Zuneigung zu demselben sagte.

— Mein Herr, ich hoffe, während meines Aufenthaltes in Freiberg oft das Vergnügen zu haben, Sie sehen und sprechen zu können. Wir wollen dann von meinem Oheim sprechen, den ich aufs höchste verehre, von all seinen großen Thaten und von allem, was Sie an diesem einzigen Manne bemerkt haben. Das Beste, was wir ihm wünschen können, ist, daß es ihm so gut geht, wie wir es ihm wünschen. Bleibt er gesund, so ist alles gut. —

Darauf sprach ich einen von den Adjutanten, welche der König mitgenommen hatte.

Es war von dem Prinzen die Rede, und alle waren einig in ihrem Lobe und in dem Zugeständnis, daß er weit über allem stehe, was man von ihm gesagt und gedacht habe.

Aber was sagen Sie zu unserm verwünschten Aufenthalte hier? Gott weiß, wie lange wir noch hier bleiben werden! Sie haben keine Vorstellung davon, was wir von der Kälte und durch die Furcht gelitten haben, der König möchte irgendeinen Handstreich versuchen. Gott sei Dank, er hat den Angriff unmöglich gefunden.

— Nun, meine Herren, sobald die Lebensmittel aufgezehrt sind, gehen wir ja fort.

Mit dieser frohen Hoffnung wünsche ich Ihnen gute Nacht. —

110

Pretzschendorf, 9 Januar

Während der Nacht hatte es so stark geschneit, daß mein Bedienter, dem ich einen Auftrag gegeben hatte, nicht aus der Thüre kommen konnte. Wir mußten warten, bis einige Bauern vorbeikamen und den Schnee wegkehrten. Erst um neun Uhr konnte die Thür geöffnet werden. Um elf Uhr ging ich ins Hauptquartier, wo ich noch einmal die Ehre hatte, dem Erbprinzen meine Aufwartung zu machen.

Alle waren unglücklich darüber, bei so schrecklichem Wetter in diesem jammervollen Orte bleiben zu müssen.

— Meine Herren, sagte ich, Ihre Klagen werden Ihnen nichts helfen. Lassen Sie uns versuchen, uns zu zerstreuen und die kurze Zeit, während deren wir noch hier sein werden, angenehm zu verbringen.

Ich kam auf den Einfall, ein Lied zu einer englischen Melodie zu dichten, nach der in Freiberg viel getanzt wurde. In dem Gedichte verglich ich das Leben in Pretzschendorf mit dem in Freiberg und spielte auf die kleinen Liebschaften unsrer Herren mit einigen städtischen Schönen an. Dieses Lied fand Beifall, es wurde den ganzen Tag lang, ja während dieses ganzen Winters und des folgenden Sommerfeldzuges gesungen. Der Prinz hörte uns singen und fand es sehr nützlich, daß wir uns in unsrer Langenweile auf diese Art zerstreuten.

Das kleine Gedicht machte uns wirklich die letzte Zeit unsers Aufenthalts leidlich erträglich.

Ich wurde um fünf Uhr abends zum Könige befohlen.

— Was sagen Sie zu der schönen Jahreszeit, mein Freund? Finden Sie sie nicht reizend?

— Außerordentlich reizend, Majestät. Nichts kann angenehmer sein als dieser Schnee.

— Zum Teufel ja! Nun, gedulden Sie sich. In ein paar Tagen sind wir wieder in Freiberg. Da lebt es sich besser als hier.

— Um uns zu trösten, Sire, und in Geduld zu

faſſen, wie Majeſtät raten, habe ich ein kleines Lied gedichtet, welches Ihre Adjutanten und ich um die Wette zu ſingen pflegen.

— Zeigen Sie es mir.

Ich zeigte es dem Könige.

— Das iſt hübſch, ſagte er. So kann man ſich auf billige Weiſe erheitern. Da Sie mir Ihre Dichtungen mitteilen, ſo will ich Ihnen auch zeigen, was ich hier fertig gebracht habe, allerdings nicht um meinen Adjutanten ein Vergnügen zu machen, ſondern um Ihrem ergebenen Diener die Zeit, die ihm ganz gehörig langweilig vorkommt, wenigſtens etwas zu vertreiben.

Der König las mir eine Epiſtel an den Marquis d'Argens vor. Dieſelbe bezog ſich auf die Mitteilung des Marquis, daß in Berlin ein Prophet aufgeſtanden ſei und eine Menge Anhänger gefunden habe. Das Gedicht begann mit den Worten:

Man ſuchte ſtets verborgne Künſte.

— Iſt das nicht ganz leidlich bei der Kälte und in meiner Lage? Finden Sie übrigens mein Gedicht etwas kalt, ſo halten Sie ſich an meine geringe literariſche Begabung und an den Schnee.

— Das Gedicht, Sire, iſt ſehr hübſch, und Majeſtät haben ſich weder über den Schnee noch über Ihren Mangel an Begabung zu beklagen.

— Oho, Sie geben mir ja ein Mittel*) ein, was hier ſicherlich noch niemals verſchrieben worden iſt! Ich habe noch ein paar andre Kleinigkeiten gedichtet, die ich Ihnen morgen zeigen will. Jetzt will ich Ihnen meine Epiſtel über den Zufall vorleſen. Ich habe ſie noch weiter verbeſſert, da ich ſie gern ſo vollendet ſehen möchte, daß kein jetzt oder ſpäter lebender Olivet etwas an ihr auszuſetzen findet.

---

*) Galbanum: ein unüberſetzbares Wortſpiel, da das Wort ebenſowohl die Arznei bezeichnet wie Flauſen, Lügen.

— Mehr, erwiederte ich, hat auch der große Voltaire nie verlangt.

— Sie wollen damit wohl sagen, mein Lieber, daß mein Wunsch zu hoch gegriffen ist?

— Nein, Majestät, ich meinte nur, daß man, um etwas gut auszuführen, sich eine hohe Idee von dem Ziele, welches man erreichen will, machen muß.

— Obgleich ich hier ziemlich viel zusammengekritzelt habe, so bin ich doch mit der Lektüre nicht in Rückstand gekommen. Lucrez, das Wesen der Götter, die Tusculanen und die schwerfällige, wenn auch vortreffliche Logik von Port-Royal habe ich verdaut, und ich bezweifle, ob jemals soviel in diesem jammervollsten aller denkbaren Dörfer gelesen worden ist.

Haben Sie meinen lieben Neffen gesprochen?

— Ja, Majestät, ich habe ihm gestern und heute meine Aufwartung gemacht.

— Sie können es nicht zu oft thun. Sie müssen mir zugeben, daß er sehr liebenswürdig ist.

— Außerordentlich liebenswürdig, Majestät.

— Und dabei können Sie über sein Herz, sein Feldherrntalent, seinen schönen und hohen Ehrgeiz, seine Tapferkeit noch nicht genügend urteilen.

Leben Sie wohl, mein Lieber. Ich leide etwas an Kolik und will zu Bett gehen. In diesem verdammten Dorfe darf man nicht krank werden. —

111

Pretzschendorf, 10 und 11 Januar 1760

Während der beiden Tage, die wir noch in Pretzschendorf zubrachten, ließ mich der König nur auf wenige Augenblicke zu sich rufen. Er war leidend und sprach sehr wenig. Von Zeit zu Zeit las er mir ältere von seinen Gedichten vor, die er, wie er sagte, in glücklichen Augenblicken des Friedens und ruhigen Lebens gedichtet hatte.

— Gott sei Dank, sagte er am Abend vor dem Aufbruch, endlich ist es so weit; morgen gehen wir fort von

hier. Obgleich mir der Ort, an dem ich mich aufhalte, ziemlich gleichgiltig ist, da ich mich überall zu beschäftigen weiß, so gestehe ich doch, daß ich glücklich darüber sein werde, endlich wieder in Freiberg zu sein. Da werden wir doch wieder etwas mehr Bequemlichkeit haben.

Wundern Sie sich nicht, daß ich von Bequemlichkeit spreche, da ich doch keine Hoffnung auf so etwas haben kann? Wie viel Geschäfte der mannichfaltigsten Art erwarten mich ganz sicher in Freiberg! Wieviel Unannehmlichkeiten, Schreibereien, Sorgen und Kummer!

Nun, wir dürfen den Mut nicht verlieren. Leben Sie wohl, mein Freund. Auf Wiedersehen morgen in Freiberg. Packen Sie sich gut ein! —

Das ganze Hauptquartier war seelenfroh, als bekannt wurde, daß der Aufbruch für morgen festgesetzt war.

Freiberg, 12 Januar 1760

Der König brach sehr früh morgens aus Pretzschendorf auf und langte um zehn Uhr in Freiberg an. Er ließ mich um fünf Uhr abends zu sich befehlen.

— Nun habe ich endlich ein wenig Bequemlichkeit. Sie wissen freilich, daß ich gerade nicht sehr darauf aus bin, aber ich bin doch glücklich darüber, etwas besser untergebracht zu sein als bisher.

Ich bin hier bei dem Bürgermeister einquartiert. Er und seine Frau sind brave Leute, die mir bei meiner Ankunft alles, was in ihrem Hause ist, angeboten haben.

Die Sachsen sind im großen und ganzen ein braves Volk, das muß ich zugeben. Denken Sie sich, mein Lieber, daß sie sich trotz all des Geldes, welches ich aus dem Lande ziehe (und das ist nicht wenig), vereinigen, um ihrem König Geld schicken zu können. Das ist schön und großartig. Wenn einem Fürsten solche Züge von Edelsinn entgegentreten, so hat er das Recht, sich stolz aufzurichten und sich seiner Unterthanen zu rühmen. —

Als ich auf den unglücklichen Zustand Sachsens, sowie darauf zu sprechen kam, daß das Land, falls der Krieg

noch länger dauerte, an den Rand des Abgrundes kommen müsse, sagte er:

— Das Land hat viel gelitten und wird in diesem Jahre noch mehr leiden. Ich habe es nicht geschont, sondern bin, wie ich gestehen muß, streng gewesen. Hätten sich die Leute aber still gehalten und sich nicht einfallen lassen, dem Feinde Nachricht von meinen Truppenbewegungen zu geben, so können Sie sich darauf verlassen, daß ich nicht soviel Ansprüche gestellt hätte. Allerdings sind die Leute recht unglücklich.

Sehen Sie, wie ich mich hier eingerichtet habe. Hier habe*) ich alles untergebracht: die Bücher, welche ich während unsers Aufenthalts in Freiberg zu lesen denke, und mein Handwerkszeug, um zu schmieren, zu kritzeln und auszuradiren.

Ich habe mir, wie Sie bemerken werden, genug Arbeit vorgenommen. Ich brauche die Arbeit, um lästige Gedanken zu verscheuchen und meinen armen Kopf kühl zu halten, der ganz voll von meinen Plänen für den nächsten Feldzug steckt.

Diese Pläne werden meine hauptsächliche Aufgabe hier in Freiberg sein, und ich denke dadurch meine Armee schon wieder auf die Beine zu bringen. Aber meine Aufgabe wird auch nicht von Stroh sein, und ihre Durchführung würde schon allein genügen, um einen Mann ganz und gar zu beschäftigen.

Ich habe Ihnen schon früher gesagt, daß ich trotz allen erlittenen Unglücks doch, mit Ausnahme von Dresden und Peenemünde, den ganzen Länderkomplex in Besitz habe, welchen ich im vorigen Winter besetzt hielt, und daß meine Lage nicht so verzweifelt ist, wie ich nach der Schande der verfluchten Uebergabe bei Maxen zu fürchten Grund hatte.

Sehen Sie, mein Freund, in diesem Feldzuge habe ich nur Unglück gehabt, alles ist mir konsequent fehlgeschlagen.

*) Im Texte der Memoiren (S. 290, 32) voyez comme je me suis arrangé, *ce* tout ici, les livres que je coulerai à fond... Offenbar hat Catt geschrieben (oder gemeint): *j'ai* tout ici.

Ich hatte allen Grund zu der Hoffnung, den General de Ville ordentlich mitnehmen zu können. Ich marschire aus Landeshut ab, und de Ville wird durch die Canaillen von Priestern von meinen Manövern in Kenntnis gesetzt, sodaß er sich zurückzieht, ohne daß ich etwas unternehmen kann.

Ich erwarte, daß die heilige Schlafmütze mich in meinem Lager von Reichhennersdorf angreift, und er läßt mich in Ruhe.

Ich fürchte, daß der Feind in die Lausitz einfällt, er thut es.

Ich hoffe, daß Dohna die Russen zum Stehen bringt, er thut es nicht, sondern macht nur die größten Dummheiten.

Nun schicke ich Wedell, um die Sache in Ordnung zu bringen. Er macht sie aber im Gegenteil nur noch schlimmer und läßt sich in einer unerhört albernen Weise schlagen.

Ich marschire selber gegen die Russen, und meine schönste Hoffnung wird auf das Schrecklichste zu nichte. Ich werde selber geschlagen, und die Gicht setzt mir in der entsetzlichsten Weise zu.

Ich marschire nach Sachsen zurück, um die Oesterreicher aus Dresden zu vertreiben: da wird mein Plan durch die schändlichsten und unbegreiflichsten Versehen umgeworfen.

Ich lasse Dierike eine Stellung bei Meißen einnehmen, um die Nachhut der Oesterreicher für den Fall anzugreifen, daß sie über die Elbe gehen wollten, und mein braver General wird mir durch einen jener unglücklichen Zufälle, die kein Mensch vorhersehen kann, mit mehreren Bataillonen aufgehoben.

Kann sich ein Mensch eine ähnliche Verkettung von Unglücksfällen wie diese auch nur ausdenken, und wäre es zu verwundern, wenn ich unter all den Schicksalsschlägen, von denen ich betroffen worden bin, erliege? Auch nicht das kleinste glückliche Ereignis während all dieser Jammerzeit!

— Aber Majestät haben doch während all dieses Unglückes, welches Sie erwähnen, einige gute Nachrichten erhalten: den Sieg des Herzogs Ferdinand, den schönen Erfolg des Prinzen Heinrich bei Hoyerswerda, die Einnahme von Münster und Quebeck.

— Das ist allerdings etwas und hätte noch mehr bedeutet, wenn ich armer Teufel selber irgendwo einen Erfolg gehabt hätte.

Glauben Sie, das Schicksal leitet uns auf das Glück oder auf das Unglück zu, was wir auch dagegen thun mögen, trotz aller weisen und klugen Pläne, die wir entwerfen können. Man könnte auf den Gedanken kommen, daß das Geschick uns davon überzeugen will, daß unser Verstand doch nur Thorheit ist.

Sie können diese Spuren eines allmächtigen Schicksals in folgender Thatsache beobachten, deren ich mich erinnere.

Die Generalin von Polentz fährt eines Tages aus. Eine Viertelmeile von ihrem Schlosse sieht sie, wie ein Blitz im Schlosse einschlägt. Das Schloß wird ein Raub der Flammen. Dann hört sie, daß der Blitz auf einem andern ihrer Güter eine ihrer Töchter erschlagen hat, und endlich, einige Tage später, daß die einzige, nun noch überlebende Tochter auch auf tragische Weise umgekommen ist.

Ist das nicht die Geschichte Hiobs? Und wie wollen Sie dieses Unglück nennen, von dem ich spreche, dieses Schicksal, welches uns und alle mit uns in Verbindung stehenden Ereignisse leitet?

— Sire, ich nenne es Vorsehung. Ich erinnere mich, daß einmal in Breslau von dem Ueberfall bei Hochkirch die Rede war und dabei zur Sprache kam, wie häufig der Ausfall einer Unternehmung auch den besten Plänen und Entwürfen in keiner Weise entspricht. Dabei sprachen Ew. Majestät aus, daß eine weise Vorsehung alles leitet und daß es, wenn man keine Vorsehung annimmt, unmöglich ist, zu vernünftigen Folgerungen über die Dinge der Welt zu kommen, ja daß man dann mit Notwendig-

keit auf Albernheiten gerät, deren eine immer schlimmer ist als die andre.

Der König erwiederte auf meine Worte nichts als:

— Ich glaube, es ist spät. Wir haben beide Ruhe nötig. Gute Nacht. Auf Wiedersehen morgen. —

112

Dies war die erste Unterhaltung in Freiberg. Es ist nicht meine Absicht, eine Skizze aller folgenden zu geben, es sei denn, daß Züge dabei vorkommen, welche einen Begriff von der Denkweise des Königs geben können. Ich will mich vielmehr darauf beschränken, von seinen vielseitigen Beschäftigungen, sowie von den wichtigsten Vorkommnissen während des Freiberger Aufenthaltes zu sprechen.

Der König stand morgens um sechs Uhr auf, las die eingegangenen Briefe und diktirte seinen Sekretären die Antworten. Dann sprach er mit einigen Offizieren und erteilte ihnen seine Befehle in Dingen, welche die Armee betrafen. Dies dauerte gewöhnlich bis neun Uhr.

Um neun spielte er Flöte, dachte jedoch währenddessen, wie er mir oft gesagt hat, an den Gang des Krieges und der Politik.

Um zehn Uhr dichtete er neue oder verbesserte er alte Dichtungen. Um $11\frac{1}{2}$ erteilte er wieder einige Befehle, um zwölf Uhr ging er zu Tisch.

Das Diner war um $1\frac{1}{2}$ Uhr zu Ende. Sehr selten kamen in Freiberg längere Diners vor, die der König so sehr liebte, wenn er ruhig und zufrieden war.

Gegen zwei Uhr nahm er wiederum seine schriftstellerischen Arbeiten vor, die ihn bis vier beschäftigten. Dann las er bis fünf, wo er mich kommen ließ.

Ich hatte die Ehre, seine Unterhaltung bis sieben Uhr anzuhören. Bald sprach er von literarischen, bald von metaphysischen oder religiösen Dingen. Manchmal erzählte er Geschichten oder unterhielt sich mit mir von seinen Angelegenheiten, seiner künftigen Lage oder seiner Stimmung.

Häufig sprach er auch von den Offizieren oder Schriftstellern, die früher in seinem Dienst gestanden hatten.

Um sieben, manchmal auch erst um acht Uhr, je nachdem die Neigung zu plaudern stärker oder schwächer gewesen war, ging er wieder an seine Lektüre. Dies dauerte bis zehn. Fing er aber statt zu lesen an zu schreiben, so kam es häufig vor, daß er erst um elf oder zwölf Uhr fertig wurde.

Auf diese Weise nutzte der König jeden Augenblick aus. Nur ein einziges mal, gegen Ende Januar, verließ er sein Quartier, um sich nach Wilsdruf zu begeben, da er Nachricht bekommen hatte, der Feind beabsichtige einen Angriff auf seinen Bruder zu machen — eine Nachricht, die sich als irrig erwies. Die Abwesenheit des Königs dauerte nur zwei Tage.

Winterquartier Freiberg

Die an seine Schwester Amalia gerichtete Epistel über den Zufall hatte er in Ober-Pretzschendorf verbessert, hier in Freiburg legte er die letzte Hand daran. Dieses Gedicht lag ihm sehr am Herzen.

— Voltaire wird die Epistel gewiß voll von wahren, kräftig ausgedrückten und, wie ich meine, auch gut stilisirten Gedanken finden. —

Nach Verbesserung dieses Gedichtes ging der König daran, dasselbe mit einer Ode an den Herzog Ferdinand von Braunschweig vorzunehmen, welche er in Grüssau am sechsten April 1758 gedichtet hatte. Als er damit fertig war, sagte er:

— Ich hätte das Gedicht gern effektvoller gemacht und mich zu diesem Zwecke lieber kürzer gefaßt. Glauben Sie, daß es auch so, wie es jetzt ist, Eindruck machen wird?

Der Patriarch hat nur den ersten Entwurf gesehen. Wenn er das Gedicht jetzt zu Gesicht bekommt, wird er sagen: „Pah, der Schlingel macht inmitten all dieser Beschäftigungen und Unannehmlichkeiten doch noch ziemlich gute Verse.“ Wenn mir nur der Schuft nicht noch schlechten

Gebrauch von den andern Gedichten macht, die ich ihm geschickt habe. —

Wie ärgerlich der König auch besonders über das eine Gedicht war, welches er Voltaire übersandt hatte, so las er mir doch immer wieder die früher*) erwähnte Strophe vor, nur daß jetzt aus dem Brandmal der Leidenschaft vielmehr Ketten gemeiner Lust geworden waren.

Nach Beendigung der Ode an den Herzog Ferdinand ging er wieder an die Durchsicht der Epistel an seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth. Er hatte dieselbe, wie ich schon gesagt zu haben glaube, einige Tage nach der Schlacht bei Kolin angefangen, am Abend vor der Schlacht bei Hochkirch beendigt und mehrmals während des Breslauer Winterquartiers von 1758 und auch sonst zu verschiedenen malen wieder vorgenommen. Hier vollendete er diese Epistel endgiltig.

Als er anfing sie mir vorzulesen, weinte er, und vergoß während der ganzen Zeit der Vorlesung fortwährend Thränen. Auch bei dieser Gelegenheit wiederholte er mir alles, was er mir schon so oft über diese so zärtlich geliebte Schwester gesagt hatte.

Ferner verbesserte er hier die in Breslau am sechzehnten Februar 1759 gedichtete Epistel an Lord Marischal.

Die Durchsicht dieser Gedichte beschäftigte ihn mehrere Tage. Er schenkte mir stets das Brouillon des fertig gebrachten. Die Mehrzahl derselben, sowie viele Abschriften vollendeter Gedichte, die manchmal allerdings doch wieder durchkorrigirt waren, habe ich bei dem Brande in Burkersdorf im Jahre 1778 verloren. Im allgemeinen überzeugte ich mich bei der Vergleichung, daß der erste Entwurf meist besser war als die spätere Verbesserung und Ueberarbeitung. Leider habe ich bei diesem Brande auch andre sehr interessante Schriftstücke verloren, die sich auf den König bezogen, und die ich mir vorgenommen hatte, während des Feldzuges durchzusehen.

---

*) Siehe S. 117.

Manchmal gestattete mir der König sogar auf meine Bitte, mir Abschriften vollendeter Gedichte zu nehmen. Natürlich war er vollständig darüber beruhigt, daß ich sein Vertrauen niemals mißbrauchen würde.

Oft sagte er mir:

— Wenn Sie meine Spielereien für sich durchlesen und finden, daß ich Fehler gemacht habe, so seien Sie so gut, mich darauf aufmerksam zu machen. Sie werden mir dadurch einen sehr großen Gefallen erweisen. Ein Schriftsteller hat gewöhnlich große Vorliebe für seine Arbeiten und sieht ihre Schwächen nicht, ja er hat gar keine Idee davon.

Für jetzt Basta, mein Freund: meine Verbesserungen sind fertig. Nun will ich mich mit einer Ode an meinen lieben Neffen, den Erbprinzen, beschäftigen. —

Freilich trat das basta des Königs noch nicht ein, denn er sah sich gezwungen, die Dichtungen, die er damals für völlig beendet hielt, doch noch weiter zu verbessern.

113

Gegen Ende Januar empfing ich folgenden anonymen Brief:

„Soeben ist eine unrechtmäßige Ausgabe der Gedichte des Philosophen von Sanssouci erschienen. Ohne Zweifel hat nur die schändlichste Bosheit diesen Bubenstreich veranlaßt. Da die Sache von Wichtigkeit für den König, seine Ruhe und seinen Ruhm ist und Sie den großen Mann lieben, so beeilen Sie sich, ihn von der Sache, die ich die Ehre habe Ihnen mitzuteilen, in Kenntnis zu setzen. Sie können sich von der Wahrheit dessen, was ich Ihnen schreibe, überzeugt halten; in vier Tagen erhalten Sie das Buch."

Da mir geschrieben wurde, daß ich das Buch selbst demnächst bekommen würde, so wartete ich so lange, um dem Könige Brief und Buch gleich zusammen zu überbringen. Ich hoffte ihm auf diese Weise einige unangenehme Augenblicke ersparen zu können, da ich überzeugt

war, er würde nur zu ärgerlich ſein, wenn er die Ausgabe zu Geſichte bekäme.

Nach vier Tagen wurde mir der Band richtig zugeſtellt: natürlich ließ ich mir nicht einfallen ihn zu leſen.

Abends wurde ich wie gewöhnlich zum Könige befohlen. Ich fand ihn in ſehr guter Laune. Er kam mit der heiterſten Miene auf mich zu und ſagte:

— Heute habe ich ordentlich geleſen und bin ſo froh wie ein König. Was haben Sie getrieben, mein Freund? Was giebt es neues?

Ich war lebhaft darüber bekümmert, ſeine Zufriedenheit ſtören zu müſſen.

— Sire, ich habe heute keine guten Nachrichten zu überbringen und bin deswegen trübe geſtimmt. Majeſtät werden aus dieſem ſoeben erſchienenen Buche erſehen, um was es ſich handelt.

Der König nahm das Buch in die Hand und rief:

— Meine Gedichte, meine Gedichte! Welcher eingefleiſchte Teufel hat mir den ſchändlichen Streich geſpielt, ſie drucken zu laſſen?

Nach einigen Augenblicken fuhr er fort:

— Mein Freund, das iſt abſcheulich! Woher haben die Schufte meine Gedichte gehabt? Welcher Höllenhund . . .

Die Entrüſtung und der Aerger des Königs waren außerordentlich groß. Immer wieder ſprach er von dem Hunde, der ſie herausgegeben hätte. Im Augenblicke der erſten Erregung fuhr er fort:

— Den Streich hat mir der Herzog von Nivernois geſpielt, und das iſt umſo gemeiner und niederträchtiger, als der Herzog ſehr wohl weiß, daß ich ihn von allen Franzoſen am höchſten geachtet und am meiſten ausgezeichnet habe.

Aber nein, er hat es nicht gethan. Er iſt zu ehrenhaft und zu wohldenkend dazu, ich bitte ihm dieſen augenblicklichen Verdacht ab.

Sie werden ſehen, Sie werden ſehen, es iſt Voltaire geweſen. Nur dieſer Hund iſt imſtande, mir einen ſolchen

Streich zu spielen. Ich kenne den Schurken aus- und inwendig.

Und doch, fuhr er, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte, fort, er kann diese Schändlichkeit nicht ausgeheckt haben. So boshaft er ist, so ist der doch eines so niederträchtigen Streiches kaum fähig.

Dann fiel sein Verdacht auf Darget, auf einen seiner Adjutanten, dem er ein Exemplar seiner Gedichte geschenkt hatte, und zuletzt auf den Kapitän von Bonneville.

— Gewiß, gewiß ist es Bonneville gewesen. Die Sache ist kaum zu bezweifeln. Aber der Schlingel soll es mir bezahlen.

Niemals hatte ich den König so ärgerlich gesehen.

— Ich habe nur gedichtet, um mich zu zerstreuen und mich in meiner Einsamkeit auf Kosten meiner Feinde zu erheitern, und nun müssen meine Gedichte in dem allerkritischsten Augenblicke meines Lebens veröffentlicht werden!

Hätte ich so etwas als möglich voraussetzen können, so hätte ich meine Manuskripte und die für mich privatim gedruckten Exemplare verbrannt. Was ein König sagt, gutes oder schlechtes, ist nicht wieder auszuwischen. —

Da ich das Buch nicht gelesen und keine Vorstellung von dem Inhalte hatte, so sagte ich:

— Aber Sire, was kann die Veröffentlichung der Gedichte schaden?

— Schaden? Aber, mein Lieber, haben Sie denn nicht meine Ausfälle gegen England, Rußland und andre Mächte gelesen? Das ist ja eben das Teuflische bei der Sache! Ich muß es sobald als möglich gut zu machen suchen.

— Nein, Sire, ich habe keinen von diesen Ausfällen gelesen, über die ich die Ehre hatte Majestät sprechen zu hören, denn ich kenne den Inhalt des Buches nicht.

— Aber Sie haben es mir ja gebracht!

— Allerdings, Sire, aber nicht aufgemacht.

— Das ist allerdings sehr viel Diskretion. Nun, ich will Ihnen die unglücklichen Strophen vorlesen, die mich jetzt so beunruhigen.

Der König las sie mir vor.

— Sie werden jetzt einsehen, daß mir gewichtige politische Erwägungen Anlaß zur Unruhe geben. Ich muß eiligst eine andre Ausgabe mit den nötigen Veränderungen veranstalten. Komme ich schnell damit zustande, so laufe ich dieser Veröffentlichung hier den Rang ab, und werde mich natürlich nicht geniren, sie für äußerst fehlerhaft zu erklären.

Diese Aenderungen sind der Staatsmänner wegen nötig. Wenn ich nicht auf diese Lumpenkerle Rücksicht zu nehmen hätte, so würde ich den Teufel thun und meine Gedichte ändern! —

Der König hatte eine sehr unruhige und aufgeregte Nacht. Als er aufstand, waren Kopf und Gesicht stark geschwollen. Schon beim Zubettegehen hatte er über starke Schmerzen infolge eines schlechten Zahnes geklagt.

Als ich mich zur bestimmten Stunde zu ihm begab, fand ich ihn mit so verbundenem Kopfe, daß nur Nase und Augen zu sehen waren. Die Augen waren so geschwollen, daß sie halb geschlossen erschienen. In diesem schmerzlich anzusehenden Zustande arbeitete er an den tags vorher erwähnten Verbesserungen.

— Ah, da sind Sie ja, mein Lieber. In welchem Zustande finden Sie mich! Ich habe eine schreckliche Nacht gehabt, und nun muß sich mein armer Kopf, der voll von Geschäften und Schwierigkeiten steckt, noch mit den verdammten Gedichten beschäftigen, die ich ändern muß.

Sehen Sie nur, wieviel ich schon gearbeitet habe, mein Freund. —

Der König hatte mehr als fünfzig Verse gemacht. Ich kann diese Zahl angeben, weil er die Verse am Rande numerirt hatte.

Diese schwierige und unangenehme Arbeit beschäftigte ihn bis zum 19 Februar. Außerdem hatte er in größter Eile eine kurze Vorrede geschrieben, in welcher er sich über die boshafte Veröffentlichung der gefälschten Ausgabe beklagte.

— Wenn man das, sagte er, am grünen Holze thut, was soll aus dem dürren werden? —

Den Anfang dieser verbesserten Ausgabe seiner Gedichte machte eine Ode gegen die Verleumdung und einige Strophen aus seiner Paraphrase des Predigers Salomo.

— Eine fromme Kapuzinade und einzig deshalb verfaßt, um das Geschrei der unsinnigen Zeloten zum Schweigen zu bringen, welche die ganze Welt in Bewegung setzen und auch gegen mich aufhetzen. —

114

Der König trug mir auf, das Ganze dem Marquis d'Argens mit der Bitte zu überschicken, einen Buchdrucker ausfindig zu machen und ihm die größte Schnelligkeit anzuempfehlen. Das Packet ging am neunzehnten ab.

Der gute Marquis wandte sich an den holländischen Verleger Néaulme, der sich damals gerade in Berlin aufhielt.

Zuerst ging er auf das Anerbieten des Marquis ein, dann ließ er sich albernerweise durch seine Frau davon abbringen, welche von der Veröffentlichung allerhand Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten für ihren Mann erwartete, und schrieb dem Marquis, er könne sich auf den Verlag der Gedichte nicht einlassen.

Der Marquis schrieb mir, Néaulme lehne den Verlag ab, deshalb habe er an den Berliner Verlagsbuchhändler Voß gedacht, der sich ein Vergnügen daraus machen würde, den Druck auf das Sorgsamste zu überwachen. Ferner bat er mich, dazu die Erlaubnis Seiner Majestät zu erwirken.

Ich berichtete dem Könige die Sachlage. Er wurde sehr ärgerlich und sagte in der übelsten Laune:

— Was sind das für alberne Schwierigkeiten und wieviel Zeit geht damit verloren, bis entschieden wird, ob der oder jener meine Gedichte druckt!

Was zum Teufel kehre ich mich daran, ob Néaulme oder Voß sie verlegt, wenn die Sache nur schnell geht.

Müßte denn der Marquis nicht einsehen, daß es nur darauf ankommt, Zeit zu gewinnen, und nun verliert er

sie gerade in überflüssigen Unterhandlungen mit dieser H...!

Ich bitte Sie, schreiben Sie ihm noch heute Abend, daß der Druck um des Himmels willen beginnen und beeilt werden soll. Ich werde ihm auch ein paar Worte zu Ihrem Briefe schreiben.

Guten Abend, mein Freund. Schreiben Sie schnell. Diese verdammten Leute ärgern mich schwer.

Schreiben Sie auch dem Marquis, er solle mir meinen Karl XII schicken, der schon lange gedruckt sein muß. Was diese Berliner langsam sind! Leben Sie wohl, mein Lieber. —

115

Während der Zeit, wo der König die erwähnten Gedichte veränderte, warf er bei seinen Mahlzeiten auf ein Stück Papier neue Einfälle über Dinge hin, die er später zu behandeln gedachte.

Den Anfang dieser neuen Arbeiten machte eine Ode auf den Erbprinzen von Braunschweig, welche Ende Januar beendet wurde.

— Das ist mein Lieblingsgedicht, weil es meinen lieben Neffen zum Gegenstande hat. Ich will es einige Zeit ruhig auf meinem Schreibtische liegen lassen, um es dann später wieder vorzunehmen und zu verbessern.

Lese ich es dann wieder, so bemerke ich auch das kleinste Versehen. Das ist die beste Methode, denn wenn man ein Gedicht während der Zeit durchsieht, wo man den Kopf noch voll davon hat, so bemerkt man keinen Fehler. —

Wenn auch der König behauptete, es sei richtig, ein Werk etwas liegen zu lassen, um es später unbefangen wieder anzusehen, so nahm er seine Ode doch schon am nächsten Tage wieder vor, verbesserte sie, und befahl mir, sie dem Marquis zu übersenden.

Ich that dies an demselben Tage und bat den Marquis, den König in seiner Antwort auf einige Versehen und mehrere Härten in dem Gedichte aufmerksam zu machen.

Nach dieser Ode verfaßte der König den „Bericht Phihihus, Gesandten des Kaisers von China in Europa. Aus dem Chinesischen. Cöln bei Pierre Marteau 1760, klein 12°."

(Die Oesterreicher ließen später in mehrere Zeitungen Auszüge aus dieser Schrift einrücken und behaupteten dieselbe sei gefährlicher als Spinoza. Dies teilte mir der König mit, indem er hinzusetzte, er sei dabei zwar nicht ausdrücklich als Verfasser genannt, aber so deutlich bezeichnet worden, daß kein Zweifel über die Autorschaft bei dem Leser entstehen könnte.)

Damals schickte der König dem Marquis diese kleine Schrift, um sie, und zwar nur in sechs Exemplaren, drucken zu lassen. Er fügte eine Epistel bei, die folgendermaßen anfing:

In dein Gehege,
Marquis, komm' ich
und bald Chinese,
bald Schweizer bin ich.

— Glauben Sie, mein Lieber, daß man meine Feder in der Schrift erkennen wird?

— Gewiß, Sire: ex ungue leonem.

— Die Frommen werden sicherlich brüllen wie der Teufel. Nun, es gehört nicht viel dazu, daß sie anfangen zu keifen. Freilich schere ich mich nicht darum. Sie werden sehen, wenn ich nur seine lieben Freunde ordentlich durchprügele, giebt mir auch der heilige Vater trotz der kleinen Hiebe, die ich ihm versetze, seine Absolution. —

116

Auf einen Brief, worin der Marquis dem Könige sehr viel Weihrauch streute, antwortete dieser mit einer poetischen Epistel, die mit der Behauptung beginnt, niemals habe ein glattzüngiger Höfling in feinerer Weise geschmeichelt.

Er las mir das Gedicht zweimal vor.

— Sie sehen, mein Lieber, daß ich mir von Freund und Feind nichts zuvor thun lasse. Als guter Christ sollte ich freilich denjenigen die linke Wange hinhalten, welche mich auf die rechte schlagen, aber so sehr ich auch dafür bin, Beleidigungen zu vergeben, so fühle ich mich denn doch nicht stark genug, das Uebel, welches man mir anthut, oder auch nur das, von welchem ich vermute, daß man es mir anthun will, ruhig hinzunehmen. —

Darauf dichtete der König die Epistel, in welcher er Voltaire, der ihm Schändlichkeiten gegen Maupertuis geschrieben hatte, zuruft:

laß den kalten Staub in Frieden
und die Manen Maupertuis'.

— Der Mensch ist noch hundertmal boshafter als die Köter, die sich wegen eines Knochens auf der Straße herumbeißen. Ein Hund vergißt doch seinen Haß, wenn er sich gerächt hat, aber Voltaire vergißt und verzeiht niemals. Ein seltsames, niederträchtiges Geschöpf! Es ist gefährlich ihn zu reizen, und manchmal beißt er auch ohne gereizt zu sein. —

Herr von Holland, ein Schweizer Offizier, war auf dringendes Bitten des preußischen Gesandten im Haag, Herrn von Hellen, aus dem niederländischen Dienste als Artillerieoffizier in den preußischen übergetreten. Er gewann die Achtung des Königs durch seine Tüchtigkeit und seine bedeutenden mathematischen Kenntnisse, sodaß dieser ihm versprach, derartig für ihn sorgen zu wollen, daß er den Uebertritt in seinen Dienst nicht zu bereuen haben würde.

Diese glänzenden Versprechungen wurden indes nicht nach Wunsch, oder wenigstens nicht schnell genug erfüllt. Der Schweizer sah sich veranlaßt, mehr auf eine Verlobte zu rechnen, die er in Holland zurückgelassen hatte, und bat mich, ihm bei dem Könige den Konsens zur Verehelichung mit seiner Schönen zu erwirken.

Obgleich der Augenblick nicht gerade günstig war, sprach

ich doch mit dem Könige darüber. Der König schlug das Gesuch ab.

Ich benutzte einen Augenblick guter Laune bei dem Könige und erneuerte das Gesuch. Dieses mal gewährte er die Bitte des Majors, jedoch unter der Bedingung, daß die Hochzeit erst nach Beendigung des Krieges stattfinden sollte.

Ich teilte dem Offizier diese konditionelle Genehmigung mit, und er erklärte sich einverstanden damit. Aber seine Verlobte, eine reiche Erbin, war der Ansicht, daß der Friedensschluß vielleicht noch in weitem, und für ihre Wünsche in allzuweitem Felde sei, und erhörte einen andern Anbeter, der ihr die Cour machte und bequem zur Hand war. Sie dankte also den armen Major ab, der sich in Geduld fassen mußte.

Ich erzählte dem Könige sein Unglück.

— Wie hat er die Sache aufgenommen?

— Sehr gut, Sire, und mit umso größerer Ergebung in sein Schicksal, als er seine ganze Hoffnung auf Ew. Majestät setzt.

— Ich werde ihn für seinen Verlust entschädigen. —

Ich teilte dem Major diese gute Nachricht mit.

Hierüber entwarf der König ein Gedicht, welches mit den Worten anfing:

In dieser schönen Zeit, wo die Natur ersteht,
des Frostes schwere Luft dem lauen Frühling weicht ...

— Sehen Sie, das ist ein Gedicht für Ihren Major. Im nächsten Quartier will ich es noch feilen und zwar so lange, bis es seiner würdig ist. Jetzt habe ich noch zwei bis drei andre Gedichte, die ich beendigen will, ehe wir von hier fortgehen. —

Das Gedicht wurde wirklich in Schlettau im Mai beendigt und mir zur Besorgung übergeben.

Nachdem sich der König noch etwas auf Kosten des Majors lustig gemacht hatte, dichtete er eine Ode an die Germanen:

Unsel'ges deutsches Volk! Der Bürgerkrieg, die Wut,
der stete Bruderzwist weissagt dir Untergang.

An diesem Gedichte nahm der König die wenigsten Raturen und Verbesserungen vor.

— Dieses Gedicht, sagte er, habe ich fast mit einem einzigen „Aderlasse" fertig bekommen. Ich war ganz voll von meinem Gegenstande. Ich glaube, es ist ganz gut und ziemlich Racinisch geworden. Jedenfalls steckt es voll von neuen Gedanken. —

117

Herr von Alembert schrieb dem Könige, die Encyklopädie sei in Frankreich verboten worden, und seine (d'Alemberts) Werke sollten verbrannt werden. Dieses Schreiben gelangte durch Vermittlung des Marquis d'Argens an den König. Der Marquis bestätigte den ersten Teil der Mitteilung, statt aber zu schreiben, daß die Werke d'Alemberts verbrannt werden sollten, schrieb er, sie seien bereits verbrannt worden.

Um d'Alembert für diesen Verbrennungsprozeß zu trösten, richtete der König eine Epistel an ihn und fügte ein eigenhändiges Schreiben bei, in welchem er sagte, daß die Verbrennung, weit entfernt, seinen Werken zu schaden, diese wie ihn selbst vielmehr noch berühmter machen würde, obgleich der ganze Verbrennungsprozeß zur Erreichung des höchsten Ruhmes garnicht nötig gewesen wäre. Die Epistel fing mit den Worten an:

Mit langen Ohren saß, in Stola und Soutane,
der Richter Schaar, die dich und was unsterblich du
geschaffen, streng verdammt: so haben wir gehört.

Nach der Rückkehr des Königs nach Elsterwerda und vor dem Unglück bei Maxen hatte Voltaire dem Könige oft geschrieben, um ihn zum Frieden zu ermahnen. Der König antwortete ihm, nichts könne ihm erwünschter sein. Der Patriarch erwiederte, daß die Sache möglich sei, und daß er einen Weg zur Erreichung dieses Zieles gefunden zu haben glaube. Er werde sich darum bemühen, indem

er einen Weg zu benutzen dächte, welchen er dem Könige eines Tages mitteilen wolle.

Der König faßte infolge dieser Briefe einige Hoffnung, wenn er sich auch dabei über den Patriarchen und seine Briefe lustig machte.

— Er hat die fixe Idee, Verhandlungen leiten und reich werden zu wollen. Er möchte gerne die Rolle Priors spielen, der von London nach Frankreich geschickt wurde. Er bläht sich auf wie ein Pfau und bildet sich ein, zum Repräsentiren gemacht zu sein, dabei weiß der alte Narr nicht und merkt nicht, daß niemals ein Mensch weniger zum Verhandeln geeignet war als er. —

Trotzdem antwortete er Voltaire in Versen und richtete eine politische Epistel an ihn, die mit den Worten anfängt:

Du glaubst, du müßtest erst zum Frieden mich ermahnen:
der Friede war ja stets das Ziel der Wünsche mir.

Er machte auch noch ein andres Gedicht für Voltaire, in welchem er ihm erst sagte, er habe sich in seiner dichterischen Laufbahn mit Lorberen bedeckt, und das mit den Worten schloß:

schön wie dies alles ist, was jemals du geschrieben,
so wär' Europa doch, und mit Europa ich,
beglückter durch ein Werk, das deine kluge Hand
mir jetzt verspricht: gieb uns den Frieden, den ersehnten,
das wird, o glaub' es mir, dein Meisterwerk stets sein.

Der Patriarch blieb nicht zurück, sondern antwortete dem Könige umgehend, indem er sein Gedicht aufs höchste lobte, worauf der König in seiner Freude über die erhaltenen Lobsprüche wiederum keinen Augenblick säumte, an den staatsmännischen Dichter noch eine Epistel zu richten:

Cäsars und deine Kunst,
als jung ich war an Jahren,
liebt ich sie beide nur zu sehr.

Das Gedicht schloß mit den Worten:

und mein Verdienst soll einzig bleiben,
der Witwen und der Waisen Schutz zu sein.

Voltaire las allen Besuchern die Briefe und Gedichte des Königs vor, die gerade eingingen, wobei er häufig beim Lesen etwas änderte oder gleich in andrer Weise las, als es geschrieben stand. Als er diese Epistel vorlas, sagte er bei dem Schlusse:

„Pah, pah, er macht so viele Witwen und Waisen als er nur kann: eine hübsche Art, sie zu beschützen!“

Ein Brief folgte schnell dem andern und die schönen Verhandlungen hatten ihren Fortgang. Voltaire schrieb, er habe sich dafür entschieden, durch Vermittlung einer schönen, wenn auch etwas gezierten Dame, welche die gute Freundin eines gewissen herzoglichen Ministers sei, den Brief, den der König ihm soeben geschrieben habe, diesem Minister zu schicken, und daß er es sich nicht versagen könne, seinem eignen Briefe die Antwort des Herzogs beizulegen.

Seine Majestät lächelte weder über den Brief des Dichters noch über den des Ministers, sondern verhöhnte beide in einer etwas sauer-süßen Art.

— Die Leute sind Narren, und Narren werden sie bleiben bis ans Ende der Dinge. Ich habe dem Geschwätz des Dichters Prior-Voltaire nie den geringsten Wert beigelegt und ebensowenig etwas gutes von dem Lothringer*) Choiseul erwartet.

In Versailles durchkreuzen sich die Intriguen zweier Parteien. Die eine Partei will den Frieden, aber ein gewisser Minister, der Freund des Zieraffen, will den Krieg. Er hat sich so lange angestrengt,**) bis er Mittel gefunden hat, der andern Partei den Vorrang abzulaufen. Erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen sage: Sie werden

*) Sein Vater, der Graf von Stainville, stand im Dienste des Herzogs von Lothringen.

**) Im Texte der Memoiren (S. 301, 27) heißt es: le certain ministre ami de la minaudière veut la guerre, il a tant qu'il a trouvé le moyen de prévaloir sur les autres. Hier ist, wohl nur infolge eines Druckfehlers, zwischen a und tant ausgefallen fait.

ſehen, daß jede Hoffnung auf Frieden weiter entfernt iſt als jemals. —

Trotzdem hatte mir der König erſt vor wenigen Tagen geſagt:

— Sie werden ſehen, daß die Franzoſen ſich gezwungen ſehen, Frieden zu ſchließen. Ihre Finanzen ſind erſchöpft und ihr Handel vernichtet. Auf dieſe Weiſe wird der Friede für ſie eine Notwendigkeit. Ich ſehe ihn in nächſter Zukunft vor mir. Dann haben wir ſchon viel gewonnen. —

Der Brief Voltaires an den König, ſowie die Antwort, welche der Herzog dem Dichter erteilt hatte, ließen den König den Plan zu einer neuen Epiſtel an den Patriarchen faſſen:

Bezaubernd Volk von liebenswürd'gen Narren,
ihr ſprecht von Frieden und der Donner grollt!

Das letzte, was der König von proſaiſchen und poetiſchen Schriften in Freiberg verfaßte, war die Epiſtel:

der trübe Winter eilt mit ſchnellem Schritt davon,
er flieht, dicht eingehüllt in düſtern Nebelfroſt.

— Auf dieſe Weiſe, mein Lieber, nehme ich Abſchied von dem harten Winter, den wir hier haben aushalten müſſen, und von dieſem Orte, wo ich Gott weiß wie viel Kummer gehabt habe. —

118

Man ſollte glauben, wenn man von all den eben erwähnten Verbeſſerungen älterer und der Abfaſſung neuer Schriften während des Aufenthaltes in dieſem Winterquartier lieſt, daß dem Könige auch nicht ein Augenblick übrig geblieben wäre, um etwas zu leſen. Trotzdem fand er dazu Zeit, indem er ſich, wie ſchon vorher bemerkt, eine beſtimmte Zeit für die tägliche Lektüre feſtſetzte, welche er vornahm, während er allein war.

Er fing mit Pierre de Provence und Blaubart an.

Am Abend, nachdem er dieſe beiden Märchen geleſen hatte, ſagte er zu mir:

— Sie werden ſchwerlich jemals erraten, was ich heute geleſen habe.

— Allerdings nicht, Majeſtät.

— Pierre de Provence und Blaubart. Bin ich nicht ein alter Narr, mich mit ſolchen Kindereien zu beſchäftigen? Aber ich mache es wie Malebranche, der ſich darnach ſehnte, noch an Steckenpferden Gefallen zu finden. Ich ſage mit La Fontaine:

würd' ein Märchen mir erzählet,
ſollt' es innig freuen mich.

Ach, mein Freund, ich habe all meine Kraft nötig, um mein jetziges Unglück zu ertragen und die Ahnungen einer vielleicht noch ſchrecklicheren Zukunft fern von mir zu halten.

Uebrigens bin ich bei der Lektüre von Blaubart auf allerhand außerordentlich ernſte Gedanken gekommen, welche ich mir auch aufgezeichnet habe. Erlebe ich den heiß erſehnten Frieden, ſo führe ich dieſe Gedanken weiter aus: das ſoll das merkwürdigſte, ſtaunenswerteſte, orthodoxeſte, erbaulichſte und gleichzeitig lächerlichſte Buch des achtzehnten Jahrhunderts werden. —

Der König hat Wort gehalten und ſeinen apoſtoliſch-theologiſchen Kommentar zu den heiligen Prophezeiungen des geweihten Verfaſſers von Blaubart wiederholt vorgenommen und verbeſſert und dieſe Schrift, welche ihm, um die Wahrheit zu ſagen, nicht zur Ehre gereicht, nach dem Kriege von 1778 zur lebhaften Betrübnis des ehrenhaften Teiles ſeiner Umgebung drucken laſſen.

Nach Beendigung dieſer ſchönen Lektüre las der König in der folgenden Reihenfolge die unten angeführten Bücher: zuerſt den Spectator, den modernen Mentor und den Miſanthropen.

— Ich wollte mir ein Vergnügen daraus machen, dieſe Bücher noch einmal zu leſen, die mir in Rheinsberg den

größten Genuß gewährt hatten. Und dabei mißfallen sie mir jetzt! So verändert das Alter oder vielleicht auch die Lebenslage eines Menschen seine Ansichten und seinen Geschmack. —

Uebrigens hat der König den Spectator im Jahre 1762 noch einmal in Breslau gelesen und Gefallen daran gefunden.

Er schenkte mir folgende drei Bücher: die Virgilübersetzung des Abbé de Fontaines, Sanadons Horaz in der von dem Könige veranstalteten und in der königlichen Buchdruckerei in einem Bande gedruckten Ausgabe, und Pellegrins Uebersetzung der Horazischen Oden.*)

Ferner las er Ovids Werke in zwei Bänden (ebenfalls in der königlichen Buchdruckerei gedruckt), Racines Tragödien, Voltaires Tragödien und vier Bände seiner vermischten Schriften, Gresſets Vert-vert, die Chartreuse, die Epistel an den Vater Bougeant, sowie die an seine Schwester bei seiner Genesung, und mehrere historische Werke.

Das letzte, was er las, gehörte ebenso wie das erste der leichteren Literatur an, Hamiltons Erzählungen und seine Memoiren des Grafen von Hamilton, welche später als diese hübschen Erzählungen erschienen sind.

119

Dies waren die schriftstellerischen Beschäftigungen und die Lektüre des Königs in Freiberg.

All diese Arbeiten ließen ihn niemals die Hauptsache, nämlich das Wohl seiner Armee, aus dem Auge verlieren. Stets war er darauf bedacht, die erlittenen Verluste zu ersetzen, alle Vorbereitungen für einen neuen Feldzug zu treffen und jedes Mittel zu ergreifen, um durch Verhandlungen das Ende des unheilvollen Krieges herbeizuführen.

---

*) Hier steht im Originale (S. 303, 1): l'horme, was kein französisches Wort ist. Vielleicht ist (und diese Annahme liegt der Uebersetzung zu grunde) les odes gemeint, und Catt hat d'Horace ausgelassen, weil vorher von Horaz die Rede war.

Wieviel Briefe schrieb er während dieses Winterquartieres an den Prinzen Ferdinand, an seine Gesandten bei auswärtigen Höfen, an die kommandirenden Generale, seine Minister, die Gouverneure und Kommandanten der Festungen, die Regimentschefs und die Beamten, welche mit der Verproviantirung der Armee und der ganzen Kriegsausrüstung betraut waren!

Diese ungeheure Korrespondenz hätte ganz allein schon genügt, um jeden Augenblick in dem Leben eines gewöhnlichen, mit nichts anderm beschäftigten Menschen auszufüllen.

Fast während des ganzen Aufenthaltes in Freiberg war der König düster und tief traurig gestimmt. Meist war er sehr übler Laune, nur manchmal, wenn er einen Hoffnungsschimmer zu erblicken glaubte, überließ er sich seinem natürlichen Frohsinn, dichtete scherzhafte Gedichte und erzählte Geschichten. Dann sagte er wohl:

— Mit diesen Liedern singe ich mein armes elendes Kind in den Schlaf. Ich wiege es, um es am Schreien zu hindern, seine Schmerzen zu mildern und es womöglich zum Einschlafen zu bringen.

Aber derartige frohe Augenblicke, die auch mich glücklich machten, waren stets nur von sehr kurzer Dauer.

— Ich bin wie der Schwan, dessen Stimme nur dann schön ist, wenn er sich seinem Ende nähert. Mein Lieber, ich sehe schon den Augenblick meines Sturzes nahe kommen. Sie können sich darauf verlassen, daß ich dem Unglück, welches sich über meinem Haupte zusammenzieht, den allerstoischsten Mut entgegenstellen werde. Wie schrecklich wäre es, wenn ich mein Volk und mich selbst überleben müßte! —

Unablässig stand sein Vater, der Prinz von Preußen und die Markgräfin von Baireuth vor seiner Seele. Diese einander ablösenden Bilder erhöhten seine düsteren Ahnungen. Oft wiederholte er mir in der weichsten Stimmung, was er mir schon so häufig über die Verstorbene gesagt hatte, und jedesmal, wenn er darauf zu sprechen kam, sagte er:

— Armer Freund, ich mache Sie zu einem ebenso traurigen Hypochonder, wie ich selbst bin. —

Als ihm eines Tages der Marquis d'Argens den Tod eines seiner Köche mitteilte, dem die Aerzte das abgeschnitten hatten, womit...*), sagte er:

— Lesen Sie, was mir der Marquis schreibt und was ich ihm eben geantwortet habe. Finden Sie nicht, daß ich ein Erznarr bin, wenn ich mich damit beschäftige, einen Ersatz für diesen Koch zu finden, der ein abgefeimter Schuft war, und das noch dazu in einem so kritischen Augenblicke, wo ich nicht einmal weiß, ob ich überhaupt das Ende dieses unseligen Krieges zu erleben, ja, ob ich auch nur Geld haben werde, um die Leute zu bezahlen, die in meinen Diensten stehen. —

In diesem Tone waren fast alle Aeußerungen des Königs gehalten, noch sehr viel trüber war er jedoch während der beiden letzten Tage gestimmt, die er in Freiberg zubrachte.

Freiberg, 23 April 1760

Am Morgen ließ der König seine Bücher und Papiere einpacken, sodaß alle Welt glaubte, die Abreise würde im Laufe des Tages erfolgen. Es kam jedoch anders.

Ich erhielt um ein Uhr Befehl, mich zu ihm zu begeben. Er hatte soeben sein Diner beendigt. Dasselbe hatte nur einige Minuten gedauert.

— Ich bin nicht wohl, sagte er, durchaus nicht wohl, und weiß doch nicht, was mir fehlt. Ich kann weder lesen noch schreiben und habe überdies all meine Dummheiten einpacken lassen.

Freilich, wie kann ich mich wohl befinden, wenn mir stets der Gedanke vor Augen steht, daß ich früher oder später doch unterliegen muß?

*) Im Texte der Memoiren (S. 304, 6) steht: que l'on avait coupé rasibus statt qu'on lui avait coupé rasibus ... den Rest der sehr ungenirten Erzählung des Marquis in seinem Briefe vom 16 März 1760, welchen der Herausgeber anführt, hat de Catt aus Prüderie weggelassen.

Sie haben hier gesehen, mein Lieber, daß ich in Freiberg im buchstäblichsten Sinne das Leben eines Benediktiners geführt und daß ich mich so in meine Bücher und Schreibereien vergraben habe, daß sie meist die einzige Gesellschaft bei meinen trübsinnigen Mahlzeiten waren.

Die Lektüre und meine literarischen Beschäftigungen haben sich auch außerordentlich heilsam bewiesen, aber, aber, auf die Dauer hilft das alles nichts mehr. Der Feldzug muß gleich beginnen, große Ereignisse stehen bevor, und muß ich nicht nach soviel erlittenem Unglück fürchten, daß mich noch schwerere Schicksalsschläge bedrohen als die, welche mich schon früher getroffen haben?

Alles, was ich thun kann, ist, jedes nur denkbare Mittel zu versuchen, um dem Schicksal, wenn es möglich ist, die Stirn zu bieten und meine ganze Kraft zusammenzunehmen, um das Unglück, wenn es über mich hereinbricht, zu ertragen.

Schonen werde ich mich sicherlich nicht. Um mein Volk zu retten, würde ich mit Freuden mein Leben dahingeben, das ja ohnedies hart, qualvoll und elend genug ist. Wie klein wäre im Grunde das Opfer, welches ich darzubringen hätte! —

Diesen trüben Anschauungen gegenüber wies ich auf die Größe seines Geistes hin, welcher ihm schon Mittel eingeben würde, all seinen Feinden gegenüber stand zu halten. Ich sprach von seiner Seelenstärke und stellte seine Besorgnis, früher oder später erliegen zu müssen, als unbegründet hin:

— Ich hoffe, Sire, daß die Katastrophe, welche Sie fürchten, niemals eintreten wird, und daß alles besser gehen wird, als es Ihnen Ihre Einbildungskraft oder Ihr Verstand darstellt.

— Das ist ein guter Gedanke. Wie wollen Sie das beweisen? Bitte, sagen Sie es mir.

— Ich glaube Ew. Majestät schon einmal mitgeteilt zu haben, wie ich die Bemerkung gemacht habe, daß gewöhnlich alles gut ging, wenn Majestät das Gegenteil

fürchtete, daß dagegen der Erfolg selten Ihren Erwartungen und Hoffnungen entsprach.

Mit Willen vermied ich den Ausdruck „Ihrem zu großen Selbstvertrauen", welches den König manchmal dahin brachte, seine Feinde als zu unbedeutend anzusehen.

— Aber Sie müssen sich auf Thatsachen berufen.

Ich führte Olmütz an.

— Majestät haben mir eines Tages in Schmirsitz gesagt: Nun beginnt die Belagerung. Schlagen Sie Ihr Bett auf und schlafen Sie ruhig. Sie werden sehen, daß ich die Festung nehme, ohne das Schwert zu ziehen.

— Richtig. Weiter.

— Am Abend vor der Schlacht bei Zorndorf sagten Majestät in Ihrem Quartier in der Dammmühle: Morgen greife ich die Bärenhäuter an. Ich werde sie ordentlich zusammenhauen, ohne selber viel Verlust zu haben.

— Das mag auch noch hingehen. Haben Sie noch andre Beispiele?

— Bei Hochkirch glaubten Majestät, daß die Oesterreicher sich von selber nach Böhmen zurückziehen würden, und daß Sie sie dazu zwingen würden, falls sie sich darauf steifen sollten, in der Lausitz bleiben zu wollen.

— Sie rufen da eine traurige Erinnerung wach, ohne mir jedoch etwas über meine damaligen Befürchtungen zu sagen.

— Nach der Schlacht bei Hochkirch fürchteten Majestät lebhaft für Neisse und Sachsen, und Neisse und Sachsen blieben Ihnen. Ebenso fürchteten Sie nach der Schlacht bei Kunersdorf, daß das Schiff untergehen werde, und dabei schwimmt das Schiff noch und wird noch lange schwimmen.

Der König lächelte über meinen ganzen Ideengang und setzte mir nun selbst alle einzelnen Ereignisse des letzten Feldzuges auseinander, welche meine Behauptung unterstützen konnten. Er sprach sogar zu meiner großen Verwunderung von dem Unglücke von Maxen und kam zu folgendem Schlusse:

— Man muß alſo, um ein wenig Glück zu haben, bedenklich ſein, ſich fürchten und ſich auf keinen etwa künftig eintretenden Fall verlaſſen. Wenn alles das die unerläßliche Vorbedingung des Erfolges iſt, dann habe ich mir allerdings große Erfolge zu verſprechen! —

Die Unterredung war um vier Uhr zu Ende.

— Ich habe noch einige Befehle für den bevorſtehenden Marſch zu erteilen. Wenn es Ihnen nicht zu läſtig iſt, ſich mit einem Unglücklichen zu unterhalten, ſo machen Sie mir das Vergnügen, um ſechs Uhr wiederzukommen. —

120

Ich ſtellte mich wieder ein und fand den König nicht mehr ſo unwohl wie vorher. Trotzdem war die Unterhaltung nicht weniger ernſt und trübe.

Zuerſt ſprach der König einige Zeit von dem Erbprinzen, dem Vergnügen, welches ihm ſeine Ankunft gemacht, und wie leid ihm ſeine Abreiſe im März gethan habe. Dann erwähnte er alle traurigen Gedanken, welche ihm bei dieſer Gelegenheit von neuem durch den Sinn gegangen waren, endlich lobte er die Talente ſowie die Herzensgüte ſeines Neffen und ſchloß naſſen Auges mit den Worten:

— Wer weiß, ob wir uns jemals wiederſehen werden!

Dieſer Ausruf rührte mich, da er aus einer auf das tiefſte betrübten Seele kam. Ich verſuchte den König von ſeinen traurigen Gedanken abzubringen, indem ich zwar auch von dem Erbprinzen ſprach, aber dabei auf die Ode kam, welche er an ihn gerichtet hatte, die Sorgfalt erwähnte, mit welcher das Gedicht gefeilt war, und endlich den Beifall prophezeite, welchen es bei ſeinem Bekanntwerden ernten müſſe.

— Das Gedicht iſt nicht übel, wenn man nämlich die unerhörte Lage erwägt, in welcher es entſtanden iſt. Aber was hilft mir das? Deshalb iſt mein Geſchick nicht weniger jammervoll und ungewiß. Deshalb bin ich nicht weniger wütend über mein Unglück und mein elendes Leben!

Ich brauche nur ein Ding zu wünschen, und es entschlüpft mir. In der Sage von Tantalus können Sie ein Bild meiner Qualen erblicken.

Ich habe den Frieden auf das innigste herbeigesehnt und alles Menschenmögliche gethan, um ihn zustande zu bringen, an allen Thüren habe ich angeklopft oder anklopfen lassen, und alle Thüren sind geschlossen geblieben. Manchmal habe ich wirklich schon geglaubt, ich hätte ihn in der Hand, und in dem Augenblicke, wo ich bei mir selber sagte: jetzt habe ich dich, da bist du — fliegt er treulosserweise wieder davon.

Aus dem Bilde, welches ich Ihnen entwerfen will, vermögen Sie abzunehmen, ob es ein unglücklicheres Wesen geben kann, als ich bin.

Ich hoffe, daß einer meiner erlauchten Vettern das Zeitliche segnen und dadurch Gelegenheit zu einer für mich günstigen Veränderung der Sachlage bieten wird, und zu meinem wie ganz Europas großem Erstaunen tritt nicht die kleinste Aenderung ein und ich sitze mit meiner getäuschten Hoffnung da.

Ich schicke den klugen und geschickten Cocceji nach Turin, um zu versuchen, ob sich der König von Sardinien dazu bringen läßt, in der Lombardei etwas zu unternehmen, was den König von Frankreich oder die Kaiserin-Königin beschäftigt hätte — und mein Versuch schlägt wieder fehl.

Sehen Sie, mein Lieber, ich habe in der großen Lotterie dieser, der besten sämtlicher Welten, das allerschlimmste Loos gezogen: nämlich eine Verkettung von Unglücksfällen, die für mich allein bestimmt sind. Und dieses Loos ist umso unseliger, als ich es notgedrungen behalten und mich mit ihm begnügen muß.

Kommt es indessen zu einer Katastrophe, mein Freund, so werde ich mich nicht von dem grausamen Schicksal, welches mich verfolgt, zum Narren haben lassen, darauf können Sie sich verlassen: das Stück soll enden, wie es enden muß.

Darauf zitirte er noch einmal die Verſe, die ich ſchon ſo oft von ihm gehört hatte:

Wenn alles man verliert, wenn jede Hoffnung flieht,
ſo iſt das Leben Schimpf und ſterben wird uns Pflicht.

— Meine Pflicht thue ich jedenfalls und in jeder Hinſicht.

Darauf legte er mir die Hand auf die Schulter und ſagte:

— Ich mißbrauche Ihre Güte, mein Freund, ich weiß es. Sie haben gehofft, bei mir eine angenehme Zeit zu verleben, und nun bringe ich Sie durch die Teilnahme, die Sie meiner Lage widmen, dahin, daß Sie nur entſetzlich traurige Tage verleben.

Ich antwortete, wie es mir mein dem Könige ergebenes Herz eingab. Er umarmte mich.

— Bleiben Sie ſtets derſelbe: dann werden Sie, was auch aus mir werden mag, die mir gewidmete Zeit nicht zu bereuen haben.

Wir müſſen uns auf alles vorbereiten und uns dem Strom der Zufälligkeiten überlaſſen, der uns dahinrollt und mit ſich fortreißt.

Guten Abend und gute Nacht. Morgen ſprechen wir uns zum letzten male in dieſem Zimmer, in dem ich ſo viele ſchlimme Augenblicke verlebt habe.

Ich glaube, es iſt ſpät?

— Zehn Uhr, Majeſtät.

— Wieviel habe ich Ihnen vorgeſchwatzt! Leben Sie wohl. —

121

Freiberg, 24 April 1760

Ich wurde um vier Uhr befohlen und fand den König mit Schreiben beſchäftigt.

— Sie ſehen, ich bin damit beſchäftigt, das Gedicht, welches ich dem guten Marquis im vergangenen Monate geſchickt hatte, etwas zu verkürzen. Es giebt meine Ge-

danken über die Art, wie man ein Trauerspiel zu Ende bringen soll, recht gut wieder.

Sie wissen, mein Lieber, daß ich seit dem Augenblicke in Doberschütz, wo ich Ihnen meine kleine Trostbüchse zeigte, meine Ansicht nicht geändert habe. Sie steht fest und wird fest stehen bleiben.

Soll ich meine völlige Vernichtung überleben? Nein, nein, niemals. Der ehrliche Marquis begreift das alles nicht und glaubt, daß ich im Innern beruhigt bin, weil ich dichte. Dabei dichte ich doch nur, weil ich meine Gedanken von dem Kummer, der mich niederdrückt, abziehen und mir durch diese Beschäftigung einige ruhige*) Augenblicke verschaffen will.

Sie können sich darauf verlassen, daß ich weniger um meine eigne Person und meine schreckliche Lage bekümmert bin, als vielmehr um das Unglück, welches ich mein Vaterland bedrohen sehe. Ich gestehe, daß dieser schreckliche Gedanke mir fortwährend vor der Seele steht und meine Standhaftigkeit aufs schwerste erschüttert.

D'Argens hofft ebenso wie Sie, daß ich mich aus meiner schlimmen Lage befreien werde, aber er ist nicht wie Sie imstande, meine Streitkräfte und Hilfsquellen mit denen der zahlreichen Feinde zu vergleichen, die ich überall auf meinem Wege finden werde und die ich bekämpfen muß.

Glauben Sie mir, Catt, die Aussichten sind schrecklich und ich kann sie mit all ihren Gefahren genau übersehen. Und wie sollte ich nicht mit Notwendigkeit die Schläge fürchten müssen, welche mir das Schicksal noch aufspart, nachdem ich schon so lange sein Spielball gewesen bin?

Aber genug mit diesen Jeremiaden. Sie helfen mir doch nichts, handeln muß ich, mich mit Standhaftigkeit auf jeden Schlag vorbereiten und so lange aufrecht halten, wie nur möglich.

*) Im Texte der Memoiren (S. 307, 21) pour me procurer quelques instans de sécurité: Sicherheit würde dem Könige sein Dichten schwerlich verschafft haben, es ist klar, daß sérénité gemeint ist.

Ich habe die bei Mayen und durch Dierickes Unglück verlorenen Regimenter soweit als möglich wieder durch neue ersetzt, aber, mein Lieber, was für Regimenter sind das! Sie sind nur zum Ansehen da. Ich habe sächsische Bauern und Ueberläufer als Soldaten einstellen müssen und zu Offizieren dieses Abhubs der Menschheit nehmen müssen, was ich nur eben finden konnte.

Trotz dieser Mängel werde ich energisch, wenn auch mit der Vorsicht handeln, welche der augenblickliche Zustand meiner Truppen und die Ueberzahl meiner Feinde erheischt. Es steht damit in diesem Feldzuge noch schlimmer als in den vorigen. Ich habe mir dadurch zu helfen gesucht, daß ich zur Verstärkung meiner Kavallerie zwei Dragonerregimenter von der Armee des Herzogs Ferdinand hierhergezogen habe.

Morgen Nachmittag beginnen wir unsern Kurs, und dann wollen wir unserm Schiffe glückliche Reise wünschen.

Ich habe noch einige Anordnungen zu treffen und will Sie also nicht länger aufhalten. Vielleicht lasse ich Sie morgen früh noch einen Augenblick herkommen. Sollte es nicht der Fall sein, so wünsche ich Ihnen guten Abend und glückliche Ankunft in Schlettau, wo das Hauptquartier sein wird. Vergessen Sie mich nicht in Ihren Gebeten, von denen ich hoffe, daß sie inbrünstig sein werden. Leben Sie wohl. —

122

Freiberg, 25 April

Ich wurde um neun Uhr morgens zum Könige befohlen. Er hatte seine Bücher wieder ausgepackt.

— Ich habe alles nötige besorgt und, da ich noch einige Augenblicke übrig habe, beschäftige ich mich, wie Sie sehen, mit dem Durchblättern meiner illegitimen Kinder.

— Illegitim, Majestät?

— Oder Bastarde, wie Sie wollen.

Der König las mir einige Stellen seiner in dem unberechtigten Abdrucke herausgekommenen Gedichte mit seinen

Aenderungen vor, und fragte mich bei jeder einzelnen Veränderung, ob sie mir einfach und sachentsprechend vorkomme, sowie, ob das Publikum glauben würde, daß die Ausgabe, die er nun jetzt drucken lasse, wirklich echt und authentisch sei.

— Gewiß, Majestät.

— Aber mache ich da nicht aus einer durchaus ehrbaren Frau eine abgefeimte Kokette?

— O, Majestät verstehen sich vortrefflich auf derartige Verwandlungen.

— Nun, diese Verwandlung hat mir Mühe genug gemacht, und der Grund, der mich dazu gezwungen hat, sie vorzunehmen, hat mir schon viel Aerger bereitet und fährt fort, mich zu beunruhigen.

Sehen Sie, nun sitze ich wider meinen Willen ohne Maske und ganz offen als Dichter vor den Augen der ganzen kunstverständigen Welt da. Ich bin wahrhaft wütend darüber. Was für verdammte alberne Gedichte wird man nicht unter meinem Namen in die Welt setzen!

Die Hunde, die meine Gedichte drucken ließen, haben mir von allen möglichen Streichen in jeder Beziehung den allerhöllischsten Streich gespielt. Aber darum handelt es sich für den Augenblick nicht, jetzt kommt es nur darauf an, wie ich mich aus meiner unseligen Lage befreien kann.

Wie die Dinge jetzt liegen, hoffe ich, daß ich, wenn ich am Ende des bevorstehenden Feldzuges, der schwierig genug für mich sein wird, überhaupt noch auf den Füßen bin, mein Schiff retten und endlich einmal frei atmen kann.

Was meinen Sie dazu? Haben Sie immer noch Hoffnung?

— Gewiß, Majestät.

— Sie sind wirklich ein merkwürdiger Mensch! Wie können Sie denn noch hoffen? Verlassen Sie sich denn etwa gar wie unser guter Marquis auf die Prophezeiungen, die überall verbreitet werden, und die uns, wie er schreibt, sämtlich günstig sind?

— Nein, Sire, ich glaube an keine moderne Prophezeiung und bin überzeugt, daß der Marquis ebensowenig daran glaubt wie ich.

— Und ob er daran glaubt!

Nun aber, warum sind Sie denn so hoffnungsvoll gestimmt?

— Wegen dessen, was Majestät mir gesagt haben, daß Sie nämlich den Feinden gegenüber außerordentlich vorsichtig sein, mehr als jemals darauf sehen, ihm keine günstige Gelegenheit zum Angriff zu bieten, und alle seine etwaigen Fehler zu benutzen suchen würden, da ihre Gegner nicht Leute seien, die man leichten Kaufes los werden könne — das waren die Aeußerungen Ew. Majestät, und diese Worte haben mich beruhigt. Die Hauptsache ist übrigens, daß Majestät auf Ihre Gesundheit bedacht sind und sich nicht wie bisher mit trüben Gedanken beschäftigen.

— Gewiß, gewiß, ich glaube, Sie haben mir eine kleine Predigt halten wollen! Wie sollte ich aber in meiner gegenwärtigen Lage vermeiden können, mich trüben Gedanken hinzugeben! Verschreiben Sie mir ein Mittel dagegen, wenn Sie dazu imstande sind.

Mein Hauptkummer ist die traurige Lage des Staates. Ich will gern alles hingeben, um ihn zu retten, aber die Ungewißheit, ob ich dazu imstande sein werde, das eben peinigt mich, darüber möchte ich manchmal rasend werden!

Ach, mein Lieber, wie oft habe ich im Laufe eines Tages mein Leben zum Teufel gewünscht! —

123

Schlettau, 25 April

Wir kamen um fünf Uhr nachmittags in Schlettau an. Um acht wurde ich zum Könige befohlen.

— Sehen Sie, hier sitze ich mit meinen Tröstern. Da ich ziemlich lange hier zu bleiben gedenke, so habe ich mir ein ganz ordentliches Quantum Arbeit vorgenommen. Das hier sind die Bücher, die ich verdauen will, und alles Papier, was Sie da sehen, will ich vollschmieren.

— Das ist ja eine gehörige Menge, Sire. Ein Benedektiner würde im Laufe eines ganzen Jahres nicht mehr verbrauchen.

— Das wäre sehr wohl möglich.

Der König hatte die Bücher, welche er zu lesen beabsichtigte, in folgender Reihenfolge aufgestellt: der erste Band der Lucrezübersetzung, der zweite Band der „Art, die schöne Literatur zu studiren", Aristoteles' Rhetorik und Poetik, Fléchiers Leichenreden, Massillons Sammlung von zehn Fastenpredigten, Racines Zaïre, Voltaires Alzire, Oreste, Mérope und Brutus, Tacitus, Bayles Kommentar und Turennes letzte beiden Feldzüge. Dies alles wollte er während des Aufenthaltes in diesem Quartier lesen.

— Ich will meinen Geist hier möglichst gut nähren, denn ich sehe voraus, daß ich, hat der Feldzug erst angefangen, nicht mehr viel Zeit für Literatur und Philosophie übrig haben werde.

Der Feldzug wird lebhaft, ja schrecklich sein. Und zu welchem Resultate wird er führen? Ignoramus. Ist das gutes Latein?

— Sehr gutes Latein, Sire.

— Ich glaube, etwas Ruhe wird für Sie wie für mich recht gut sein. Also, leben Sie wohl. Auf Wiedersehen morgen um fünf Uhr. —

124

Schlettau, 26 April

Zuerst schien mir der König leidlich ruhig und zufrieden zu sein.

— Ich bin am Morgen tüchtig herumgetrabt, um meinen Truppen ihre Stellungen anzuweisen. Die meisten sind einquartiert. Dadurch werden sich die Leute etwas erholen. Was haben sie nicht im vorigen Feldzuge und besonders seit dem November bis zu diesem Augenblicke aushalten müssen! Ihre Leiden haben mich aufs äußerste gerührt, und wenn die braven Leute meinetwegen soviel

ertragen müssen, bin ich ihnen nicht auch meinerseits das Opfer meiner Ruhe schuldig?

Während meines Rittes heute morgen begegnete mir ein ganz kleiner Offizier. „Sie sind noch recht jung", sagte ich zu ihm, „sind Sie denn auch schon hinter den Ohren trocken?" Mein kleines Kerlchen sah mich starr an und antwortete ohne irgend welche Verlegenheit: „Majestät, ich bin allerdings jung, aber mein Mut ist alt." Die Antwort gefiel mir, ich glaube, das wird noch ein tüchtiger Mensch.

Indem der König dies sagte, sah er, wie unter seinen Fenstern andre ebenso junge Offiziere wie jener nach Art der Jungen Pferd und Reiter spielten.

— Kommen Sie schnell her, mein Lieber. Sehen Sie nur diese kleinen Schlingel! Was für eine Kinderei!

Darauf zitirte er mehrere Verse aus Racines Athalia:

O ew'ge Weisheit schau', wer dir zum Rächer wird,
in Waffen stehn für dich ein Greis und Kinder hier!
Und doch, giebst du nur Kraft, wer kann sie strecken hin?

Der Anblick dieser jungen Offiziere und ihrer Belustigungen war ihm so peinlich, daß er auf seine traurigen Gedanken zurückkam.

— Mein Freund, ich fürchte mich weder vor den Anstrengungen noch vor der Gefahr, aber die Unerfahrenheit sovieler Offiziere, die ich habe einstellen müssen, wie sie nun eben waren, macht mich betrübt.

Wie soll ich in die Köpfe der Leute, die ich gebrauchen muß, meine Anordnungen und Ansichten hineinbringen? Der geringste Fehler, der in diesem Feldzuge begangen wird, muß mich unfehlbar ins Verderben stürzen.

Sehen Sie sich an, wen ich mir gegenüber habe: Soltykow und Loudon haben es an der Spitze ihrer großen Armeen auf Schlesien abgesehen, Daun mit den Prinzen von Würtemberg und Zweibrücken auf Sachsen und mein armes Vaterland. Nehmen Sie zu dieser Menge Feinde, von denen die Hälfte schon genügend wäre, um mich zu vernichten,

noch die Schweden, Tottleben*) und die Flotten, so müssen Sie sagen, daß man sich keine schrecklichere Lage denken kann als die, in der ich mich befinde, daß meine qualvolle Stimmung nicht verwunderlich ist und daß ich allen Grund habe auszurufen: Mein Gott, laß diesen Kelch an mir vorübergehen!

In diesem Tone sprach der König weiter, bis ich entlassen wurde.

— Gute Nacht. Es ist sieben Uhr. Ich will versuchen, ob mein armer Kopf mir noch einige Gedanken über die „Liebesgeschichte eines Schweizers" eingiebt, zu der ich in Freiberg den Entwurf gemacht habe. Manchmal fürchte ich, mein Freund, daß ich das bischen Verstand, was ich noch habe, ganz verliere. Das wird auch geschehen, verlassen Sie sich darauf, wenn diese ganze Qual noch einige Zeit dauert.

Leben Sie wohl. Auf Wiedersehen morgen um fünf Uhr. —

125

Schlettau, 27 April 1760

Ich stellte mich zur bestimmten Stunde ein. Der König beendete eben das Gedicht, von welchem er am Tage vorher gesprochen hatte.

— Nun ist die Schweizer Liebesgeschichte fertig. Sie sehen, ich bin fleißig gewesen. Ich will das Gedicht noch verbessern, und dann können Sie es Ihrem Schweizer geben. Das Gedicht ist nicht übel und kann dazu dienen, ihn für den Verlust seiner Schönsten zu trösten und zu entschädigen.

Wie denken Sie darüber?

— Ich glaube, er wird es hübsch finden, Freude daran haben und für die Mühe dankbar sein, die Majestät

*) Das les vor Tottleben ist wohl zu streichen.

sich gegeben haben, ihn für seine Unglücksliebe zu entschädigen, aber...

— Ich will kein aber. Sie werden sehen, daß er sich darüber freuen wird.

Die Entschädigung, welche der König früher versprochen hatte, beschränkte sich auf dieses scherzhafte Gedicht.

— Sie werden sich vielleicht darüber wundern, daß ich diese schöne Liebesgeschichte so schnell zu Ende gebracht habe, aber ich beschäftige mich damit seit elf Uhr und bin gleich nach Tisch wieder daran gegangen. Wenn ich zu arbeiten habe, so ist meine Mahlzeit sehr kurz und die Zahl der Gänge sehr klein.

Ich glaube, kein Mensch könnte so billig leben wie ich. Wäre ich in einer Lage, thun zu können, was ich wollte, so würde ich mir einen Kapaun kaufen. Von dem armen Tier würde ich drei Tage leben. Bei den vier Gängen, die ich jetzt habe, bin ich nicht so glücklich, als ich es dann sein würde, wenn ich einfacher lebte.

Glücklich! Ist das ein Wort, welches für mich paßt, der ich stets in den Qualen der Unruhe lebe? Das Wort paßt nur für Sie, mein Freund, der Sie niemals die Schläge des Schicksals kennen gelernt haben.

— Und doch habe ich darunter zu leiden, da Majestät so schrecklich mitgenommen werden. Aber alles wird noch ein gutes Ende nehmen.

— Sie sind also immer noch guten Mutes?

— Sehr guten Mutes.

— Sie müssen sich aber doch entsetzlich bei mir langweilen! Ich rede ja fortwährend nur von traurigen Dingen! Was für ein Jammerleben müssen Sie in meiner Gesellschaft führen!

— Ich denke nicht an mich, Sire. Ich denke nur an an Ew. Majestät und an das, was ich von dem bevorstehenden Feldzuge Gutes erhoffe.

— Faxit deus.

Darauf sprach der König von seiner Kindheit und Jugend und sagte, er habe in diesem Alter, welches für

glücklich gilt, eigentlich niemals das Glück gekannt. Dabei gab er zu, daß er sich in mancher Beziehung selber eine Menge Unannehmlichkeiten zugezogen habe.

— Meine außerordentlich große Leidenschaftlichkeit hat mich, das muß ich zugestehen, häufig die richtigen Grenzen überschreiten lassen. Daher das Ungemach. Wäre ich übrigens milder behandelt worden, so hätte ich vielleicht diese Leidenschaftlichkeit zu bezähmen gelernt, die ich mir im Stillen zum Vorwurfe machte und gegen die ich mit allen Kräften anging. Aber es ist außerordentlich schwer, die ersten natürlichen Neigungen zu lenken und zu mäßigen, wenn man sie in der Kindheit aus Nachlässigkeit oder Ungeschicklichkeit etwas zuviel Stärke hat annehmen lassen.

Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir folgende Geschichte.

— Ein Staatsminister, dessen Leidenschaftlichkeit in seinen jungen Jahren nicht gehörig in Zügel gehalten worden war, fuhr im Wagen über die lange Brücke in Berlin. Als er sah, daß mein Vater, der ebenfalls (mit einem General) in seinem Wagen saß, ihm entgegenkam, rief er seinem Kutscher zu: „Halt, halt.“ Der Kutscher hält nicht gleich an, da springt die Exzellenz aus dem Wagen, flucht wie ein Besessener und haut auf seinen Kutscher in Gegenwart meines Vaters, der nun seinerseits halten läßt, los. Der General, der mit im Wagen meines Vaters saß, sagt zu ihm: „Aber mein Gott, Exzellenz, was machen Sie denn? Sie vergessen sich, sehen Sie denn den König nicht?“ „Gewiß sehe ich ihn, aber mein Kutscher, dieser Hund, dieser Schuft, warum hält er denn nicht still? Der Kerl soll ordentlich durchgefuchtelt werden!“ Mein Vater war zwar auch sehr leidenschaftlich, tadelte aber das Benehmen des Ministers und hielt eine Rede gegen die Eltern, welche sich zu wenig bestreben, die Leidenschaftlichkeit der Jugend zu dämpfen, während die Kinder dadurch nur unglücklich werden. Sehen Sie, mein Lieber, das ist eine kleine moralische Lektion. Sie werden mir

gestatten, damit unsre Unterhaltung zu beendigen und Ihnen einen guten Abend zu wünschen. —

126

Ich verzichte darauf, alle Gespräche wiederzugeben, welche ich mit dem Könige in diesem Quartier hatte, sondern will nur einige wenige skizziren. Vollständig will ich nur das letzte vor dem Abmarsche mitteilen.

Nachdem der König seine „Liebesgeschichte eines Schweizers" beendet hatte, sah er die kleinen Gedichte durch, welche er in Grüssau während der Belagerung von Schweidnitz im Jahre 1758 verfaßt hatte, und verbesserte sie, nämlich „die Faßbinder" und die Epistel an den Obersten von Balbi, welcher die Belagerungsarbeiten leitete. Ferner nahm er seine Ode an den Herzog Ferdinand von Braunschweig wieder vor, die er, wie vorher bemerkt, schon in Freiberg durchgesehen hatte. Jetzt verbesserte er sie noch einmal.

Ich glaube, daß ihn dazu seine damalige Stimmung in betreff der Franzosen veranlaßte. Allerdings äußerte er sich oft ärgerlich über ihren Leichtsinn, ihre sehr geringe Friedensliebe und ihre unerhörte Hinneigung zu Oesterreich, von welchem Staate sie, wie er zu sagen pflegte, an der Leine geführt würden — trotzdem aber gab er manchmal doch der Hoffnung Raum, daß sie sich schon von selber zu dem so heiß ersehnten Frieden herbeilassen würden.

Jetzt nun erhielt er durch einen Kabinetscourier einen Brief, welcher ihn davon überzeugte, daß an Frieden nicht zu denken sei. Das machte den König mißmutig und am nächsten Tage nahm er das Gedicht wieder vor, mit dem er sich nun eine ganze Woche lang während der solchen Dingen gewidmeten Augenblicke allein beschäftigte.

Er fügte mehrere neue Strophen hinzu, in welche er alle Bitterkeit zu legen bestrebt war, die seiner Phantasie zu Gebote stand. Nach vierzehn Tagen jedoch zerriß und verbrannte er diese Strophen. Daß er seine eigne Arbeit auf diese Weise selbst zerstörte, würde mir an sich nicht

unangenehm gewesen sein, hätte er es nicht unter dem Zwange einer sehr erheblichen Unannehmlichkeit gethan.

Meine Leser werden sich an das erinnern, was ich früher über die Absendung dieser Ode an Voltaire gesagt habe. Damals hatte der König die Befürchtung ausgesprochen, Voltaire würde ihm einen seiner gewöhnlichen Streiche spielen.

Da bekam ich nun eines Morgens einen Brief ohne Unterschrift mit einem Einschluß an den König. Der an mich gerichtete Brief lautete:

„Mein Herr, ich übersende Ihnen einen Brief an Seine Majestät, welchen ich Sie ersuche, sogleich abzugeben, da er von Wichtigkeit ist. Seine Majestät werden auf andern Wegen erfahren, daß der betreffende Brief an ihn abgegangen ist."

Ich begab mich eilig in das Hauptquartier. Der König war bereits ausgeritten, um die Aufstellung der Kavallerie zu besichtigen. Ich wartete im Vorzimmer. Nach einer Stunde kam der König zurück. Als er meiner ansichtig wurde, sagte er:

— Was führt Sie so früh her, mein Lieber? Eine gute oder eine schlechte Nachricht?

— Ich wünsche, daß sie gut ist, Majestät. Aus diesem Briefe werden Majestät es ersehen.

Der König läßt mich in sein Zimmer treten, öffnet den Brief eilig, und liest ihn. Dann sagt er mir mit blutrotem Gesicht:

— Was für einen verfluchten Brief bringen Sie mir! ... zerreißt ihn, giebt mir die Stücke und fährt fort:

— Bringen Sie mir niemals ähnliche Niederträchtigkeiten.

Ich zeigte ihm meinen eignen Brief. Derselbe beruhigte ihn etwas.

— Man muß eingestehen, daß es grundgemeine Schufte auf Erden giebt. —

Während des ganzen Tages war ich mit ärgerlichen Gedanken über diese verwünschte Epistel beschäftigt. „Wie

peinlich," sagte ich mir fortwährend, „wird heute Abend unsre Unterhaltung sein. Hätte Seine Majestät auf meine Bitten von der Uebersendung der unseligen Ode an Voltaire Abstand genommen, so hätte er sich so manche Unruhe erspart. Und damit wird die Sache noch nicht zu Ende sein!"

Kurz, es gingen mir bis zu dem Augenblicke, wo ich mich zum Könige begab, nur unangenehme Gedanken durch den Kopf.

Zu meiner großen Ueberraschung und lebhaften Freude sagte mir der König jedoch keine Silbe von dem Vorgange am Morgen, ja er war heiterer gestimmt als an den vorhergehenden Tagen.

Es war nur von Voltaire die Rede. Aus einigen leichten Hieben, die er ihm gelegentlich versetzte, konnte ich mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß der König argwöhnte, er habe die nichtswürdige Satire gedichtet und mir übersandt. Dabei sprach der König mit der höchsten Bewunderung von seinen Geistesgaben. Zuletzt erzählte er mir folgende kleine Geschichte:

— Voltaire läßt eine Tragödie aufführen und schreit von seinem Standort in den Coulissen: „Feuer, Feuer!" Die Schauspieler glauben, das beziehe sich auf sie und deklamiren immer lauter. Voltaire schreit aber weiter: „Feuer!" Natürlich strengen sich die Schauspieler noch mehr an, bis endlich der Affe sagt: „Aber zum Teufel, meine Herren, ich spreche ja garnicht mit ihnen, sondern will nur ein Kohlenbecken haben, um mich zu wärmen." —

Diese Geschichte hatte mir der König schon früher ein paar male erzählt.

127

Die Lektüre des zweiten Bandes der „Art, die schöne Literatur zu studiren und zu lehren," gab dem Könige den Gedanken ein, eine Schrift, betitelt „Ueber das Studium der Alten und Neuen, sowie darüber, daß dasselbe der Jugend auf das Dringendste zu empfehlen ist," zu verfassen.

— Ich beabsichtige nicht zu entscheiden, wer von beiden den Vorzug verdient. Diese Frage ist schon allzuviel und allzuleidenschaftlich verhandelt worden, obgleich man die Sache mit ein paar Worten entscheiden kann. Es ist ganz natürlich, daß die Neuen von den Alten gelernt haben und sehr viel weiter als sie in jeder Art menschlicher Kenntnis gekommen sind.

Diese sehr überflüssige Frage lasse ich also ganz beiseite und beschränke mich darauf, der Jugend die Lektüre der alten Schriftsteller zu empfehlen, damit sie auf Grundlage einer genauen Kenntnis derselben aus der Lektüre der modernen umso größeren Nutzen ziehen können.

Nichts erweitert die Kenntnisse, die Ansichten und den Geschmack so sehr als derartige verständig vorgenommene Vergleiche. Ich habe stets beobachtet, daß jemand, der sich zuerst eine gründliche Kenntnis der klassischen Schriften des Altertums erworben und sie dann mit den Meisterwerken der Neuzeit verglichen hat, seiner Belehrung die festeste Grundlage gegeben und sich für den ganzen Gang seiner Studien die glücklichste Vorbereitung verschafft hat.

Darauf behandelte der König die Methode des Unterrichts. Hierbei tadelte er die Kürze der Zeit, welche der Lektüre der alten Schriftsteller gewidmet, und die geringe Sorgfalt, die darauf verwendet werde, ihre Schönheiten wie ihre Fehler hervorzuheben. Ebenso sprach er sich gegen die gewöhnlich allzu wörtliche und triviale Interpretation der Schriftsteller aus und erklärte sich für unzufrieden mit den meisten Lehrern, deren Geschmacklosigkeit sich in ihrer völligen Unfähigkeit zeige, die schönen Stellen in den Schriften der Alten, welche zur Erklärung kämen, mit ähnlichen Stellen bei modernen Schriftstellern zu vergleichen.

Ebenso verbreitete er sich über die fehlerhafte Art, die modernen Schriftsteller zu studiren oder zu ihrem Studium anzuleiten.

— Bei dem Studium der alten wie der neuen Schriftsteller giebt es nur einen Weg, der zum Ziele führt.

Man muß den Schriftsteller klar und scharf verstehen und gut übersetzen, dann seine Vorzüge wie seine Mängel kritisch darlegen, und das Gelesene mit ähnlichen, besonders gut geschriebenen Stellen andrer Schriftsteller vergleichen. Nur dann kommt man zu guten Resultaten, die Jugend würde auf diese Weise besser unterrichtet als jetzt und würde Geschmack am Lesen finden, ja daraus ihre hauptsächlichste Beschäftigung und ihr größtes Vergnügen machen. Jetzt sieht man dagegen, wie die jungen Leute einen unüberwindlichen Ekel vor den Gegenständen empfinden, die sie eben schlecht und unter unvollkommener Anleitung gelernt haben.

Im Zusammenhange hiermit sprach der König mit der größten Anerkennung von Rollin und den Jesuiten. Die Jesuiten hielt er überhaupt für die einzigen guten Lehrer und Pädagogen.

— Vielleicht werde ich eines Tages durch Einrichtung einer Schule, in welcher der junge Adel meines Landes erzogen werden soll, den Beweis liefern können, daß meine Ansichten nicht weit von denen der großen Lehrmeister entfernt sind, die ich soeben angeführt habe. —

In diesen Gedanken bewegte sich die Schrift des Königs. Fleißige Lektüre der alten Schriftsteller, genaue und geistreiche Interpretation, endlich Vergleichung mit der modernen Literatur — darum drehte sich alles.

128

Hierauf beschäftigte sich der König damit, ein Gedicht als Antwort auf eine Mitteilung des Marquis d'Argens zu verfassen.

Der Marquis hatte dem Könige nach Freiberg geschrieben, daß der Akademiker Gleditsch Stein und Bein schwöre, Herr von Maupertuis sei ihm in dem Sitzungssaale der Akademie neben der Uhr erschienen und er habe ihn mehrere Augenblicke lang sehen können. Ganz Berlin war in der größten Aufregung über diese Erscheinung und er (Gleditsch) glaubte fest daran.

In seiner Antwort spottete der König über Gleditsch, die leichtgläubigen Berliner und den Marquis, der ihm solche Albernheiten mitteilte. Außerdem versetzte er gelegentlich dem aus der andern Welt zurückgekehrten Präsidenten der Akademie einige Hiebe.

Dieses Gedicht machte er gleich, nachdem er den Brief des Marquis durchgelesen hatte, ließ es aber dann, weil er unterbrochen wurde, vorläufig liegen und wäre vielleicht überhaupt nicht mehr daran gegangen, wenn nicht der Marquis noch einmal mit seinen Propheten angerückt wäre, von denen er behauptete, sie weissagten große Dinge. Daraufhin vollendete der König sein Gedicht.

129

Anfangs Mai wurde dem Könige, gerade als ich bei ihm war, ein Brief überbracht. Er las ihn, dann kam er auf mich zu und drückte mir die Hand:

— Wir können wieder Mut fassen, mein Freund. Das Schicksal scheint milder gegen mich gestimmt zu werden und verrät die Absicht, mich aus diesem Labyrinth zu befreien, wo mein Untergang unvermeidlich war. Was für eine Freude würde es für mich sein, wenn ich mich endlich einmal an den gekrönten Räubern rächen könnte, die mich vernichten wollen!

Ich sprach meine Freude über die eingegangenen guten Nachrichten, sowie über seine Zuversicht aus, daß sein Unglück bald zu Ende sein würde.

— Sie werden schwerlich raten, mein Lieber, wer mir diese Heilspforte öffnet.

— Nein, Sire.

— Die Pforte, diese Menschen, die man für Barbaren ausschreit. Sie sind keine Barbaren. Wären sie es übrigens, so würden meine Feinde noch sehr viel schlimmere Barbaren sein.

Sprechen Sie keine Silbe davon. —

Leider dauerten jene rosenfarbigen Tage — wie der König sie nannte — nur kurze Zeit. Die trüben Aus-

sichten kamen wieder. Der König hatte sich, wie man es so leicht im Unglück zu thun geneigt ist, durch einen allzuschwachen Hoffnungsschimmer täuschen lassen.

Aus der Aufzählung dessen, was der König las und teils neu verfaßte, teils durchsah und verbesserte, wird man von neuem gesehen haben, in welcher Weise er jeden Augenblick ausnutzte. Der Morgen war den militärischen und politischen Angelegenheiten, sowie der Armee und ihrer Aufstellung gewidmet, der Nachmittag seinen literarischen Beschäftigungen, die allerdings vielfach durch eingehende Berichte unterbrochen wurden, auf welche der König niemals verfehlte, augenblicklich Bescheid zu erteilen.

— Ich verlängere die kurze Lebenszeit, pflegte er zu sagen, und doch ist auch so die Zeit zu kurz für alles, was ich zu thun habe. Und freilich, wenn ich mir mein Leben verlängere, so verlängere ich auch meine Sorgen, da ich sie sechzehn bis siebzehn Stunden täglich mit mir herumtrage. Sie können nachrechnen: ich bin immer zwischen drei und vier Uhr morgens aufgestanden und Sie sind Zeuge gewesen, wie ich gegen acht oder neun Uhr die Ruhe suchen wollte, die ich gar zu oft doch nicht gefunden habe, weil die Sorgen mit mir ins Bett stiegen. Ach, mein Freund, was für ein Hundeleben! —

Fast während der ganzen Zeit des Aufenthaltes in Schlettau waren die Aeußerungen des Königs traurig. Manchmal waren sie allerdings auch heiterer Art, aber diese glücklichen Augenblicke waren, wie ich schon gesagt habe, nur von kurzer Dauer.

130

Schlettau, 14 Juni 1760

Ich wurde um zwei Uhr zum Könige befohlen und blieb bis fünf.

— Mein Lieber, die Würfel sind gefallen. Morgen brechen wir auf und nun heißt es: Sieg oder Tod!

Vergleiche ich meine Streitkräfte mit denen meiner Verfolger, die über 220 000 Mann verfügen, während ich ihnen

nach unsern Verlusten nur den dritten Teil (und noch dazu was für Truppen!) entgegenzustellen habe, ja, glauben Sie, daß ich dann in ruhiger Gemütsstimmung sein und auch nur die Möglichkeit fühlen kann, einen Augenblick aufzuatmen?

Glauben Sie mir, ich befinde mich in einer Gewaltlage und muß mich daher häufig von den strengen Regeln kalter Klugheit entfernen. Es giebt gegenwärtig in dem gräulichen Wirrwarr, in den ich mich stürzen muß, kein Mittelding: mich erwartet, das werden Sie sehen, entweder großes Unglück oder großes Glück. Wie kann ich aber nach all den Schicksalsschlägen, die ich erlitten habe, überhaupt noch auf einen Glücksfall hoffen?

— Gerade deshalb, weil Majestät so viel Unglück hintereinander gehabt haben, hoffe ich auf große Erfolge. Nichts Uebertriebenes hat lange Dauer, und so wird auch Ihr allzugroßes Unglück ein Ende nehmen.

— Ich sehe nur eine sehr geringe Möglichkeit. Einige Zeit lang habe ich gehofft, der Halbmond würde etwas zu meinen Gunsten thun, aber der Halbmond ist taub für meine Bitten:

Es schweigen Sturm und Winde und auch Neptunus schweigt

die Engländer bleiben ruhig mit ihrer großen Flotte in der Themse liegen und schicken die Verstärkungen die sie nach Deutschland abgehen lassen sollten, immer noch nicht übers Meer.

Alles wendet sich gegen mich. Wie können Sie noch eine Hoffnung haben?

— Gewiß hoffe ich, Sire, ich fürchte keinen von den Schlägen, die Majestät erwarten. Nicht immer, ja nicht einmal in den meisten Fällen entscheidet die Truppenzahl am Tage einer Schlacht. Ich setze unbeschränkte Hoffnungen auf Ew. Majestät Feldherrngenie und Seelenstärke. Außerdem wiederhole ich, daß nichts Uebertriebenes lange Dauer hat.

— Ich bewundere Sie mit Ihren Hoffnungen, mein Lieber, muß Ihnen aber noch einmal sagen: erwarten Sie

nichts Gutes. Ich weissage Ihnen wie Kassandra Trojas Untergang. Dem guten Marquis, der ebenso wie Sie immer noch Hoffnungen hat, habe ich dasselbe vorhergesagt.

Hoffnungen, guter Gott!

Gute Nacht. Morgen brechen wir auf und Sie werden sehen, das Stück beginnt bald. Ich empfehle mich Ihren Hoffnungen und Ihren Gebeten. —

131

Schlettau, 15 Juni

Der König ließ mich um vier Uhr morgens zu sich befehlen.

— Da ich Sie heute Abend nicht sprechen kann, so habe ich noch ein paar Worte mit Ihnen reden wollen, ehe mein Schiff ins Meer sticht. Wer weiß, ob es nicht von dem ungestümen Aeolus hin- und hergeschleudert wird? Ganz sicher ist nur, daß der Steuermann von seinen Gedanken wie von hochgehenden Wellen gehörig hin- und hergeworfen wird.

Ich muß Schlesien und Sachsen verteidigen: mache ich mich zu dem Zwecke nach Schlesien auf, so lasse ich meine Truppen hier auf Gnade und Ungnade einem zahlreichen Schwarm von Feinden ausgesetzt.

Bleibe ich hingegen in Sachsen, was habe ich dann für mein Schlesien zu fürchten!

Auf diese Weise will ich von zwei Uebeln das kleinere wählen und nach Schlesien aber mit solchen Manövern marschiren, daß ich möglichst geringer Gefahr ausgesetzt bin.

Sie müssen gestehen, daß diese Räuber von Kaisern,*) Königen und sonstigen Fürsten, sowie die schändlichen Weiber von Kaiserinnen mir genug zu schaffen machen und mir mein Leben auf das Entsetzlichste verbittern.

Wenn ich es ihnen nur ordentlich vergelten und all den gekrönten Schuften, die mich verfolgen, zu einem ebenso

*) Im Texte (S. 317, 37.) ces brigands d'empereur, wohl ein Druckfehler für empereurs.

schrecklichen Leben verhelfen könnte — ach, Catt, was wäre das für ein köstliches Vergnügen!

Wenn das auch nicht in Ihr orthodoxes System paßt: glauben Sie mir, die Rache ist süß! Aber wie kann ich in meiner Lage hoffen, von diesem köstlichen Gericht jemals kosten zu können?

Und damit wünsche ich Ihnen einen guten Tag. Auf Wiedersehen heute Abend, wenn es sich machen läßt. —

132

Die Elbe wurde bei Zehren überschritten. Auf dem jenseitigen Elbufer wurde die Verbindung mit dem Prinzen von Holstein und dem General Grafen von Finckenstein hergestellt, welche die beiden Dragonerregimenter von der Armee der Alliirten herbeigeführt hatten.

Abends wurde die gesamte Infanterie drei Glieder hoch bei dem Dorfe Zadel in Schlachtordnung aufgestellt. So blieb sie die ganze Nacht unter den Waffen stehen, weil uns gegenüber der General von Lacy mit einem bedeutenden Truppenkorps stand. Der König nahm das Hauptquartier in Proschwitz. Ich wurde an diesem Tage nicht mehr zu ihm befohlen.

Proschwitz, 16 Juni 1760

Ich stellte mich um fünf Uhr nachmittags ein und fand den König sehr ermüdet. Er war am Morgen lange Zeit im Sattel gewesen.

— Mein Lieber, ich werde furchtbar schlapp. Finden Sie es nicht auch? Ich kann mich kaum bewegen.

— Sire, man kann müde und dabei doch nicht schlapp sein. Ich habe Ihre Adjutanten ganz gehörig galoppiren sehen.

— Wollen Sie damit sagen, daß sie recht ordentlich schlapp oder müde waren? Ihre Ausdrücke sind zweideutig.

— Ich meinte, daß sie müde sind.

— Meine Adjutanten sind, wenigstens zum Teil, etwas verweichlicht. Die geringste Anstrengung greift sie an und

ich glaube, sie wünschen unser ganzes Hasardspiel zum Teufel. Was mich betrifft, so wünsche ich es zu hunderttausend Teufeln. Und Sie? Zu wieviel Teufeln wünschen Sie es?

— Zu gar keinem.

— Was? nicht einmal mir zuliebe?

— Ich bedaure die peinliche Lage Ew. Majestät von ganzem Herzen, da aber der Teufel mit dem ganzen Spiele nichts zu thun hat, so kann ich es ihm nicht anempfehlen. Majestät wird schon trotz des hohen Einsatzes gut damit abschließen und dem Teufel am Ende keine gute Karte lassen.

— Immer Hoffnungen, mein Lieber!

— Gewiß, Sire. Ich bitte Majestät, sie mir nicht zu rauben. Noch mehr kommt es mir freilich darauf an, daß Majestät sie selber nicht aufgeben.

In diesem Augenblicke wurde ein Rapport des Generals von Hülsen übergeben, auf welchen der König sogleich antwortete.

— Hülsen steht bei Meißen uns gegenüber. Um die Verbindung mit seinem Korps herzustellen, habe ich Brücken über die Elbe schlagen lassen.

Dabei zeichnete mir der König diese beiden, sowie die andern Pontonbrücken, auf welchen wir am vorhergehenden Tage über die Elbe gerückt waren.

Es wurden noch andre Depeschen gebracht.

— Sie sehen, die Leute lassen mich keinen Augenblick in Ruhe. Ich muß auf all das Zeug antworten. Mithin guten Abend und gute Nacht. Auf Wiedersehen morgen um fünf Uhr. —

133

Proschwitz, 17 Juni 1760

Unsre Unterhaltung war sehr kurz. Unablässig wurden dem Könige Husarenoffiziere gemeldet und Depeschen überbracht.

— Sie sehen, wie ich gequält werde, aber das muß ich mir gefallen lassen. Jede Sorge, jede auch noch so große Mühe, jede Gefahr, kurz alles nur Denkbare will ich auf mich nehmen, wenn mir nur das Schicksal, das mich solange hin- und hergeschleudert hat, einen Augenblick günstig sein und meine Feinde, die nach meinem Untergange dürsten, ordentlich durchwamsen will.

Morgen werden Sie vielleicht das Vorspiel unsrer Kämpfe mit ansehen, und wird möglicherweise eine Anzahl Kujone weniger in der Welt herumlaufen.

Leben Sie wohl. Gehen Sie und ruhen Sie aus. Wir marschiren um drei Uhr morgens ab. Ich sage Ihnen nicht, ob wir uns morgen sehen werden oder nicht, denn ich schwöre Ihnen bei allen Göttern, daß ich nicht wie der gelehrte Maupertuis meine Seele soweit erheben kann, um die Zukunft zu schauen. Guten Abend. —

Als ich eben weggehen wollte, wurde ein Bauer hereingebracht.

— Bleiben Sie noch einen Augenblick. Ich will mit dem Kerl sprechen.

Du mußt heute Abend ins österreichische Lager gehen und mir Nachrichten darüber bringen.

— Nein, Majestät. Ich will nicht. Sie würden mich henken.

— Wenn du nicht willst, so lasse ich dein Haus anstecken.

— Majestät können thun, was Sie wollen, aber ich will mich nicht henken lassen, und Majestät können mit meinem Leben nicht nach Gutdünken schalten.

— Du hast recht. —

Der König entließ ihn und übersetzte mir die Unterredung, die mir unverständlich geblieben war.

— Das ist ein standhafter und entschlossener Kerl. Er hat auch gar nicht so ganz unrecht: es ist ein hündisches Vergnügen, sich henken zu lassen. Noch einmal guten Abend. —

Radeburg, 18 Juni 1760

Um drei Uhr morgens marſchirte der König in drei Kolonnen nach Radeburg. Die erſte marſchirte über Jeſſen, Groß-Döbritz und Rauenhof auf Beerwalde, die zweite über Marſchau, Lauterbach und Ober-Ebersbach, die dritte über Laubach, Baßlitz, Böhla, Ermensdorf, Beyersdorf, Mittel-Ebersbach und Ober-Rädern.

Der König ſtieß auf dem Marſche auf feindliche leichte Truppen, welche er durch ſeine Vorhut zurückwerfen ließ, wobei dreihundert Mann, Ulanen, Kroaten, Panduren und ungariſche Infanterie, gefangen genommen wurden. Der Reſt des geworfenen Feindes zog ſich zum Gros der Armee des Generals von Lacy, welcher am Fuße der Anhöhen von Bernsdorf und Reichenberg, nahe bei Berbisdorf, ein Lager bezogen hatte, zurück.

Der König ließ ſeine Armee in fünf Treffen zwiſchen Radeburg und Beerwalde lagern und nahm ſein Quartier in Radeburg.

Um vier Uhr nachmittags beſchied er alle Generale und andre Offiziere zu ſich, um ihnen mitzuteilen, er wolle den General von Lacy am nächſten Tage angreifen. Dabei ſprach er die Hoffnung aus, daß alle ihre Pflicht thun und den Namen Preußen verdienen würden. Er ſelbſt werde ſich ebenſowenig ſchonen: ſie würden ihn ſtets bereit finden, ſein Blut für die Rettung des Vaterlandes zu vergießen. Hohe wie niedre Offiziere könnten ſich, wenn ſie ſich auszeichneten, darauf verlaſſen, daß er ſie in hervorragender Weiſe zu belohnen wiſſen werde, ebenſo wie Mangel an Mut und Pflichtvergeſſenheit auf keine Gnade zu hoffen hätten. Schließlich ermahnte er die Offiziere, ihre Soldaten gehörig in der Hand zu behalten, beſonders die neu eingeſtellten, die aus Zeitmangel noch nicht ordentlich einexerzirt waren.

— Leben Sie wohl, meine Herren, ich rechne auf Ihren Eifer und Ihre Hingebung an das Vaterland und an meine Perſon.

Den Inhalt dieſer Rede teilte mir der König mit und wiederholte ihn mir noch einmal um ſechs Uhr, als ich zu ihm befohlen wurde.

— Mein Lieber, morgen kriegen wir uns bei den Ohren, Herr von Lacy und ich. Kann ich ihn, wie ich hoffe, gehörig verhauen, ſo verſchaffe ich mir etwas Luft. Ich habe meinen Offizieren eine Rede gehalten, freilich nicht vor allen Soldaten, wie wir leſen, daß die Alten es gethan haben, ſondern auf der Hauptwache, nachdem ich die Stellung des Feindes rekognoszirt hatte.

Ich denke, die Herren haben ſich meine Worte zu Herzen genommen und ſich wohl gemerkt, daß ich Auszeichnungen für die, welche ihre Pflicht thun, ſowie Strafen für diejenigen in Bereitſchaft halte, welche es daran fehlen laſſen.

Ich habe dem General von Hülſen befohlen, mit einem Teile des unter ſeinem Befehle ſtehenden Korps zu mir zu ſtoßen. Nun ſind alle Vorbereitungen getroffen und ich kann mich ganz Ihnen widmen. —

In dieſem Augenblicke wurde ſein Adjutant Dyherrn gemeldet.

— Zum Teufel, ſie laſſen mich nicht in Ruhe. Er ſoll hereinkommen. Was wollen Sie?

— Majeſtät, das Korps des Generals von Hülſen kann erſt gegen Einbruch der Nacht hier eintreffen.

— Gut, wenn es nur ankommt, das iſt ſchon genug. Gute Nacht. —

Der Adjutant brachte den König auf einen von deſſen Verwandten, den General Dyherrn.

— Er war aus Eitelkeit ein ausgeſprochener Atheiſt, ſpäter brachte ihn dieſelbe Eitelkeit dazu, ſich zu bekehren. So etwas kann ich nicht leiden. Glaubte ich alles das, was Sie glauben, mein Lieber, ſo würde ich feſt davon überzeugt ſein und dabei bleiben. Dann ſollten Sie mich ebenſo fleißig in die Kirche gehen ſehen wie nur irgendeinen andern, und ich wollte als eifriger Calviniſt ſterben. Voltaire wird wie ein Feigling ſterben mit ein paar elenden

Franziskanern an seinem Sterbebette. Verlassen Sie sich darauf, sobald er dem Tode nahe ist, macht er allerhand Pfaffenkomödien. Ich kenne ihn: er glaubt nichts, aber er hat Angst vor allem.

Was mich betrifft, mein Lieber, so glaube ich ehrlich, was ich glaube. Von der Unsterblichkeit der Seele kann ich mich nicht überzeugen; daß die Welt ewig ist, glaube ich. Giebt es wirklich eine Vorsehung, was viele Anzeichen glaubhaft erscheinen lassen, so bleibt doch noch eine große Menge von Schwierigkeiten bestehen, die kein Calvinist aus dem Wege räumen kann.

Das Sicherste und übrigens auch das Weiseste ist und bleibt, ein ehrlicher Kerl zu sein. Doch jetzt handelt es sich nur darum, zu Bette zu gehen, um in ein paar Stunden wieder aufzustehen. Ich habe mein Schiffchen so gut wie möglich aufgetakelt; freilich, wenn ich meine Offiziere versicherte, es würde alles vortrefflich gehen, so habe ich ein wenig den Prahlhans gespielt. Aber man darf die Leuten nichts von seinen Besorgnissen merken oder einen in die Karten gucken lassen.

Guten Abend und gute Nacht.

Erheben Sie morgen Ihre Hände zum Himmel und nehmen Sie sich in Acht, sie sinken zu lassen. —

134

Wenn der König den Generalen und sonstigen Offizieren der Armee, vor denen er seine Rede gehalten hatte, Mut und Vertrauen zu einem glücklichen Ausgange einflößte, so war es ihm keineswegs gelungen, dieselbe Wirkung im Hauptquartier zu erzielen. Als ich von ihm entlassen worden war, umringten mich eine Menge Offiziere, die durchaus nicht von der Absicht des Königs erbaut waren, am nächsten Tage eine Schlacht zu liefern.

— Was soll die Schlacht? Warum sich auf diese Weise in Gefahr begeben? Das Terrain zwischen uns und den Feinden ist schwierig, die Stellung des Generals

Lacy furchtbar, der Marschall Daun ist sicher schon unterwegs, um Lacy zu unterstützen: statt einer Armee werden wir zwei uns gegenüber haben! Haben wir denn nicht schon genug Schlappen erlitten und müssen wir uns nach noch mehr Unglück drängen?

Alle sahen schwarz.

— Meine Herren, erwiederte ich, ich weiß nichts von der Beschaffenheit der Routen noch von der Stellung des Herrn von Lacy. Ich kann Ihnen nur sagen, daß der König die Stellung des Feindes sorgfältig rekognoszirt hat und dieselbe für sehr wohl angreifbar hält, sowie daß er völlig beruhigt über den Ausgang ist.

Leben Sie wohl, meine Herren. Morgen um diese Zeit werden wir klüger sein. —

19 Juni 1760

Gegen zwei Uhr morgens begann der Vormarsch. Die plänkelnd vorgehenden Husaren berichteten, daß Lacy nicht mehr in seiner Stellung sei. Ueberläufer bestätigten diese Nachricht und fügten hinzu, der General habe um Mitternacht sein Lager abgebrochen und sei, wie sie gehört hätten, mit der Absicht fortmarschirt, den rechten Flügel des Marschalls Daun in seiner Stellung bei Lausa zu decken.

Auf diese Nachricht hin machte sich König mit Dragonern, Husaren und einigen Grenadierbataillonen zur Verfolgung des Feindes auf, dem er auch einige Gefangene abnahm. Er ließ das Terrain, welches Lacy geräumt hatte, von seinen Truppen besetzen, sodaß der rechte Flügel sich bis nach Berbisdorf ausdehnte, hinter welcher Ortschaft sich ein großer Wald bis nach Dresden und über Moritzburg hinzieht. Der linke Flügel stützte sich auf Radeburg. General von Hülsen erhielt noch an demselben Tage den Befehl, nach dem abgebrochenen Lager von Proschwitz zurückzumarschiren, um in der Lage zu sein, den Oberst von Linden, welcher auf dem andern Elbufer stand, zu unterstützen und die Armeebäckerei, die noch in Meißen war, zu decken.

Nachdem alle diese Anordnungen getroffen waren, ging der König mit seinem Gefolge nach Radeburg zurück. Er versicherte mich, die Armee im großen und ganzen brenne vor Kampflust und sei einstimmig der Ansicht, die Feinde seien Feiglinge, die wie Memmen davongelaufen seien.

Um sechs Uhr wurde ich zum Könige befohlen. Er schien sehr schlechter Laune zu sein und schalt auf alle seine Leute, weil sie seine sämtlichen Befehle schlecht oder mit einer Langsamkeit ausführten, die ihn ungeduldig machte. Ein Glas Wasser, welches er sich bringen ließ, kam nicht schnell genug, ein Adjutant war nicht in dem Augenblicke da, wo er zur Stelle sein sollte, die ihm zur Unterschrift vorgelegten Briefe hätten schon lange vorher fertig sein müssen — kurz er war außerordentlich unzufrieden.

— Sie sehen, ich bin sehr unruhig und mißgestimmt (ich hatte es allerdings nur zu wohl bemerkt). Mein Handstreich ist mißglückt, gräulich mißglückt. Ich hätte die größte Lust, mich zu erhängen. Haben Sie niemals dazu Lust verspürt?

— Nein, Sire, ich werde mich auch niemals darnach sehnen. Majestät haben mir mehrfach gesagt, es sei eine große Thorheit, sich zu erhängen, und es gäbe andre Mittel, sich aus der Welt zu schaffen, wenn man darnach Verlangen trüge.

— Sehen Sie nur, wie mich das Unglück verfolgt. Ich habe alle möglichen Chancen, Lacy zu schlagen, und da muß er mir fortlaufen! Vielleicht ist gestern unsre Vorhut zu weit vorgegangen. Doch wie dem auch sein möge, mein Loos ist nicht beneidenswert. Würden Sie mich darum beneiden?

Ohne mir Zeit zur Antwort zu lassen, fuhr der König fort:

— Sie wären auch ein Erznarr, wenn Sie einen armen unglücklichen Mann um sein Loos beneiden wollten! Was hilft der Ruhm, von dem soviel Wesens gemacht wird? Und wenn einer wirklich ein großer Mann ist, was hat das weiter auf sich, wenn er nicht mehr existirt?

Denn der Menſch fängt doch erſt dann an, für groß gehalten und ausgegeben zu werden, wenn er durch die Thore durchgegangen iſt, welche dieſe Welt abſchließen.

Als ich erwiederte, es gebe einen, den ich die Ehre habe zu kennen, welcher ſchon bei Lebzeiten in dieſer Lage ſei, ſeufzte er tief auf, ſah mich ſtarr an und ſagte:

— Leben Sie wohl, mein Lieber. Ich bin aufs äußerſte ermüdet und mißgeſtimmt. Ich will zu Bette gehen, ohne freilich viel Schlaf erwarten zu können. Vergeſſen Sie morgen nicht, mir einen Strick mitzubringen. —

Der König lächelte aber doch bei der Erwähnung des Strickes.

135

Während unſers Aufenthalts in Radeburg wurde vielfach Alarm geſchlagen, ohne daß es zu etwas gekommen wäre. Unſre Unterhaltungen fanden immer zu derſelben Zeit ſtatt. Sie waren ſtets recht traurig, am allerſchlimmſten aber war es mit der vom fünfundzwanzigſten.

24 Juni

Der Feind hatte Viktoria geſchoſſen. Trotz aller Mühe gelang es nicht, den Grund zu erfahren. Alle möglichen Vermutungen wurden laut, erſt am Abend wurde die unſelige Veranlaſſung dazu bekannt.

Gegen acht Uhr abends verlangte nämlich ein Offizier der feindlichen Vorpoſten mit einem von unſern zu ſprechen.

„Es thut mir leid," ſagte der Oeſterreicher, „Ihnen eine ſchlimme Nachricht mitteilen zu müſſen. General Loudon hat den General Fouqué mit ſeinem ganzen Korps gefangen genommen. Wegen dieſes ſchönen Erfolges haben wir Viktoria geſchoſſen."

Sowie der Offizier die Unglücksnachricht gehört hatte, ſchickte er ins Hauptquartier, um Seine Majeſtät davon in Kenntnis zu ſetzen. Da der König ſchlief, ſo wartete der dienſtthuende Adjutant bis zum nächſten Tage mit ſeiner traurigen Meldung.

— Der König, erzählte mir der Adjutant nachher, war über die Nachricht wie vom Blitz getroffen.

Mehrere Minuten blieb er unbeweglich und sah den Adjutanten mit einem Blicke stumpfen Staunens an, welches ein Zeichen der tiefsten Betrübnis war.

— Fouqué gefangen, sein Korps gefangen? Ist es möglich?

Das war alles, was er sagte.

— Schon gut. —

Radeburg, 25 Juni 1760

Der König ließ mich um neun Uhr befehlen. Seine Trauer kam mir gefaßter vor, als früher bei ähnlichen Gelegenheiten, und rührte mich umso tiefer, als dieses mal nicht von Barbaren, Räubern und Weibsbildern die Rede war, die seinen Untergang geschworen hätten.

— Mein guter Catt, sagte er, Sie müssen mir zugeben, daß ich schrecklich unglücklich bin. Wahrlich, das Leben wird mir zur Last. Wie entsetzlich verfolgt mich das Geschick in meinem Alter! Ohne ein großes Glück kann ich mich nicht aus meiner jammervollen Lage befreien. Sie können sich keine Vorstellung davon machen, wie sehr ich leide, wie sich alles in mir empört und überhaupt wie tief man empfindet, wenn man, wie ich, voll davon ist, daß man die Ehre des Vaterlandes zu retten hat. Und doch muß ich gute Miene zum bösen Spiele machen. Ach, wie schwer wird es mir, mein Freund!

Alles dies sagte er in abgerissenen Sätzen und unter tiefem Seufzen. Es ging mir jetzt ebenso wie bei den Gichtanfällen, welche der König mit der größten Ruhe und Sanftmut ertrug: je gefaßter ich ihn dieses Unglück ertragen sah, je weniger er sich Ausbrüchen des Aergers hingab, destomehr betrübte mich sein Mißgeschick und rührte mich die Art, in der er es hinnahm. Ich brach in Thränen aus. Der König sah es, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte:

— Mein Unglück macht Sie also nicht müde! Wie

wenig ähneln Sie den Freunden, welche den verlassen, der ihnen nichts mehr zu bieten vermag und der Last des Unglücks erliegt — etwas, was ich alle Tage erlebe.

Seien Sie so gut, heute Nachmittag gegen fünf Uhr wieder zu kommen. Ich will ausreiten, um mich, womöglich etwas von meinen traurigen Gedanken abzubringen und zu sehen, was vorgeht. —

Ich fand mich zur bestimmten Stunde ein, aber nur um zu hören, daß die Armee nach Mitternacht eine Rückwärtsbewegung, jedoch nur eine Meile weit machen werde.

— Ich war heute absolut nicht imstande, irgend etwas zu thun. Mein armer Kopf ist so verwirrt, daß ich keinen Gedanken herausbringen kann. Vielleicht wird es wieder besser.

— Ich fürchte nicht für Ihren Kopf, Sire, sondern für die Gesundheit Ew. Majestät, die gerade im gegenwärtigen Augenblicke von so großer Wichtigkeit ist.

— Ach, mein Freund, Sie schmeicheln mir. Kann ich meine schwere Aufgabe nicht lösen, nun so können es andre an meiner Statt, die sich vielleicht besser als ich aus dieser schrecklichen Geschichte ziehen werden.

— Das bezweifle ich sehr, Sire.

— Ich gar nicht. Man sagt wohl zu einem Könige: Was soll aus dem Staate werden, wenn Majestät sterben? Und die Staaten gehen ruhig ihren Weg weiter, ob die Könige leben oder sterben, oft sogar nach dem Tode eines Königs besser als bei seinen Lebzeiten.

Diese Behauptung hätte ich nicht zugeben zu brauchen, sondern auf die Verschiedenheit seines Falles von den meisten andern aufmerksam machen können. Aber der König wünschte mir guten Abend und sagte:

— Wir müssen ein wenig schlafen. —

136

Groß-Döbritz, 26 Juni

Um ein Uhr morgens erfolgte der Aufbruch nach Groß-Döbritz, wo sich die Armee auf den Höhen zwischen diesem

Orte und Hohendorf lagerte. Der rechte Flügel stützte sich auf Groß-Döbritz, hinter welchem Dorfe eine Schanze von dreihundert Fuß Breite aufgeworfen wurde, an welcher abkommandirte Soldaten aus der ganzen Armee für einen Tagelohn von vier Groschen arbeiteten.

Der linke Flügel lehnte sich an Hohendorf an und hatte seine Deckung in Schanzen, in welchen schweres Geschütz postirt war. Ebenso wurden vor der Front des Lagers große Batterien placirt und alles mit Verschanzungen umgeben. In Großenhayn, hinter dem linken Flügel, wurde die Armeebäckerei errichtet.

Am ersten Tage des Aufenthaltes in Groß-Döbritz wurde ich nicht zum Könige befohlen. Der König litt stark an einer Hämorrhoidal- oder, wie seine Leute sagten, an einer Verdauungskolik. Am nächsten Tage erhielt ich den Befehl, mich um vier Uhr zu ihm zu begeben.

— Gestern litt ich den ganzen Nachmittag an einer schändlichen Kolik, mein Lieber. Wie kann ich mich auch bei dem Hundeleben, das ich führe, wohl befinden!

Hier sind wir in einem guten Lager und wollen, wie ich denke, einige Tage ruhig darin bleiben, es müßte denn sein, daß neue Unglücksfälle gemeldet würden. Meine Thüre geht nicht auf, ohne daß ich bei mir selber sage: Wieder ein neuer Schlag! Und höre ich dann nur von kleinen Verlusten, so danke ich dem Himmel. Können Sie sich eine Vorstellung von dem Zustande meines Innern machen? Kann man sich wohl etwas ähnliches denken? Trotzdem muß ich noch gefaßt und ruhig aussehen, und, Donnerwetter! das will ich auch bis zum letzten Atemzuge thun!

Das schreckliche Unglück meines armen Fouqué bringt meine sämtlichen Pläne wieder in Verwirrung. Jetzt kann ich Sachsen weniger als je verlassen, es müßte denn sein, daß ich so gewandt bin, die geweihte Schlafmütze hinter mir herzuschleppen, wohin ich mich auch wende.

Ich habe noch nichts Genaueres über den Verlust meines Freundes vernommen. Wahrscheinlich hat er Un-

glück gehabt und dem Geschick erliegen müssen. Denn was hilft alle Tapferkeit gegen die Uebermacht? Fest überzeugt bin ich trotzdem, daß er sich wie ein braver Offizier verteidigt und nicht einfach übergeben hat, wie diese Kujone bei Maxen. Ich kenne meinen Fouqué lange: er ist einer der tapfersten und intelligentesten Offiziere, die ich von dem Augenblicke an gehabt habe, wo verhängnisvolle Umstände mich gezwungen haben, Krieg zu führen. Aber ob er noch lebt? —

Der König war an diesem Abende sehr traurig. An den beiden folgenden war seine Stimmung besser; als er jedoch am neunundzwanzigsten das Nähere über die Gefangennahme seines lieben Fouqué erfuhr, wurde seine Traurigkeit wieder lebhafter und äußerte sich auf gewaltsamere Weise.

137

Groß-Döbritz, 29 Juni 1760

— Ich habe Nachrichten, die Sie mit Entsetzen erfüllen werden. Loudon hat sich mit seinen Leuten benommen, wie es nur Barbaren thun. Nach Fouqués Gefangennahme haben sie Landeshut in unerhört schändlicher Weise plündern lassen. Sie würden Mühe haben, die Einzelheiten zu glauben. Kein nur etwas ehrenhafter und nicht ganz gefühlloser Mensch kann so etwas für möglich halten. Die Generale haben sogar die Grausamkeit und die Ausschweifungen dieser Räuber gebilligt und belacht, als dieselben über die arme Stadt herfielen. Nichts haben sie verschont, außer die allerärmsten Leute.

Das ist wirklich das höchste, was man sich von Barbarei denken kann. So etwas will gerächt sein, und gelingt es mir, eine glänzende Genugthuung dafür zu erlangen, so soll meine Rache sich gegen diese Wüteriche sowie gegen die Anstifter und Beförderer ihrer Grausamkeit richten.

Ich habe Ihnen schon früher gesagt, daß ein barbarisch geführter Krieg eine allgemeine Demoralisation zur

Folge hat und den Menschen zu einem wilden Tiere, brutal und barbarisch macht. Ich kann Ihnen nicht sagen, mein Lieber, wie lebhaft meine Entrüstung und mein Zorn ist.

Der König brauchte es mir nicht erst zu sagen, ich sah es selbst nur allzu deutlich. Sein Zustand war mir peinlich und ich zitterte, wenn ich an die Vergeltung dachte, von der ich voraussah, daß sie bei günstiger Gelegenheit nicht würde auf sich warten lassen. Er ging mehrmals mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und sagte wiederholt:

— Heißt das Krieg führen? Heißt das, sich wie Menschen oder wie ein Offizier benehmen? Ein Offizier muß doch, wenn er auch an Blutvergießen gewöhnt ist, die Unglücklichen schonen und ihnen Hilfe bringen! —

Groß-Döbritz, 30 Juni

Am nächsten Tage sprach der König nur noch von Fouqués Unglück, diesmal jedoch zum Teil in sarkastischem Tone.

— Man muß zugeben, daß es die Schufte nicht schwer hatten, das Korps meines braven Fouqué aufzuheben: 28 000 gegen 8000! Darüber brauchen sie nicht in Entzücken zu geraten, auf diese Weise kann man sich, wenn auch nur in den Augen von Ignoranten, sehr billig Ruhm erwerben.

Wir wollen diese wilden Tiere ihrem Stolz und ihrer Grausamkeit überlassen. Meinetwegen mögen sie sich mit ihrem Siege, ihren Plünderungen und Räubereien brüsten. Vielleicht kann ich noch einmal Rache dafür nehmen, und wenn ich auch nicht barbarisch handeln werde wie sie, so will ich es sie doch ganz gehörig fühlen lassen, daß man eben kein Barbar sein soll.

Hatte ich Ihnen nicht gesagt, daß Fouqué sich als Ehrenmann benehmen und ein glänzendes Beispiel von von all dem geben werde, was Tapferkeit und Festigkeit auch gegen eine Uebermacht von Feinden ausrichten kann? Er hat sich betragen wie ein alter Römer. Von zwei

Uhr morgens bis zehn hat er alles gethan, was Geschicklichkeit, Klugheit und Heldenmut in einer so verzweifelten Lage überhaupt nur thun konnten. Er hat zwei Wunden erhalten, die jedoch, wie mir mitgeteilt wird, auf dem Wege der Heilung sind. Ich war schrecklich unruhig über sein Schicksal. Einen solchen Mann findet man nicht leicht wieder.

Uebrigens hat der Feind beträchtliche Verluste gehabt. Ich werde Ihnen morgen die ganze Jammergeschichte erzählen.

Guten Abend. Ich muß noch einige Briefe schreiben. —

138

Groß-Döbritz, 1 Juli 1760

Ich wurde um zwei Uhr befohlen, aber es war keine Rede von dem erlittenen Verluste. Dies war mir angenehm, denn ich empfand es schmerzlich, wenn sich der König bei der Erwähnung desselben aufregte.

— Mein Lieber, ich habe Sie früh kommen lassen, um Ihnen zu sagen, daß wir unsern Marsch in der nächsten Nacht antreten. Richten Sie sich also darnach ein, Sie haben ja noch Zeit dazu.

Ich will versuchen, mit Herrn von Lacy anzubinden: könnte ich ihn ordentlich bei den Ohren kriegen, so würde dies für mich ein kleiner Trost bei all meinem Kummer sein.

Guten Tag und guten Abend. Beten Sie ein wenig für uns alle. —

Als ich vom Könige herauskam, ging ich zu seinem Adjutanten, Herrn von Gaudi, welchen der General von Hülsen mit einer Meldung an den König geschickt hatte.

Da dieser tüchtige und gewiegte Offizier ein Tagebuch über den Feldzug führte und regelmäßig Berichte über die Einzelheiten aller Vorkommnisse bei dem Gros, so wie den einzelnen abkommandirten Truppenteilen erhielt so bat ich ihn um Auskunft über das Unglück von Landeshut. Er erteilte mir dieselbe in der gefälligsten Weise.

— Der König ist wütend über die Sache, sagte er, sowie über die unerhört schändliche Plünderung von Landeshut. Er ist in der allerschlechtesten Laune und läßt sich niemand nahe kommen. Haben Sie es nicht auch bemerkt?

— Ich habe allerdings bemerkt, daß er recht niedergeschlagen ist. Wie kann er aber auch anders sein? Es ist doch ein sehr erheblicher Verlust.

— Er ist sogar noch bedeutender, als der König glaubt. Ich will Ihnen die Tragödie erzählen.

Der General von Fouqué hatte mit einem Korps von höchstens achttausend Mann ein befestigtes Lager bei Landeshut bezogen. Sie werden sich erinnern, daß wir, als wir nahe bei Reichhennersdorf kampirten, über dieses Terrain gekommen sind. Der General hatte diese Stellung gewählt, um sich durch Böhmen seine Verbindung mit Glatz offen zu halten, auf welche Stadt es der Feind, wie ihm bekannt war, abgesehen hatte. Loudon durchschaute Fouqués Absichten und sah ein, daß er ihn notwendigerweise aus der eingenommenen Stellung vertreiben müsse.

So griff er ihn am 23 morgens um zwei Uhr mit fünf Truppenkorps auf fünf verschiedenen Punkten an. General Wolfersdorff geht längs des Boberlaufes über Reichhennersdorf vor, General Janus operirt auf der andern Seite des Dorfes, General Gaisruck längs des Dorfes Zieder, Loudon und Müffling endlich, die allein dreimal so stark waren als General Fouqué, umzingeln die preußischen Bataillone, welche mit ziemlich großen Zwischenräumen zwischen den einzelnen Posten auf den Höhen von Buch aufgestellt waren, und werfen sie über Nieder-Zieder zurück.

Darauf läßt Loudon seine Kavallerie zum Angriffe vorgehen, um den Preußen ihre Rückzugslinie auf Schweidnitz und Breslau abzuschneiden. So wird Fouqué bis an das Ufer des Bober zwischen Landeshut und Breitenau zurückgedrängt und bei dem von ihm angetretenen schönen Rückzuge selber verwundet und gefangen genommen.

Fouqué ebenso wie seine Truppen haben tapfer ge-

fochten und sich bei allem Unglück mit unsterblichem Ruhm bedeckt. Wir haben beinahe 8000 Mann, vierzig Kanonen und vierundzwanzig Fahnen verloren, der Verlust der Feinde beläuft sich auf 2900 Mann. Von den 8000 Mann, die wir verloren haben, sind 6000 in Gefangenschaft geraten.

So ist in Wahrheit das Unglück beschaffen, welches wir erlitten haben. Ich bitte Sie jedoch, zu niemand davon zu sprechen. Ich warte hier auf den Befehl des Königs, um zum General Hülsen zurückzugehen. —

139

Olmütz, 2 Juli 1760

Um zwei Uhr morgens brach die Armee in drei Kolonnen nach Olmütz auf. Die erste marschirte über Nieder-Ebersbach, Kunersdorf, Lötschen, Sacka und Röhrsdorf, die zweite über Bieberach, Mühlbach, Tiendorf, Welkander und Sella, die dritte über Großenhayn, Schönfeld, Lüttichau und Zochau.

Auf der Anhöhe vor Olmütz bezog die Armee ein Lager, mit dem linken Flügel nach Zietsch, dem rechten nach der kleinen Stadt Krakau zu gerichtet. Vor der Front unsrer Aufstellung befand sich ein kleiner Fluß, die Pulsnitz. Zwei Tage wurden Rationen nicht von Brot, sondern von Biscuit ausgegeben.

Ich sprach den König nachmittags um vier Uhr. Die üble Laune der vorhergehenden Tage war verschwunden, was mir, ob nun seine Heiterkeit wirklich oder nur angenommen war, Freude machte.

— Wenn ich von unserm Marsche auch hundemüde bin, so macht mich doch die Hoffnung, Herrn von Lacy gehörig vorzunehmen, ganz vergnügt. Ich freue mich ordentlich schon jetzt darüber und male mir diese schöne Hoffnung aus. Es wäre nun auch wirklich an der Zeit, daß ich einmal etwas Glück hätte, ich wie meine Truppen. Wir beiden könnten es für diesen Feldzug recht sehr brauchen.

Als ich dies hörte, sagte ich bei mir selber: man soll das Fell nicht verkaufen, ehe man nicht den Bären selber hat, und lächelte.

— Was lachen Sie, mein Lieber?

— Nur darüber, daß Majestät zufrieden sind. Ich wünsche, daß Sie in Ihren Erwartungen nicht betrogen werden.

— Ich wünsche es noch sehr viel lebhafter als Sie, das werden Sie mir wohl gern glauben.

In der vergangenen Nacht hatte ich einen sehr merkwürdigen Traum. Sie müssen sich aber nicht einbilden, daß ich auch nur im geringsten auf den Unsinn, den man träumen kann, Wert lege.

Ich träumte, ich sei mit dem Marschall Daun zusammen in Straßburg. Mit einem male wurde er, ich weiß nicht auf welche Weise, mit mir zusammen nach Charlottenburg versetzt. Dort treffe ich meinen Vater und den alten Dessauer.

„Habe ich mich gut benommen?" fragte ich den alten Dessauer.

„Sehr gut."

„Das freut mich. Ihr Beifall, sowie der meines Vaters, ist mir wertvoller als der der ganzen Welt zusammengenommen."

Als ich dies sagte, kam ein Husar mit der Meldung, die Franzosen seien im Anmarsch begriffen.

„Soll ich angreifen?" fragte ich den alten Fürsten.

„Ja."

Und damit wachte ich auf. Kann man sich wohl etwas Verrückteres denken als diesen Traum? Und würden Sie glauben, daß ein solcher Traum, trotz aller Verrücktheit, für viele Leute ein Grund zur Furcht oder zur Hoffnung, eine immer närrischer als die andre, sein könnte? —

Hierauf las mir der König Gressets Chartreuse vor, von welchem Gedicht er den größten Teil aus dem Kopfe hersagte. Besondern Nachdruck legte er dabei auf die Verse:

da selbst das herrlichste der Schlösser
oft nur das Unglück in sich birgt...

— Aber, mein Herr, Sie sagen ja keine Silbe zu dem, was ich Ihnen hersage. Ich habe Ihnen denn doch keine kleine Anzahl Verse deklamirt, ohne ins Buch zu sehen!

— Ich bewundre das Gedächtnis Ew. Majestät, und wollte ich alles Bewundernswerte an Majestät anstaunen, so dürfte das Gewicht meiner Bewunderung Majestät niederdrücken.

Der König machte mir eine förmliche Verbeugung.

— Hören Sie auf mit Ihren Lobsprüchen, Sie verziehen mich sonst. Wir wollen jetzt lieber daran denken, uns bei dem göttlichen Morpheus um etwas Schlaf zu bemühen, denn morgen werden wir uns ohne Seine Göttlichkeit behelfen müssen.

Gute Nacht, mein Freund. Schlafen Sie gut und träumen Sie nicht von Schlachten. —

140

Quolsdorf, 3 Juli 1760

Morgens ritt der König aus. Nach seiner Rückkehr erteilte er viele Befehle, die dann den betreffenden Offizieren überbracht wurden, und endlich um sechs Uhr nachmittags beschied er die gesamte Generalität zu sich, um den Herren die Mitteilung von dem für den nächsten Tag beabsichtigten Angriffe auf Herrn von Lacy zu machen.

— Ich hoffe, sagte der König, daß jeder seine Pflicht thun wird. Jedenfalls werde ich die meinige thun. Sie haben meine Dispositionen erhalten. Sie müssen sie sich alle so fest einprägen, daß Sie ebenso ruhig manövriren können, als handelte es sich nur um eine Parade in Potsdam. —

Alle versicherten Seine Majestät, sie würden sich nicht schonen und sich des Namens Preußen, den sie die Ehre hätten zu tragen, würdig zeigen.

Der König schien ganz glücklich über diese Aeußerungen, sagte allen die größten Höflichkeiten und umarmte diejenigen Generale, welche ihm zunächst standen.

Der General von Zieten zeigte wahrscheinlich die größte Begeisterung von allen und drückte sie in seiner einfachen und aus dem Herzen kommenden Redeweise derartig aus, daß ihn der König am herzlichsten umarmte und an sich drückte.

Als der brave und würdige alte Mann aus dem königlichen Quartier herauskam, machte er vor Freude mehrere Luftsprünge wie der jüngste, nahm einen von den Generalen vor und wiederholte mit ihm diese Freudenbezeugung, indem er ausrief:

„Es lebe unser guter, lieber, großer König! Wer wollte nicht gern sein Leben für ihn hingeben!"

Diese Sprünge und Rufe sah und hörte der König Er war, wie mir der Lakei, der mir den Befehl überbrachte, mich sogleich zu ihm zu begeben, mitteilte, ganz gerührt davon.

Auch ich bemerkte, als ich eintrat, die Erregung des Monarchen.

— Sie sehen, ich bin noch ganz ergriffen von dem, was ich gesehen habe. Ich habe meine Generale herkommen lassen und ihnen meine Befehle für die Schlacht gegeben, die wir morgen liefern werden. Besonders mein guter alter Zieten hat Freudensprünge gemacht, wie ein junger Mensch, der zu einem Feste gehen will. Es war, als ob er seiner ganzen Umgebung seinen Mut und seine Begeisterung einflößen wollte. Was für ein vortrefflicher Mann, der brave Zieten!

Bringen Sie Ihr Gepäck in Ordnung, mein Lieber, und schlafen Sie noch etwas: wir haben beide keine Zeit zu verlieren, denn die Nacht breche ich auf. Ein wenig Glück, mein Freund, ein wenig Glück, und alles wird wieder gut

Guten Abend. Lebe ich, so sehen wir uns morgen wieder. —

Lacy entschlüpfte dem Könige noch einmal.

Nieder-Gurk, 7 Juli 1760

Ich wurde um vier Uhr nachmittags zum Könige befohlen. Er war sehr schlechter Laune.

— Mein Lieber, gestern war ich den ganzen Tag unwohl und außer stande, irgend etwas zu thun. Mein Kopf war mir so wirr, daß ich nicht zwei Gedanken zusammen zu bringen vermochte. Das ist eine Folge des schönen Lebens, das ich führe. Sind Sie nicht entzückt über dieses Leben?

— Nein, Majestät. Ich kann nichts besonders Angenehmes daran finden.

— „Ueberhaupt nichts Angenehmes" müssen Sie sagen. Ich finde es einfach gräßlich, und dazu können Sie sagen: bene, recte et rectissime. —

Hier brechen Catts Denkwürdigkeiten ab. Die Tagebücher, auf Grundlage deren dieselben ausgearbeitet sind, reichen nicht viel weiter, sie enden mit dem 15 August: die Zeit zwischen dem 7 Juli und dem 15 August hat Catt für seine Memoiren nicht verwertet. Der „Anhang zu den Tagebüchern" trägt ebenso wie Catts Brief über die Schlacht bei Zorndorf, welche den Schluß der Originalpublikation bildet, einen wesentlich andern Charakter und läßt die lebensvolle Frische der Dentwürdigkeiten vielfach vermissen.

Wie gern läse man Berichte Catts über die letzten Jahre des siebenjährigen Krieges, die Heimkehr des Königs und sein Leben im Frieden! Was ihn davon abgehalten hat, derartiges niederzuschreiben oder später auszuarbeiten, ist schwer zu sagen, da er erst im Jahre 1795 gestorben ist.

Vielleicht ist es unsern Lesern nicht unerwünscht, zum Schlusse aus einigen Briefen des Marquis d'Argens und des Königs die Stimmung kennen zu lernen, in welcher sich Friedrich befand, als die schweren Sorgen, zu deren

Vertrauten er Catt gemacht hatte, ein Ende fanden, zumal da darin die Rede auch auf Catt kommt.

Der Marquis d'Argens an den König

Berlin, 20 Februar 1763

Sire, mein erster Gedanke bei meiner Ankunft in Berlin muß naturgemäß auf den Dank gerichtet sein, welchen ich Ew. Majestät für die Gnade auszusprechen habe, womit Sie mich im vergangenen Winter in Leipzig beehrt haben, Aber ich weiß, daß Majestät Komplimente ebensosehr hassen als Sie das Wohlthun lieben. Deshalb beschränke ich mich auf den einfachen Ausdruck meiner ehrerbietigen Erkenntlichkeit.

Ich fand die Stadt Berlin in unaussprechlich freudiger Aufregung. Nur die Ankunft Ew. Majestät kann diese Freude noch steigern. Der Friede hat allen Gesichtern den Ausdruck der Heiterkeit gegeben, und Sie werden, wenn Sie Ihre guten Berliner wiedersehen, finden, daß sie aussehen wie Sybariten, die ganz berauscht von Vergnügungen sind und den Kummer niemals gekannt haben: so vollständig haben sie die Sorgen des Krieges vergessen.

Ew. Majestät werden mir keine Trägheit vorzuwerfen haben. Ich habe die Reise von Leipzig nach Berlin in zwei Tagen gemacht, ohne mich unterwegs bei Tage oder bei Nacht aufzuhalten, sowie ohne aus meinem Wagen zu steigen. Kaum eine Meile hinter Leipzig besserte sich mein Zustand bedeutend und die Sehnsucht, das heilige Land Brandenburg zu erblicken, machte mich vollends gesund. Als ich über den kleinen Bach gekommen war, von dem man mir sagte, daß er die Grenze zwischen Sachsen und Brandenburg bildet, folgte ich dem Beispiel der Juden, wenn sie Jerusalem zu Gesichte bekommen, und dankte dem Herrn dafür, im Lande seiner Auserwählten und der Kinder Gottes zu sein.

Majestät haben wirklich wohl daran gethan, Frieden zu schließen: nun kann ich mich der Hoffnung hingeben,

daß die weiteſten Reiſen, die ich in meinem künftigen Leben noch zu machen habe, nur von Potsdam nach Berlin gehen werden. Sie, der Bezwinger Europas, mögen Europa durchfliegen, wenn Sie Luſt dazu haben, ich bin völlig mit der Entfernung von dem Schloſſe in Potsdam nach Sansſouci zufrieden.

Wie gerne möchte ich Ew. Majeſtät dort ſchon im Genuſſe des unſterblichen Ruhmes ſehen, den Sie ſich erworben haben, und doch kann ich, nachdem ich ſieben Jahre Geduld gehabt habe, nun auch noch fünf Wochen warten. Trotzdem wird mir die Zeit recht lang werden, ebenſo wie all Ihren Unterthanen, deren ganzes Sinnen auf die Freude gerichtet iſt, Majeſtät wiederzuſehen.

Ich habe die Ehre u. ſ. w.

Der König an den Marquis d'Argens

Dahlen, 25 Februar 1763

Ihr Brief, lieber Marquis, hat mich über Ihre Geſundheit völlig beruhigt. Sie waren am Abend vor meiner Abreiſe krank, trotzdem wurde mir mitgeteilt, daß Sie am nächſten Morgen aufgebrochen ſeien. Offenbar hat Ihnen die friſche Luft und das Schütteln des Wagens gut gethan, und dadurch iſt die Behauptung Boerhaves wiederum als richtig erwieſen worden, daß Geſundheit und völlige Ruhe zwei unvereinbare Dinge ſind. Ich weiß eigentlich nicht, zu welchem Zwecke wir in die Welt geſetzt ſind; will man die Sache nach der Geſundheit beurteilen, ſo hat uns die Natur eher zu Poſtillonen als zu Philoſophen beſtimmt.

Nachdem wir uns getrennt hatten, ging ich nach Meißen. Briefe aus Wien melden, daß die Friedenspräliminarien dort allgemeine Freude hervorgerufen haben und daß die Kaiſerin nahe daran geweſen iſt, dem Ueberbringer der Nachricht um den Hals zu fallen. Die offiziellen Beſtätigungsurkunden treffen morgen oder ſpäteſtens übermorgen ein. Ich habe mir ausgerechnet, daß ich nicht vor dem zwölften März aus Sachſen abgehen kann. Vierzehn Tage

brauche ich, um meine schlesischen Angelegenheiten zu ordnen, so kann ich also nach oberflächlicher Berechnung nicht vor dem neunundzwanzigsten des kommenden Monats in Berlin sein.

Das Schöne an all dem, lieber Marquis, ist nicht, daß ich komme, sondern daß der Friede da ist. Die guten Bürger und das ganze Publikum haben völlig Recht, sich darüber zu freuen. Was mich betrifft, so bin ich ein armer alter Mann, der in eine Stadt zurückkommt, die ihm bis auf die Mauern fremd geworden ist, in der er keinen Bekannten mehr wiederfindet und wo ihn eine unermeßliche Arbeitslast erwartet. In kurzer Zeit werde ich meine alten Knochen in einem Zufluchtsorte lassen, den weder der Krieg, noch das Unglück, noch die Schlechtigkeit der Menschen beunruhigen.

Ich wohne hier in einem Landhause und lebe eingezogen und in meiner gewöhnlichen Art beschäftigt. Nur mein lieber Marquis fehlt mir, den ich jedoch bald in Berlin wiederzusehen hoffe.

Fahren Sie nur manchmal spazieren, mein Lieber. Dieses Opfer müssen Sie Ihrer Gesundheit bringen. Ihre Pferde erwarten Sie in Potsdam, sie sind schon angekommen. So wenig ich es auch verdiene, bitte ich Sie doch, mich nicht zu vergessen. Grüßen Sie Babet.*)

Der Marquis an den König

Berlin, 25 Februar 1763

Sire, am Tage nach meiner Ankunft in Berlin schrieb ich Ew. Majestät, daß ich die Einwohnerschaft voll von Glück und Freude gefunden hatte. Diese Gefühle werden mit jedem Tage lebhafter, überall giebt es Festlichkeiten, die Großen veranstalten Bälle, die Kleinen andre Lustbarkeiten, und mitten unter all diesen Vergnügungen erflehe

*) Die Marquise d'Argens.

ich vom Himmel für Ew. Majestät eine glückliche Heimkehr, und übersetze Plutarch.

Zehn mal am Tage lasse ich fragen, ob Kähne fahren können, und zehn mal bekomme ich zur Antwort, daß die Schifffahrt erst in zwei Wochen frei sein wird. Dies ist mir wegen des Transports meiner Sachen sehr unangenehm, denn, falls ich sie zu Wagen fortbringen lassen muß, brauche ich wenigstens zwölf Wagen, was mir, da der Wagen zwanzig Thaler kostet, eine Ausgabe von 240 Thalern verursachen würde, während ich für einen Kahn nur fünfundzwanzig Thaler zu bezahlen brauchte: aber dazu müßten die Wassergötter die Güte haben, Thauwetter eintreten zu lassen.

Wie gefällt es Ew. Majestät in Ihrem Schlosse zu Dahlen? Es wird mir nicht schwer, mir auszumalen, daß Sie die wenigen Augenblicke, welche die Besorgung der politischen und militärischen Geschäfte übrig läßt, leicht völlig mit der Lektüre der mitgenommenen Bücher ausfüllen. Ich denke mir, daß Sie schon alles durchgelesen haben, was Verres an Getreide und Tempelstatuen in Sizilien gestohlen hat. Bei den Scheffeln, die Verres raubte, fällt mir übrigens ein, daß ich Ew. Majestät mitteilen kann, wie die Scheffel unsrer hiesigen Wucherer tagtäglich billiger werden. Ich habe aller Welt gesagt, es sei die Absicht Ew. Majestät, nach Ihrer Ankunft in Potsdam den Scheffel für zweiundzwanzig Groschen brandenburgisches Geld zu verkaufen. Wollen also die Wucherer ihre Vorräte vor der Ankunft Ew. Majestät überhaupt verkaufen, so müssen sie mit dem Preise heruntergehen.

Herr de Catt war an einer sehr heftigen Kolik erkrankt, jetzt ist er wieder völlig hergestellt, und wird, wie ich glaube, morgen abreisen, um sich zu Ew. Majestät zu begeben.

Ich habe die Ehre u. s. w.

Der König an den Marquis

Dahlen, 1 März 1763

Endlich ist der Friede wirklich da, mein lieber Marquis! Diesmal reiten die Postillone mit ihrem ganzen Aufzuge mit Fug und Recht ins Thor. Gott sei Dank, daß meine kriegerische Lebensepoche zu Ende ist!

Sie fragen mich, was ich treibe. Täglich höre ich Cicero reden. Die Verrinen habe ich längst fertig, und jetzt bin ich bei der Rede für Murena. Außerdem habe ich Batteux durchgelesen. Sie sehen also, daß ich nicht faul bin.

Was Sie selbst anlangt, mein Lieber, so müssen Sie nicht ungeduldig werden. Der Fluß ist schon schiffbar und Sie werden Zeit genug haben, Ihre Sachen noch vor meiner Ankunft nach Potsdam schaffen zu lassen.

Ich bleibe hier oder in Torgau bis zum dreizehnten. Meine Reise nach Schlesien wird vierzehn bis siebzehn Tage dauern, sodaß ich erst am einunddreißigsten März oder zweiten April in Berlin sein kann. Am ersten April mag ich nicht ankommen, dann würden Witze über mich gemacht und gesagt werden, ich hätte mich in den April schicken lassen.

Wenn der Friede den Berlinern Freude macht, so geht es den Sachsen hier anders. Kaum haben wir eine Stadt oder einen Bezirk geräumt, so zieht der sächsische Steuerexekutor ein: „Bezahlt, bezahlt! Der König von Polen braucht Geld!“ Das Volk muß die Härte dieses Vorgehens aufs tiefste empfinden. Es steckt im Elende und statt Erleichterung zu finden, sieht es nur, wie sein Ruin beschleunigt wird. Sehen Sie, mein Lieber, so ist es in Wirklichkeit mit Sachsen bestellt. Ich selbst sehe all diese Steuereintreibungen als unbeteiligter Zuschauer mit an, ohne sie freilich als Weltbürger billigen zu können.

Ich arbeite hier ganz in der Stille an der inneren Reorganisation meiner Provinzen, die Anordnungen in betreff der Armee sind im großen und ganzen schon erledigt.

Die Franzosen haben ihren Frieden fünf Tage vor uns abgeschlossen. Sie müssen gestehen, daß wir ihnen auf dem Fuße nachgefolgt sind, und daß man ein so großes Werk nicht schlanker zu Ende bringen kann, als wir es gethan haben.

Seine Polnische Majestät ist noch nicht hergestellt. Seine Gesundheit schwankt noch immer. Die Sachsen sehen seine Rückkehr als ein Landesunglück an, er ist für sie eine schlimmere Geißel als Krieg oder Hungersnot.

Aber was geht Sie und mich Sachsen, der König von Sachsen, sein Minister und diese ganze lüderliche Wirtschaft an? Ich strebe darnach, mir innere Ruhe zu verschaffen und mir die Geschäfte etwas vom Halse zu wälzen, um mein Leben zu genießen und in leidenschaftsloser Ruhe über mich selbst nachzudenken. Ich will bei meinem Innern Einkehr halten, und besonders jede Repräsentation vermeiden, die mir, um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, von einem Tage zum andern unerträglicher wird.

Eben fällt mir noch etwas ein: Alembert hat alle ihm von Rußland gemachten Anerbietungen zurückgewiesen. Dieser Schritt hat meinen vollen Beifall, da er ein untrügliches Zeichen seiner Uneigennützigkeit ist, und er, wie ich glaube, wohl daran gethan hat, sein Glück nicht in der Ferne zu suchen. Basta: das ist ein zarter Punkt, den man nicht berühren darf.

Gute Nacht, lieber Marquis. Es ist spät, ich habe noch viel zu thun. Ich hoffe noch während meines Aufenthaltes in Sachsen von Ihnen zu hören. Leben Sie wohl, lieber Marquis, leben Sie glücklich, achten Sie auf Ihre Gesundheit und vergessen Sie mich nicht.

Der Marquis an den König

Berlin, 5 März 1763

Endlich, Sire, habe ich den ersehnten Herold gesehen. Eben zog er vor meinem Fenster vorbei und verkündigte den Frieden! Vier- bis fünftausend Menschen drängten

sich hinter ihm her, und ihre lauten Freudenrufe rührten mich tiefer als die schönste Musik. Ihr Volk liebt Sie von Herzen, und Sie verdienen es: das muß eine doppelte Freude für Ew. Majestät sein.

Während Sie in Dahlen Cicero lesen, packe ich hier Ciceros Werke ein. Ein Teil meiner Sachen ist schon nach Potsdam abgegangen. Ich empfinde bei dieser Gelegenheit die ganze Last meines Reichtums: niemals hätte ich geglaubt, so viel Sachen zu besitzen; sie haben nicht einmal auf drei Kähnen Platz. Wenn ich soviele Kisten und Kasten sehe, komme ich manchmal auf die Einbildung, ich hätte zu den Lieferanten Ihrer Armee gehört.

Abgesehen von meinem Umzuge habe ich noch eine andre Beschäftigung: ich richte mich darauf ein, mit der Bürgerschaft von Berlin Ew. Majestät feierlich einzuholen. Augenblicklich lasse ich mir einen blauen Rock mit Gold sticken: das ist nämlich die Tracht, welche die Bankiers und Kaufleute anzulegen denken. Die Herren werfen mit Gold und Stickerei nur so um sich, und ich muß es natürlich ebenso machen wie sie, da sie die Güte gehabt haben, mich unter ihr Korps aufzunehmen. Ich werde das Roß des guten Vaters Suarès*) reiten, ein frommes und ruhiges Tier, welches würdig ist, einen alten Philosophen zu tragen. Gefahr ist also nicht bei der Sache.

Ich wundere mich nicht über den Schritt, welchen d'Alembert gethan hat, denn ich habe schon sehr oft die Ehre gehabt, Ew. Majestät zu sagen, daß ich weit lieber ein guter Bürgersmann in der Brüderstraße als Kaiser von Rußland sein möchte. Diese Ansicht befestigt sich bei mir täglich.

Ich danke Ew. Majestät vielmals für die Pferde, und hoffe mich ihrer zu Ihrer Ehre und Ihrem Ruhme bedienen zu können.

---

*) Der spanische Jesuit Suarès antwortete dem Herzoge von Medina-Sidonia auf die Frage, was für ein Pferd er sich wünsche: qualem me decet esse, mansuetum. (Anmerkung von Preuß.)

Alle Tage kommen neue Truppen an. Morgen sollen die drei Bataillone Quintus Icilius*) eintreffen, von denen behauptet wird, sie seien dazu bestimmt, aufgelöst und in andre Regimenter verteilt zu werden.

Ob die Königin von Ungarn ihre Truppen auflösen wird, weiß ich nicht, aber davon bin ich überzeugt, daß sie unter ihrer Verwandtschaft aufräumen und daß ihr Cousinenverhältnis zur Pompadour ebenso behandelt werden wird, wie die Freibataillone in Berlin.

Ich habe die Ehre u. s. w.

Der König an den Marquis

Dahlen, 10 März 1763

Während Sie, lieber Marquis, den Aufzug der Herolde mit ansehen und die Volksmenge Hurrah schreien hören, führe ich hier ein mir lebhaft zusagendes beschauliches Dasein.

Freilich habe ich das lästige Geschäft, Truppen in Bewegung zu setzen, was noch etwas mehr Arbeit verursacht als Ihr Umzug mit all Ihren Reichtümern. Da jedoch jetzt alles im Gange ist, so habe ich etwas mehr Ruhe als in Leipzig.

Ich bitte Sie, kommen Sie mir nicht zu Pferde entgegen. In dem Gedränge könnte Ihnen irgend ein Unglück begegnen, und ich würde untröstlich darüber sein. Ich bin fest davon überzeugt, daß Ihnen meine Rückkehr Freude macht. Was sollen also derartige öffentliche Freudenbezeugungen, die Ihnen Unannehmlichkeiten oder Unglück zuziehen können? Außerdem kann ich erst zwischen sieben und acht Uhr abends in Berlin eintreffen. Was wollen Sie also so lange im Freien machen? Sie werden sich

*) Diesen Namen hatte der König dem öfters erwähnten Kapitän Guichard im Jahre 1759 gegeben, als er ihn zum Major ernannte.

Rheumatismus und Gott weiß welche andern Uebel zuziehen. Nein, nein, lieber Marquis, erwarten Sie mich in meinem Zimmer, wo ich Sie ordentlich sehen und sprechen kann: das wird ein vernünftigeres und für uns beide passenderes Vergnügen sein als diese gefährliche Reiterei, die mich ängstlich macht.

Sehr wider meinen Willen löse ich so viele Truppenteile auf, aber die Lage, in welche ich durch den Friedensschluß komme, erlaubt mir nicht mehr als einhundertundachtunddreißigtausend Mann zu unterhalten, während ich einhundertundachtundachtzigtausend im Felde gehabt haben werde. Ja in diesem Jahre belief sich die gesamte Truppenzahl mit Einschluß der Garnisonen auf zweihundertundneunzehntausend Mann. Nun kommen doch aber all diese Soldaten wieder ins Land und es gehen nur einige Deserteure ab. Ich entlasse also die Einheimischen und behalte die Fremden.

Auch in Wien spricht man von Truppenentlassung. Zum Teil ist dieselbe schon vorgenommen, was noch geschieht, werden wir bald erfahren.

Ich glaube nicht, daß die „Cousine“ sobald entlassen werden wird. Steht ein Systemwechsel überhaupt bevor, so ist er doch frühestens erst in einem Jahre zu erwarten.

Was mich anlangt, so habe ich keine Eile, denn, ist es möglich, so möchte ich meine alten Knochen mit Frieden in die Grube tragen und meiner Seele endlich die Stimmung geben, welche während dieses Krieges fast fortwährend durch gewaltsame Erschütterungen unterbrochen wurde.

Catt kam fieberkrank hier an. Ich behandle ihn und hoffe ihn Ihnen gesund nach Berlin zu schicken.

Am sechzehnten besuche ich die Kurprinzessin in Moritzburg, am achtzehnten bin ich in Schweidnitz, dann geht es weiter bis zum zweiten April abends zwischen sieben und acht Uhr, wo ich das Vergnügen haben werde, Sie im Schlosse in Berlin zu sehen.

Sehen Sie, lieber Marquis, das sind meine Reisedispositionen.

Heute habe ich einen Aderlaß mit mir vornehmen lassen, weil ich viel von meinem gewöhnlichen Krampfe litt. Doch das macht nichts. Gehaben Sie sich wohl und vergessen Sie den Philosophen nicht, der dazu verurteilt ist, ein herumschweifendes Leben zu führen, als wäre er der ewige Jude. Adieu.

Druck von Carl Marquart in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Geschichte der modernen Kunst

von

Adolf Rosenberg.

Erster Band:

Geschichte der französischen Kunst von 1789 bis zur Gegenwart.

Preis brosch. 10 M., in eleg. Liebhaberhalbfranzband 13½ M.

Das Werk wird in drei Bänden vollständig sein.

❦

A. u. Dommer's

Handbuch der Musikgeschichte.

Zweite revidirte und vermehrte Auflage.

Preis 12 Mark.

❦

Eine deutsche Stadt

vor sechzig Jahren.

Kulturgeschichtliche Skizze

von

Dr. Otto Bähr.

Klein-Octav. Broschirt M. 2.50, in Halbfranzband M. 4.50.

❦

Rudolf Reichenau:

Aus unsern vier Wänden.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Groß-Octav. 40 Bogen Text. 6 M. Elegant gebunden 8 M.

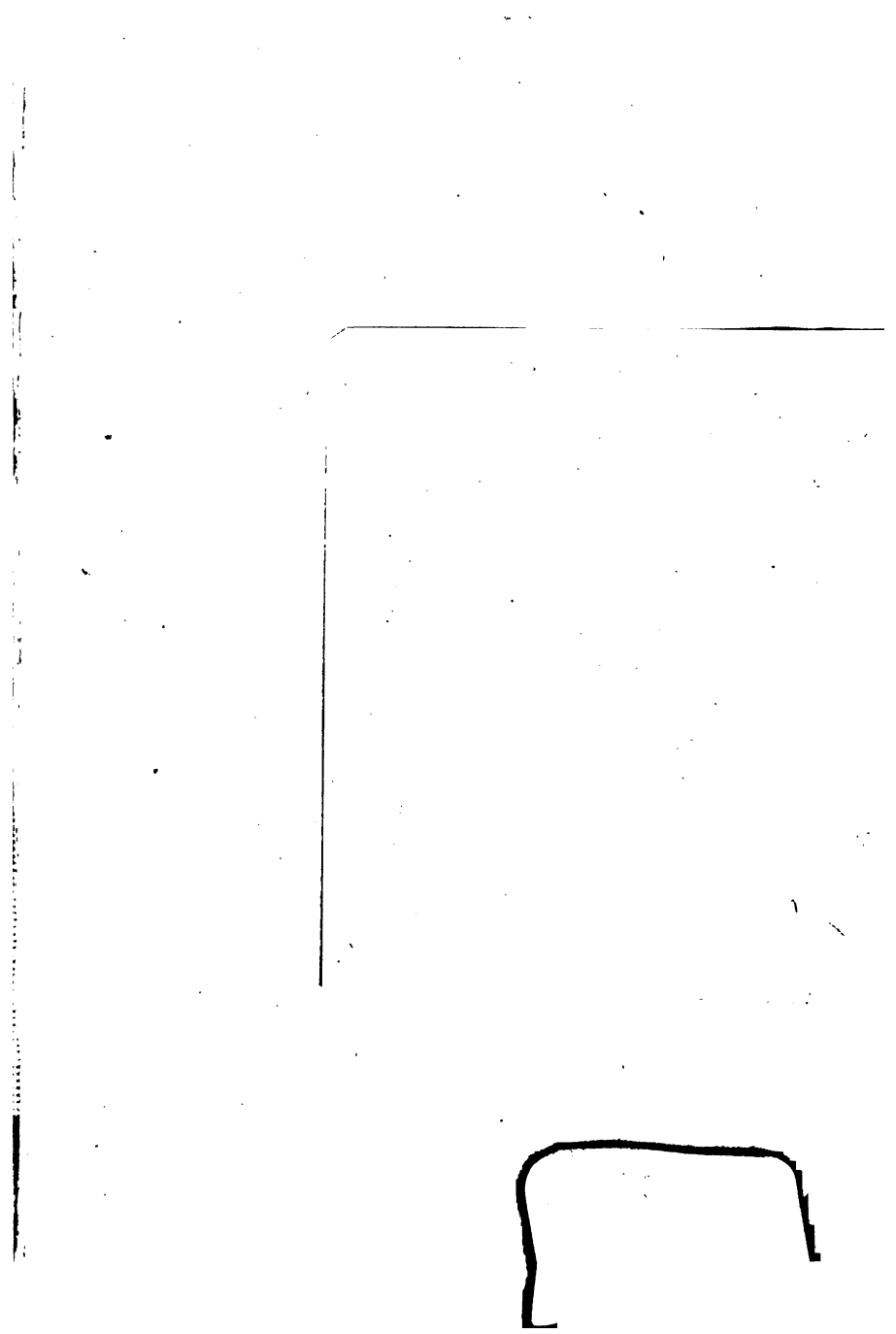
❦

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Die Fälscherkünste
(Le Truquage)
von
Paul Eudel.
Autorisirte Bearbeitung von B. Bucher.
Ein Band Klein-Octav. Preis broschirt 5 Mark.

Vom Gestade der Cyclopen und Sirenen.
Reisebriefe
von
Wilhelm Kaßmann.
Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage.
Elegante Ausstattung mit Zierleisten, Initialen und Schlußstücken, gezeichnet von Adolf Schill.
Preis brosch. 6 M., in elegantem Original-Leinwandbande 8 M.

Gastfahrten.
Reiseerfahrungen und Studien
von
Wilhelm Kaßmann.
Ein Band von 26 Bogen Klein-Octav.
Elegante Ausstattung mit Zierleisten, Initialen und Schlußstücken, gezeichnet von Adolf Schill.
Preis brosch. 6 M., in elegantem Original-Leinwandbande 8 M.



Gesprache Friedrichs des Grossen m
Widener Library 002865986
3 2044 086 103 892